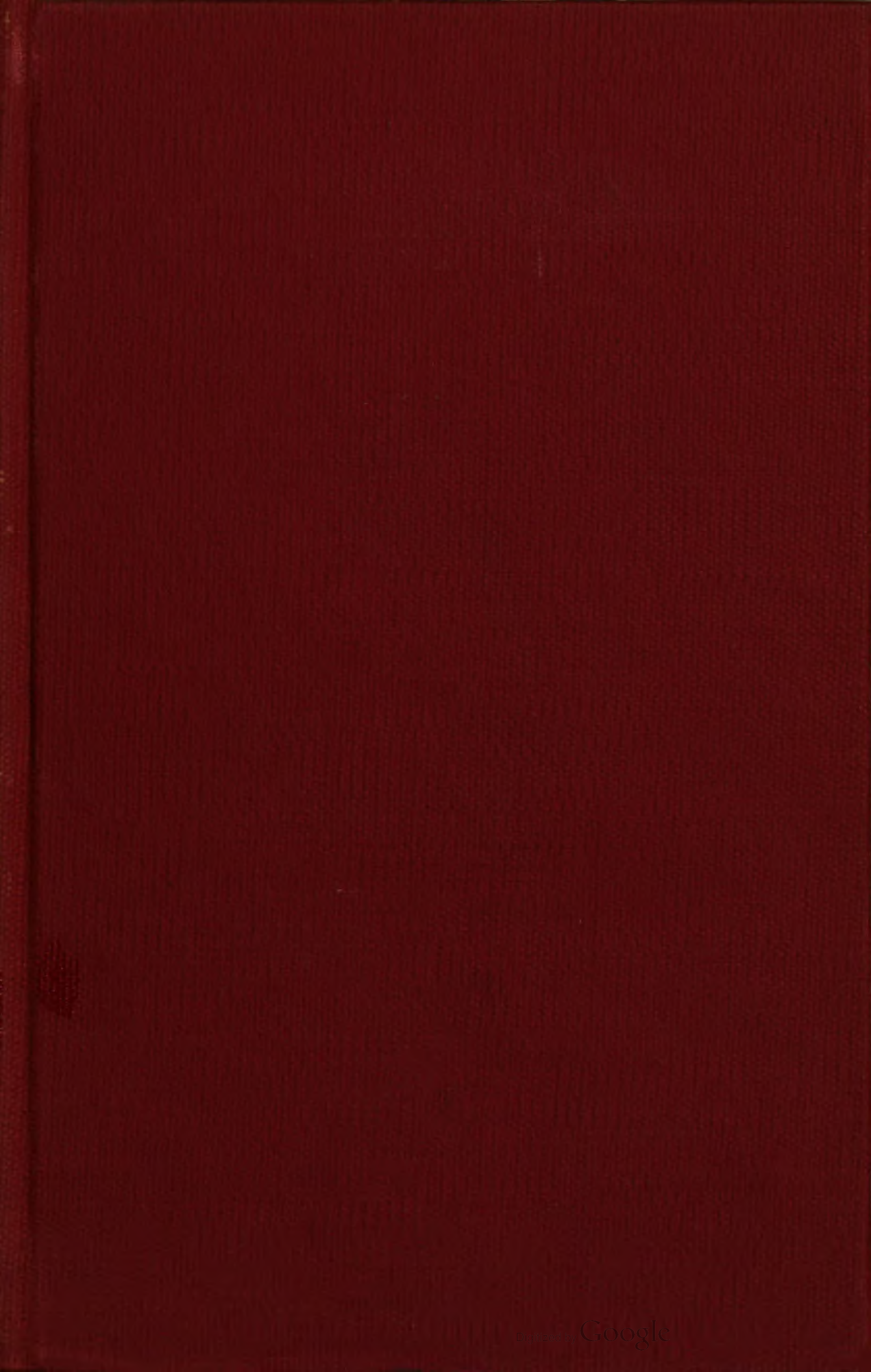





UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

NEUNUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1920



INHALT.

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XXXIX, 1. 2. october 1919

Die mundart der deutschen Walliser im heimattal und in den aufsenorten von dr **Karl Bohnenberger,** professor an der universität Tübingen, mit einer karte der Walliser mundart. [Beiträge zur schweizerdeutschen grammatik. im auftrag des leitenden ausschusses für das Schweizerdeutsche Idiotikon herausgegeben von Albert Bachmann. VI.] Frauenfeld, Huber u. co. 1918. 281 ss. 8°. — 8 m.

Mit beträchtlicher verspätung, die wol nicht begründet zu werden braucht, erfolgt die besprechung dieses so aufschlussreichen buches. zum erstenmal werden hier die mundartlichen verhältnisse der Walsersiedlungen in ihrem ganzen umfange von fachmännischer seite ausgiebig beleuchtet und ein anziehendes und fruchtbares problem angeschnitten. es klebt viel schweifs an dem buche. wol stand Bohnenberger für die Walserfrage ein ziemlich ausgedehntes schrifttum zur verfügung, aber die einzige nicht von laienhand herrührende sprachkundliche arbeit, Wipfs mundart von Visperterminen, erschien erst, als der band fast abgeschlossen war; der belegstoff muste also aus dem weitzerstreuten und teilweise schwer zugänglichen mundartgebiet zumeist erst mühsam zusammengetragen werden.

Einer beschreibung der Walliser niederlassungen folgt der wichtige abschnitt über ihre entstehung. wir erfahren da, dass vom deutschen Wallis, das selbst vor 1000 vom obersten Aaregebiet aus germanisiert oder genauer alemannisiert worden war, im 12 und in der ersten hälfte des 13 jh.s sich ein strom von auswanderern über die gletscher nach dem süden ergoss, wo sie sich am fufse des Gorners (Monte Rosa) und in der landschaft davor, namentlich im bereich der oberen Anza, Sesia und Lys festsetzten und so das deutsche sprachgebiet bis nahe ans Augsttal vorschoben. einige dieser siedlungen sind dem deutschtum verloren gegangen, die mehrzahl ist erhalten geblieben. ein zweites abströmen aus dem heimattal erfolgte vor 1250 ostwärts ins Graubünden. wie es scheint, war die zahl der auswanderer diesmal gröfser als beim ersten auszug, oder aber sie haben sich im osten stärker vermehrt: haben sie doch einen teil der romanischen nachbarschaft einzudeutschen vermocht und selbst wider ableger des Walsertums nach Vorarlberg verpflanzt, die auch in deutschsprachiger umgebung an wichtigen merkmalen der mutter-

mundart festhielten. es ist das vielleicht der conservativste zug in der geschichte dieses so grundconservativen Walliservölkleins.

Dieses sprachliche beharrungsvermögen, dessen entstehn und weiterwürken begreiflich wird, wenn man sich die geographische lage des Walliser mutterlandes und der meisten aufsenorte vergegenwärtigt (abgeschlossenheit durch mächtige gebirge und durch romanisches volkstum bezw. höhensiedlungen ohne nennenswerte zuwanderung) hat die mundart besonders der südlichen gruppe auf einer stufe erhalten, über die andre stämme weit hinaus sind; nur das 'cimbrische' kann sich in mancher hinsicht mit ihr messen, denn hier wie dort sind die ahd. längen zwar verkürzt, aber ihrer art nach gewahrt, vollzähliger im wallisischen als im cimbrischen; freilich hat dieses dafür nicht wie jenes die kurzen auslautenden vocale geopfert. so wird denn das wallisische für die quantitätsbestimmung zweifelhafter mindertoniger auslautvocale des ahd. geradezu entscheidend. man wird künftig kaum mehr daran zweifeln, dass die endung der schwachen stämme, das *o* in *haso* (wall. *haso*), die *a* in *zunga*, *ôra* (wall. *tsuŋŋa*, *s glīxxa* das gleiche), ebenso die *a* des pl. *taga* (wall. *taga*), des gen. sg. fem. starker stämme (vgl. wall. *ira* ihrer) und das *o* im nom. acc. pl. der starken flex. des fem. adj. (wall. *alto*) in altalem. zeit im süden noch lang gewesen sind, wie ja auch schon ihre herkunft vermuten lässt.

Bedeutsamer noch als wegen dieser altertümer für den grammatiker ist die mundart für den sprachlichen theoretiker. man darf im allgemeinen schliefsen: was an sprachlicher, besonders lautlicher sonderentwicklung im wallisischen gemeingut ist, muss in seinen grundlagen aus dem heimattale mitgebracht sein, und was dieses mit dem alten stammland nördlich der Uralpen gemeinsam hat, muss daher rühren, und so urteilt im wesentlichen auch B. · für gewisse einzelheiten muss freilich die möglichkeit der polygenese offen bleiben (vgl. s. 47), ebenso darf in betracht gezogen werden die geschichtlich bezeugte tatsache teilweiser rückwanderung von Wallisern aus dem Rotentale nach ihrer alten heimat (s. 21. 45). doch betont dies B. wol über gebühr. denn bei der örtlichen beschränktheit solcher rückkehr kann sie für die sprachliche gestaltung nicht sonderlich ins gewicht fallen. die andre möglichkeit, dass das oberste Aaregebiet als 'urheimat' der Walliser mancherlei gemeinsames mit dem späteren siedlungsbereich bewahrt hat, ligt weit näher, und der umstand, dass die Walliser eigentümlichkeiten im bernischen gegen den oberlauf der täler hin zunehmen, braucht nichts anders zu besagen, als dass diese abgelegeneren gegenden sich gegen neuerungen von norden oder nordosten her ablehnender verhielten als ihr vorland. zudem sind merkmale wie die palatalisierung und entrundung ja gar nicht auf das oberste Aareland beschränkt: es palatalisieren (wie auch B. s. 64 anmerkt) auch der kanton Unterwalden und teile von

Uri. ebenso erstreckt sich die entrundung ins Unterwalder und Urner gebiet hinein, wie Bachmann im Geogr. lexikon der Schweiz 5 lehrt, und galt ehedem in noch viel gröfserer ausdehnung (vgl. s. 61 anm. 1). sollen all die gegenden hierzu von Wallis aus angeregt worden sein? die paar Lötschener, die sich um Lauterbrunnen niederliefsen, können doch ein solches moralisches oder sonstiges übergewicht nicht besessen haben, dass von ihnen eine so weitreichende bewegung ausgegangen wäre, und eine andre vermittlung ist zweifelhaft.

B. konnte zu seiner freilich nicht sehr entschieden geäufserten auffassung nur gelangen aus folgender erwägung heraus: entrundung ist nicht gemeinwallisisch, denn die östlichen siedlungen und die südlichste (Issime) kennen sie nicht, sie kann demnach nicht altwallisisch sein. das angrenzende Berner gebiet zeigt sie; ein zusammenhang ligt auf der hand. sie kann aber nicht aus dem norden mitgebracht sein (s. 61), denn sonst wäre sie eben gemeinwallisisch. es bleibt also nichts übrig als übernahme vom süden nach dem norden. der fehler dieser rechnung ligt m. e. in einer etwas zu mechanischen sprachbetrachtung, in der voraussetzung, gemeinsamkeit der ersten anregung genüge nicht, sondern die gleichlaufende entwicklung erfordere auf allen oder doch den entscheidenden stufen verkehrsgemeinschaft. B. unterschätzt also die blofse sprachliche disposition gegenüber dem endergebnis ihres fortwürkens und unterschätzt die möglichkeit einer rückbildung unter hierfür günstigen bedingungen vor abschluss der entwicklung. um deutlicher zu werden: die gemeinsame entstehung der palatalisierung und entrundung im geographisch zusammenhängenden gebiet der deutschen Central- und Südschweiz steht für mich aufser zweifel. vor der auswanderung der Walliser über die hohen Alpenpässe nach dem süden hatte sich in der gegend zwischen dem Vierwaldstätter und Thuner see (und vielleicht darüber hinaus) schon die anlage zu passiver lippentätigkeit und zu palatovelarer bildung velarer vocale, im besonderen des *u* entwickelt. sie wurde von den abziehenden übernommen. die später nach dem osten wandernden Walliser haben sie mit ausnahme von Obersaxen in einer ganz anders gearteten sprachlichen nachbarschaft, die solcher einstellung vermutlich weniger günstig war, aufgegeben, die übrigen sie wie im mutterlande selbständig weiter entwickelt (bez. wie Niedergestelen fallen lassen), und diese weiterentwicklung erfolgte in den verschiedenen teilen wol zeitlich verschieden und auch nicht in demselben umfange.

Die betonung der wichtigkeit blofser articulationstendenzen hat grundsätzliche bedeutung. denn bei ihrer verkennung kommt man zu chronologischen unmöglichkeiten. das beste beispiel hiefür ist die mda. der Siebenbürger Sachsen, wo die diphthongierung des *î*, *û* sich im wesentlichen in denselben bahnen bewegt wie in einem teile des moselfrk. (sich anders gestaltet im hiat

als im auslaut und anders als in offner silbe). wir müsten also, wollten wir nur die schlussglieder der entwicklungsreihe als mafsgebend für die zeitbestimmung der erscheinung gelten lassen, der moselfrk. heimat der Siebenbürger für das 12 jh. schon alle die verschiednen stufen der diphthongierung, wie sie die tochtermda. voraussetzt, zusprechen, während sich die diphthongierung im moselfrk. urkundlich doch erst aus dem 15 jh. nachweisen lässt. hielte man in unserm fall an der ausschliefslichen vergleichung der endphasen fest, so käme man zu dem ergebnis, dass die Walliser mda. im 12 jh. (nach B. fällt die besiedlung von Issime noch ins 12 jh.) im grofsen ganzen ebenso aussah wie heute in ihrem conservativeren teile. es hätte also seit der abwanderung der colonisten eine bis in die gegenwart herein dauernde periode fast völliger erstarrung eingesetzt, der nur die östlichen aufsenorte mehr oder minder entgiengen. so müste man zb. annehmen, es seien schon vor beginn der aufsensiedlung die kurzen auslautenden vocale geschwunden, weil der schwund allen teilen der mda. zukommt usw. auf bair. boden hat ende des 13 und anfang des 14 jh.s vom tirolisch-kärntnischen grenzgebiet aus eine ähnliche bewegung stattgefunden wie die der Walliser: die sprachinseln in Karnien (Friaul) mit ausnahme von Tischelwang, in Krain und im Görzischen sind ihr ergebnis. von gewissen altertümlichkeiten abgesehen, haben fast alle lautwandlungen von denen diese aufsenorte betroffen wurden, ihre entsprechung im mutterlande (oder es sind doch deutliche ansätze dazu im stammgebiet vorhanden), so zb. die entrundung, verschiedene mono- und diphthongierungen, und doch ergeben lehnwörter aus den fremden sprachen der neuen umgebung und umgekehrt entlehnungen in diese, dass zur zeit der besiedlung noch ältere lautwerte galten: die disposition war da, aber die weitere entwicklung, und zwar im selben sinne wie in der heimat, erfolgte nach der trennung. vielleicht würde sich bei näherer untersuchung der deutsch-romanischen beziehungen in dem bereiche der Walliser siedlungen das ergebnis ähnlich gestalten. so erscheint es mir denn zweifelhaft, ob, wie B. s. 49 meint, beim abzug der östlichen gruppe schon nasallose aussprache der verbindung germ. vocal + *nk* im Rotental galt: auch da mag sich die gleichlaufende entwicklung selbständig vollzogen haben, nur war eine gewisse neigung zur schwachen bildung des *n* vor *x* schon vorhanden und zwar schon in vorwallisischer zeit. die südlichsten aufsenorte haben sie in fremder umgebung grösstenteils eingebüfst, was natürlich um so leichter war, als zur zeit ihrer besiedlung die lautgruppe noch auf einer älteren entwicklungsstufe stand. mit solcher ansicht befind ich mich, wie ich sehe, auch in keinem unüberbrückbaren gegensatz zu B., denn s. 55f rechnet er gelegentlich der ausführungen über die diphthongierung selber mit einer gewissen 'anlage oder neigung' hierzu, die bereits im mutterlande vor-

handen war. nur hätte er, wie mir scheint, diesen standpunct öfter als es geschieht vertreten sollen.

Mit recht hebt B. die grundsätzliche bedeutung des auftretens der 'nhd.' diphthongierung im alem. süden, weit ab vom zusammenhangendem sprachgebiet und daselbst wider in örtlicher abgeschiedenheit, hervor. auch die von ihm gegebene phonet. erklärung der erscheinung wird zu erwägen sein; fürs alem. wird sie wol zutreffen. verallgemeinern möcht ich sie indessen nicht: ein grofser teil der steirischen mdaa. diphthongiert mhd. *ĭ*, *ŭ* oder zeigt ansätze hierzu zb. *wįisn*, *weisn* wiese, ohne dass steigender diphthong vorläge. es klingt wie ein hohn auf jene noch immer weitverbreitete theorie, wonach die diphthongierung mit dem silbenschwund zusammenhängen soll, wenn man erfährt, dass gerade unsere conservativsten dialecte sie ebenfalls kennen und darunter solche (Issime), für die irgendwelcher einfluss apokopierender mdaa. glattweg ausgeschlossen ist. ich darf bei dieser gelegenheit auch wider auf das 'cimbrische' verweisen, das auch kurze auslautende vocale gewahrt hat unbeschadet der diphthongierung. auch die erwähnte steirische zeigt keinerlei zusammenhang mit apokope oder synkope: *i* in *is*(*t*) wird genau so behandelt wie in mhd. *rise* usw. mit geschwundenem *e*. romanischer einfluss auf die diphthongierung im wallisischen erscheint mir wenig glaubhaft, eher wird die monophthongierung in den südl. aufsenorten welschen ursprungs sein; auch das cimbrische teilt sie.

Indem der verf. auch die Berner mdaa. zum vergleich heranzieht, ist er, das gemeinsame hervorhebend, imstande, das hohe alter einer anzahl mundartlicher entwicklungstendenzen — zu dieser einschränkung vergleiche man das oben gesagte — nachzuweisen. seine ausführungen werden so zu einem lehrreichen beitrag zur frage nach dem alter der mundarten. er gelangt zur aufstellung einer besonderen gruppe innerhalb des hochalemannischen, des höchstalemannischen, dessen ausdehnungsgebiet, wie restformen — trümmer einstigen machtbereiches — dartun, ursprünglich weit gröfser war und den überwiegenden teil der deutschschweizerischen mdaa. umfasste. es muss offen bleiben, wie viele von den auf s. 86 ff zusammengestellten Altwalliser eigentümlichkeiten im grunde als höchstalemannisch anzusprechen sind, denn dadurch dass der werdegang des bernischen anteils weit mehr gemeindeutschen einflüssen ausgesetzt war als der des wallisischen, hat die Berner mda. wol manches ursprünglich gemeinsame merkmal verloren. B. befürwortet im anschluss an diesen abschnitt auch eine umbenennung der bisherigen alemannischen mundartgruppen und möchte sie (in übereinstimmung mit dem bair.) in nord-, mittel- und südalemannisch umtaufen. dabei aber würde mittelalem. eine ganz andre verschiebungsstufe bedeuten als das heutige mittelbairisch: der erwünschte parallelismus wäre damit nicht gewonnen.

Es gienge zu weit, wollt ich mich mit den zahlreichen bemerkenswerten problemen, die das buch bietet, näher befassen, nur einige einzelheiten sollen noch erwähnt werden. zu s. 65: *ę̄* in *sę̄ltina* ist doch wol regelrechter umlaut wie zb. in *Veltlin* < *Val Tellina*. s. 67: *houwu* beruht auf *houuan*, *uu* wurde zu *wu*, von kürzung kann also nicht die rede sein. s. 78: zum alem. stimmt auch das cimbr. *tauzonkx* 1000. die bildung der zahladv. mit *fart* war wol gemeinobd., weil auch die bair. sprachinseln sie kennen. s. 90 vermiss ich die mouillierung des *l* (vgl. s. 155) und die eigentümliche bildung der demin. auf -*(l)ti*. s. 91: es fehlt der hinweis auf den übergang von *ae* in geschlossenen laut im deutsch-schweiz. westen (doch vgl. s. 108 anm. 1). s. 124: den ausdruck 'brechungsform' für *iu* vor labial oder velar säh ich lieber vermieden, weil er falsche vorstellungen weckt. von s. 131 sollte auf s. 197 bzw. 205 verwiesen werden, denn der schwund des *â* in *ougâ* ist keine lautgesetzliche sondern eine analogische erscheinung. bei den nebensilben fehlt die unterscheidung zwischen schwach- und nebentonig. dass diese anders behandelt wurden, ersieht man aus fällen wie *brę̄šthaft*, *erlaupnus* usw., die durchaus nicht 'mundartwidrig' sein müssen; auf die möglichkeit des nebentons wird allerdings s. 139 in einer anmerkung hingewiesen. s. 152: *jesan* und *gähren* sind gar nicht identisch, zu diesem (cimb. *gęrwen*, kärnt. *gęrbm* < -*ë*-) vgl. Falk u. Torp Et. wb. 319 und bair. *gęrm* < *gërwen* hefe. s. 156: *l* ist keineswegs das übliche zeichen für palatalisiertes *l*. s. 162: in *phemt* behende, *pfrüomt* pfründe, *wimslut* winselt, *bimsl* pinsel ligt fernassim. vor, alle beginnen ja mit einem labial. s. 168 und 170: die stimmhafte ansprache des germ. *s*, *f* im süden ist doch eher bewahrung älteren zustandes als rom. einschlag; alle südbair. aufsensiedlungen sprechen stimmhafte laute und auch das geschlossene bair. sprachgebiet kennt sie noch zum teil. übrigens hab ich auch im Wallis noch stimmh. *s* gehört. s. 239 u. 249: umlaut in 'suchen' gilt auch im cimbr., ebenso hat dieses *mag* zu *man* (unter einfluss von *kan*) umgebildet. s. 252: *is* für *ist ez* ist urspr. gemeinoberd., vgl. zb. gottscheeisch *išt* ist, aber *is* = ist es und urkundl. (bair.) schreibungen wie *izz*.

Prag-Smichow. **P. Lessiak.**

Germanische syntax IV. Die wortstellung in dem älteren westgötischen landrecht von **B. Delbrück**. [Abhandl. d. phil.-hist. kl. Kgl. sächsisch. ges. d. wiss. XXXVI, 1.] Leipzig, Teubner 1918. 71 ss. lex. 8°. — 3 m.

Dieses IV heft 'Germanische syntax', in dem Delbrück seine wortstellungsforschungen fortsetzt, schliefst sich insofern an das II ergänzend an, als es ausführlich die dort nur wenig berücksichtigte altschwedische wortstellung behandelt. es weicht aber von jenem darin vorteilhaft ab, dass es inhaltlich mehr bietet:

es erörtert auch die stellung der glieder innerhalb der wortgruppe. weniger zum vorteil gereicht es der darstellung, dass der verf. hier zt. andre wege einschlägt; unter verzicht auf jede weitere gliederung (was der übersichtlichkeit schadet und auch die vergleichung der neuen ergebnisse mit den frühern unnötig erschwert) breitet er seinen stoff in 26 paragraphen aus: die ersten 17 behandeln die stellung des verbums (§§ 1—8 in haupt-, §§ 10—17 in nebensätzen, § 9 in 'periodenhaften satzverbindungen'), die neun letzten die wortgruppe (§§ 18—23 verbalgruppe: infin. part. 'richtungswörter'. negat. obj. — §§ 24 bis 26 nominalgruppe: adnom. gen. adj. präp.). am schluss der einleitung (s. 1—5), die über die untersuchten texte auskunft gibt, hat der verf., 'damit sich der leser in seiner darstellung zurechtfinde', 'leitsätze' aufgestellt. diese sind, über den angegebnen zweck hinaus, von grundsätzlicher bedeutung: sie erklären nicht nur den gang und die ziele der vorliegenden untersuchung und sind als vorweggenommene zusammenfassung ihrer hauptergebnisse anzusehen, sondern sie geben auch, kurz zusammengedrängt, des verf.s jetzige anschauungen von den haupttatsachen der altgermanischen wortfolge überhaupt und ihrer entwicklung aus der vorzeit wider. was da über die vorgermanische wortstellung gesagt wird, dürfte heute keinem widerspruch mehr begegnen, diese annahmen können jetzt wol als fester besitz der sprachwissenschaft gelten. gegen den übrigen inhalt dieser leitsätze hab ich aber erhebliche bedenken, gegen das was sie bieten nicht weniger, als wegen dessen was sie vermissen lassen.

Der verf. spricht ausschliefslich von der verbstellung und scheint sich damit wider auf den standpunct Erdmanns und Braunes zu stellen, dass die syntaktische function der nichtverbalen glieder für die germanische wortstellung gleichgiltig sei. seine stellung zu dieser grundfrage ist aber unklar, schwankend und nicht ohne widersprüche. im Anz. xxxi 66 hatte er meine widerlegung jener ansicht als gelungen anerkannt und mit dem hinweis auf andre idg. sprachen gestützt. trotzdem wandte er sich ebda s. 69 gegen die unterscheidung von grader und ungrader folge — die doch aus der dem subject gebührenden sonderstellung unvermeidlich folgt — und von sätzen mit und ohne spitze, weil sie zwei erscheinungen, die unter genau denselben bedingungen stünden, unter zwei verschiedene kategorieen bringe und zusammengehöriges in der darstellung trenne. dabei übersah er, dass *Romam condidit Romulus* ebenso ungrade folge ist, wie *condidit Romulus Romam*, also in dieselbe (haupt) gattung gehört, ferner dass diese wortfolge im erstern fall eben der spitze wegen n i c h t unter denselben bedingungen steht wie im letztern, also zwei verschiedenen (unter)arten zuzuweisen ist, abgesehen davon dass zum verständnis der verschiedenen weiter-

entwicklung der stellung der sätze mit spitze in den einzelsprachen ihre gesonderte untersuchung auch in den ältesten quellen erforderlich ist. befasst er sich demgemäfs aao. s. 69ff meistens auch nur mit den ergebnissen meiner arbeit die die verbstellung betreffen, ohne gelegentliche erwähnung der stellung des subjects auszuschliefsen, so widmet er sein II heft 'germanische syntax' der überschrift nach nur der stellung des verbs; er berücksichtigt darin aber in weiterm umfange auch die stellung des subjects, und zwar nicht nur für sich allein (subject an der spitze oder nicht), sondern öfters auch seine stellung zum verb (dh. grade und ungrade folge, freilich unter den namen der normalen und invertierten stellung), dies aber wider nicht grundsätzlich und durchgehend. in der vorliegenden untersuchung überschreibt er § 1: 'Das subject eröffnet den satz' und behandelt in den folgenden paragraphen getrennt von jenen die sätze mit andern anfangsgliedern; überall aber richtet er sein augenmerk ausschliefslich auf die verbstellung, entsprechend seinen leitsätzen, in denen das subject überhaupt nicht erwähnt wird. dann taucht auf s. 21 auf einmal die 'regel' auf, 'dass (in abhängigen sätzen) das verbum unmittelbar auf das subject folgt', die weder zu den leitsätzen noch zur gesamten übrigen darstellung passt. diese regel ist richtig und erklärt ohne weiteres die auf s. 21 besprochenen 'ausnahmen', die nur ausnahmen von Delbrücks falscher regel sind, während ihre dort versuchte erklärung von seinem standpunct aus nichts erklärt. infolge der ausschaltung der frage nach der stellung von subject und verbum zueinander muss sich der verf. mit einem blofsen verzeichnen verschiedener stellungen des verbs und ihrer mehr äufserlichen gruppierung begnügen; das führt grade zur zusammenkopplung innerlich ungleichartiger stellungen. so stehn in § 5 sätze mit einem fragepronomen am eingang zusammen, das bald object, bald adverb, bald aber auch subject ist, in § 4 zb.: *þæt(s)skal böta* . . .; *þæt(s)ær vald hans* . . .; *þy æm iak(s)varþer* . . .; *þær æru þry öl(s)*; dann wider: *han(s) skala kirkiu bole boa*; *hun(s) a eigh hug*, nur weil dem verb ein anaphorisches wort vorausgeht, wenn dies auch ganz verschiedene syntaktische funktion hat.

Noch ernstere bedenken hab ich gegen Delbrücks auffassung der rhythmischen gestalt des germanischen satzeingangs, die er im anschluss an den leitsatz: 'es ist anzunehmen, dass die an erster stelle stehnden wörter von anfang an (dh. in vorgermanischer zeit) stark betont waren', so ausdrückt: 'es folgte also (!) im germanischen (!) satze auf das stärker betonte erste glied ein schwächer betontes zweites. wenn das verbum selbst den satz eröffnete . . . war es seinerseits stärker betont . . .' dass die für die idg. grundsprache anzunehmende starktonigkeit des satzanfangs noch für die germanischen sprachen der geschichtlichen zeit gelte, was der verf. schon früher behauptet hat, möcht ich ent-

schieden bestreiten. von der sprache des Beowulf meinte Delbrück aao. s. 74, dass sie sich noch in einem übergangszustand von der alten starktonigkeit zu der neuen schwachtonigkeit des satzeingangs befinde. trotz diesem angenommenen übergangszustand sieht er aber in allen satzeröffnenden verben, ja sogar in anaphorischen (und auch persönlichen!) fürwörtern und adverbien starkbetonte wörter. aus den dort s. 67 ff und 73 f besprochenen tatsachen dürfte für die betonungsgewohnheiten der prosa grade das gegenteil von dem zu schliefsen sein, was Delbrück daraus glaubt folgern zu können. ein solches auseinandergehn von prosa- und versrhythmus, dass worte, die in prosa sonst nur starkbetont wurden, den metrischen gesetzen zuliebe massenweise in den versauftact gesetzt worden sein sollten, ist für den epischen stabreimvers durchaus nicht anzunehmen; umgekehrt: der metrische bau der ersten halbzeile ermöglichte die verwendung von sonst schwachbetonten worten in der ersten hebung. ich kann mir nicht denken, dass es germanisten geben sollte, die mit D. annehmen möchten, 'dass in der prosa (jener zeit) unbetonte vollverba den satz nicht eröffnen konnten' (aao. s. 69), oder dass gar anaphorische für- und umstandswörter, 'die sowol stark als schwach betont werden konnten' (s. 73) im satzeingang immer als starkbetont zu gelten hätten. mein gesetz vom satzauftact wollte D. nicht anerkennen; trotzdem nahm er schon für die zeit des Beowulf einen übergangszustand an — nun aber soll das vorgermanische betonungsgesetz in der sprache der hier untersuchten rechtsbücher noch in voller kraft und ausschliefslicher geltung sein, die — wenn auch auf alter mündlicher überlieferung beruhend — erst mitte und ende des 13 jh.s aufgezeichnet wurden? und sie weisen doch im satzbau überhaupt, jedenfalls in der wortstellung einen weit späteren stand der entwicklung auf, als er in den ältern denkmälern vorligt. trifft die starktonigkeit des satzeingangs für die fälle der §§ 1—3 zu, so doch gewis nicht für die überaus zahlreichen fälle der folgenden §§, in denen das verbum vielmehr im satzauftact steht, entweder, was das häufigste ist, in der senkung nach dessen nebenhebung (*þǽt ă biskupær; þy ǽm iăk vǽrþer; hùn ă eigh hùg* § 4), oder nach gleich tonschwachem ersten wort (*hăn skăl ă kirkiu* . . . § 4; *hăn skăl fǽ* . . *hŏn skăl ĭ bó* . . . *þă skăl mǽla* . . . § 9), oder das verb trägt selbst einen nebenton zwischen zwei ganz unbetonten worten (*þǽr à hăn vitu til* § 9). ähnlich in den längern abhängigen sätzen des § 10, wo zahlreiche beispiele darum zu D.s angabe, dass das verbum hinter dem ersten starkbetonten wort stehe, nicht passen (*hvàt ĕk skăl þăr eiga* (s. 19), *hvèrja þu vĭll* . . .; *hvàrt þù ĕrt* . . .; *hvàrt hăn skàl þăt tĭl ráðsins* . . [s. 20]), wo die persönlichen fürwörter sicher ganz unbetont sind. aber auch vollverba können vor nomen nicht als starkbetont gelten, sondern stehn im auftact: *gànger ăt stíæla brýti* . . . (s. 13) *lòpær þrǽl* . . .

(ebda) usw. in fast allen beispielen dieses §; ausnahmen nur bei besondrem sinnton.

Von allen innern gründen, von denen die stellung der satzglieder mitbedingt wird, sieht D. nur den éinen: die gelegentliche hervorhebung durch stärkere sinnbetonung; von den mannigfachen rhythmischen neigungen des satzbaus, die die verbstellung beeinflussen, zieht er nur die éine in betracht: die senkung nach der ersten haupthebung. das führt zu einer einseitigkeit der auffassung und erklärung, die den tatsachen in keiner weise gerecht wird. die innere einheit der dinge in ihren mannigfaltigen erscheinungsformen aufzuspüren, ist gewis eine der aufgaben der wissenschaft. wer aber die dinge zu einfach sieht, wer so vielgestaltige und verwickelte erscheinungen wie die der wortstellung auf ein bis zwei überall allein würkende ursachen zurückführen und in ein paar kurze leitsätze einspannen will, läuft doch gefahr, an der oberfläche haften zu bleiben und das wahre wesen der dinge zu verkennen.

Auf einzelheiten einzugehn verbietet der raummangel. zum schluss möcht ich nur noch, um nicht misverstanden zu werden, betonen, dass wir — trotz der pflichtmäfsig geäufserten bedenken — auch in dieser neuen gabe des verf.s eine wertvolle bereicherung unsrer syntaktischen litteratur dankbar zu begrüfsen haben.

Strafsburg, october 1918. **John Ries.**

Deutsche soldatensprache, ihr aufbau und ihre probleme, dargestellt von **Otto Mausser.** hrsg. vom verband deutscher vereine für volkskunde. Strafsburg, Karl J. Trübner 1917, 132 ss. — 4 m.

Das kleine, sehr schnell geschriebene büchlein sollte zunächst werbearbeit für sammelzwecke leisten, daneben will es aber, wie schon der titel zu verstehen gibt, gewisse grundzüge im wesen und werden der soldatensprache aufzeigen und einige richtlinien für die forschung auf diesem specialgebiet festlegen. es gibt sich durchaus als programmatisch und wegweisend, und die tatsache dass hinter ihm die Münchener akademie und die vom verband deutscher vereine für volkskunde eingesetzte 'Commission zur sammlung der deutschen soldatensprache' mit ihren materialien und plänen steht, gibt seinen principiellen ausführungen noch gröfsere bedeutung.

Der frische sammeleifer mit dem des verf.s werbetätigkeit den stoff für ein grofses wörterbuch der soldatensprache zusammenzubringen sich bemüht, verdient alle anerkennung. aber daneben erhebt sich die frage, ob nicht gerade der enthusiasmus mit dem er das widerentdeckte forschungsgebiet betritt, gelegentlich für seine wissenschaftlichen absichten gefährlich wird; wesen

und bedeutung des gegenstandes scheinen mir öfter nicht richtig eingeschätzt. zunächst: was heifst denn soldatensprache? was der neu aufgelebten soldatensprachlichen forschung den anstofs gegeben hat, was sich in M.s zettelkästen aufsammelt und wovon er reichliche proben vor uns ausbreitet, das ist die sprache des krieges; aber jeder der sie aus eigener berührung kennt, weifs, dass sie von der soldatensprache im herkömmlichen wortsinn nach mancher richtung hin grundverschieden ist. denn diese fasst auch M. als eine standessprache, das heifst, in grober definition, als eine sprache die sich für die besonderen verhältnisse und bedürfnisse des begrenzten kreises der sie spricht ein besonderes, eigentümlich gestimmtes ausdrucksmaterial geschaffen hat, das in diesem kreise festigkeit gewonnen hat und ihm allein eignet, oder doch vorzugsweise und in seinem besonderen gebrauch ihm zukommt. wollte man aus der sprache des krieges herausheben was dieser definition genügt, man erhielte nur ein segment; der gesamtkreis dieser sprache ist viel weiter und ganz anderer art und muss es sein wegen der besonderen verhältnisse, unter denen sich die sprache des krieges gebildet hat. es war ja schliefslich nicht mehr der soldat als standesangehöriger, sondern das breite volk, das diese sprache sprach und an ihr schuf. und deshalb sind vulgärsprachliche elemente durchaus das bestimmende in ihr geworden. die so fundierte kriegssprache, die sich im laufe der jahre tatsächlich zu einer art von jargon festigte, verarbeitet allerdings das material der soldatensprache, aber ihre träger waren in der mehrzahl viel zu wenig 'soldaten', als dass die traditionelle standessprache in ihnen hätte voll lebendig werden können. man findet bei M. mehr als einmal unklarheiten und widersprüche, die daraus entspringen, dass er die soldatische standessprache und die kriegssprache nicht recht auseinanderhält. wenn er zb. die wendung *es hat ihm das gestell zusammengedreht* oder die bezeichnung *kohlrabi* für kopf nicht als soldatensprachlich gelten lässt, weil sie aus bairischer volksredeweise stammen (s. 46 f), so leitet ihn das postulat der standessprache; wenn er aber in die grofse sammlung alles einbezogen sehen will was im munde des soldaten gebräuchlich war, so fügt er sich der realität der kriegssprache. er tadelt es, nicht mit unrecht, wenn Horn ein im altbair. allgemein gültiges wort wie *fäustling* als soldatensprachlich anführt (anm. 7), aber wenn man bei ihm denselben mafsstab anlegte, müste man schon aus der auswahl die er bietet zahlreiche wörter und wendungen entfernen. M. spricht sich nirgends deutlich darüber aus, wie er sich das wörterbuch der deutschen soldatensprache, das ihm vorschwebt, zusammengesetzt denkt; aber nach den ausführungen auf s. 74 scheint es, als solle es den gesamten soldatischen wortschatz der kriegszeit und der friedenszeit zusammenfassen; meint er doch durch die einziehung der älteren jahres-

klassen, die der krieg gebracht hat, auch älteren soldatischen wortgutes bis in die zeit von 1890 und darüber hinaus habhaft werden zu können. ich glaube, dass man bei einer solchen anlage innerlich disparates sprachgut, das verschiedenen sphären angehört und verschieden zu werten ist, zusammenwerfen müste, und würde mir mehr versprechen von einer darstellung, die die kriegssprache als ein selbständiges und eigenwüchsiges gebilde fasst, das in all seinen elementen festzuhalten wäre, gleichgültig ob sie soldatische besonderheit sind oder nicht. wie sehr diese kriegssprache etwas einmaliges und bedingtes ist, erhellt ja am besten aus der tatsache, der sich auch M. nicht verschliefst (s. 71), dass sie als ganzes mit dem kriege erloschen ist, wenn selbstverständlich auch eine fülle ihrer bestandteile weiter leben wird. neben diesem werke, das die sprache des kriegssoldaten in ihrer ganzen ausdehnung zur anschauung zu bringen hätte, bleibt natürlich die aufgabe der sammlung des älteren soldatensprachlichen materials, aber als eine aufgabe für sich.

Noch eine forderung muss erfüllt werden, wenn die betrachtung der soldatensprache wissenschaftliche früchte tragen soll: sie heifst: gröfsere unbefangenheit dem object gegenüber. es ist ja begreiflich, wenn die lustigen und kecken neuschöpfungen der kriegssprache, die — als die besten — bald allgemeiner bekannt wurden, gewisse erwartungen weckten, und wenn die poetische verklärung, in der das hinterland vielfach den feldsoldaten sah, auch die vorstellung von seiner sprache beeinflusste; aber heute kann man objectiver urteilen. M. rühmt die 'ursprünglichkeit, sinnlichkeit und angemessenheit des ausdrucks' bei kriegssprachlichen neuschöpfungen, und man wird sie oft nicht leugnen. aber er geht gewis zu weit, wenn er behauptet, dass die soldatensprache 'mit einer sicherheit, die der präcision eines nie versagenden mechanismus gleichkommt, in jedem fall den adäquaten ausdruck findet' (s. 7). das ist eine romantische auffassung, ähnlich der die in jedem volkslied eine offenbarung sieht. M. preist den humor und die satirische kraft der soldatensprache, auch das nicht mit unrecht, aber er verschweigt, wieviel schaler und armseliger witz sich, neben klassischen schöpfungen, in ihr verewigen konnte. es empfahl sich vielleicht für den besonderen werbezweck des buches, diese momente gehörig zu unterstreichen, aber der wissenschaftlichen erkenntnis wird wenig gedient, wenn man einer solchen ästhetischen betrachtung, die überdies romantisch-unkritisch ist, das entscheidende wort gibt. man wird nicht nur ein runderes bild von der sprache des krieges, sondern auch einen gangbareren weg zu ihrer wissenschaftlichen erfassung gewinnen, wenn man sich, ganz unbegeistert, den blick recht offen hält für ihre rohheiten, kindlichkeiten und primitivitäten. einer der eigentümlichsten und naturhaftesten züge der soldatensprache ist zb. ihre fruchtbarkeit an onomatopoesieen; aber es

führt am kern der sache vorbei, wenn man sich auf die wesentlich ästhetische und dabei anfechtbare feststellung beschränkt, 'wie glücklich es den schöpfern dieser sprache gelingt, die verschiedensten unterarten zb. des schiefsgeräusches mit dem ohr festzustellen, auseinanderzuhalten und das wesentliche daran in worte auszuprägen' (s. 38). worauf es ankommt, ist, dies princip als ein ganz primitives, triebhaft producierendes mittel der sprachbildung zu erkennen, dessen würksamkeit viel weiter greift als M. zum bewustsein zu kommen scheint, und dessen erzeugnisse meist einer viel elementareren, dumpferen reaction entspringen, als einer bewusten und exacten schallbeobachtung, -unterscheidung und -nachahmung. M. hebt mehrfach den reichtum der synonymik rühmend hervor. er ist evident, namentlich beim substantivum; aber um ihn richtig zu beurteilen, muss man wissen, mit was für primitiven mitteln er vielfach gewonnen ist. spielerische variation, weitgreifende analogie und die immer erneute abwandlung gewisser ausdruckstypen haben das ihre zu diesem reichtum beigetragen, der alles andere ist als ein reichtum quellender erfindung. gerade dem spieltrieb nachzugehn, der eine der lebendigsten kräfte in der sprache des kriegssoldaten darstellt und sich hundertfach in ihr beobachten lässt, ist eine wichtige aufgabe. wer sich ihr unterzieht, wird bald bemerken, dass dies princip die 'sinnlichkeit und angemessenheit des ausdrucks', nach M. einen der hauptvorzüge der soldatensprache, oft zerstört, dass es, im verein mit anderen tendenzen, producte gerade von einer mangelnden sinnlichkeit, einer rohheit und formlosigkeit schafft, die man als erscheinungen modern-primitiver sprachschöpfung und vulgärer sprachbehandlung buchen mag, die aber einer ästhetischen betrachtung, wie sie M. in den vordergrund schiebt, am allerwenigsten standhalten.

Man kann sich im ganzen des eindrucks nicht erwehren, als wenn M. nicht nur die qualität der soldatensprache überschätzt, sondern auch die bedeutung die ihrer wissenschaftlichen sammlung und verarbeitung zukommt. sonst könnte er kaum zu so weitschweifenden wissenschaftlichen projecten gelangen, wie sie der dritte teil des buches skizziert, in dem eine organisierung soldatensprachlicher forschung über ganz Europa hin gefordert wird, bis zu den Türken, wo doch wol alle vorbedingungen für solche arbeit fehlen. ich fürchte, dass solche gedanken durch ihre uferlosigkeit beinah schädlich würken müssen für das was als gesunder kern in ihnen steckt. es gibt doch auch für wissenschaftliche arbeit wertunterschiede, und für eine internationale aufnahme so grofsen stils, wie sie M. vorschwebt, scheint mir die soldatensprache nach ihrer structur und ihrem niveau nicht die qualification zu besitzen; schon zu einem 'specialzweig der germanistik' (s. 69) möchte ich sie nicht erheben. man vergesse doch nicht, was die soldatensprache eigentlich ist, wenn man den

begriff, wie es heute nötig ist, als kriegssprache fasst: sie ist ein jargon, der durch die gunst der umstände zwar gröſseren inhalt und weitere verbreitung gewonnen hat, als das sonst solchen sondersprachen zu geschehen pflegt, der trotzdem aber jargon bleibt: eine misch- und kunstsprache vulgären charakters, der kunstsprache höherer ordnung unterlegen durch den mangel an durchbildung, strenge und form. aber auch dem volksdialekt nicht gleichzustellen, weil ihr dessen bodenständigkeit und organisches wachstum fehlt. gewis verdient sie, dass man sich ihrer annimmt; volkskunde und sprachkunde werden aus ihr lernen können, wenngleich der ertrag kaum den erwartungen entsprechen wird die manche daran knüpfen. aber eine angelegenheit die nicht nur verschiedene germanistische disciplinen berührt, sondern 'mindestens ebenso sehr im interessenbereich der heeresgeschichte und der geschichte des jetzigen krieges ligt' (s. 71 f), die von dem 'dreibund wissenschaft, heer und volk der heimat' gemeinsam verfochten würde (s. 73), die in gröstem stil international angegangen werden müste, eine so eminente angelegenheit ist die soldatensprache nicht.

Dass im einzelnen manches von M.s erklärungen und anmerkungen nur provisorischen charakter trägt, ist verständlich. ich will, statt darauf einzugehn, nur noch einen allgemeineren wunsch aussprechen: für den sprach- und wortforscher ist es oft von entscheidender bedeutung, dass ihm ein ausdruck in seinem zusammenhang geboten wird. mit angaben wie 'manche truppen nennen ihre munition *Berta* oder *Emil* oder *Isidor*' (s. 21) oder 'so begegnet im westen einmal der name *Adolf* für eine batterie' (ib.) kann er nichts rechtes anfangen; ähnliches gilt für ganze gruppen von verben. aber hier lässt M. wol oft sein material im stich, und er wird den mangel deutlicher gebrauchsbezeichnung selbst nicht weniger lästig empfinden als der leser seines buches.

Berlin-Schöneberg. **A. Hübner.**

Altnordische frauen von frau dr **Adeline Rittershaus**, privatdozent an der universität Zürich. Frauenfeld u. Leipzig, Huber u. Co. 1917. 240 ss. kl. 8°. — 6 m.

Im vorwort zu seinem 'Geistesleben' vermisste Olrik ein gründliches werk über die stellung des weibes im nordischen altertum. diese lücke will der schmucke band von frau Rittershaus nicht füllen. er hält sich zumeist an die familiensagas, den königsgeschichten entnimmt er wenig, der Sturlungasammlung und den bischofsleben nur ein paar einzelheiten; die rechtsbücher einerseits die heldenstoffe anderseits streift nur ein rascher blick, Saxo bleibt ganz drauſsen, auch die eddische spruchdichtung. so können manche fragen an die Olrik gedacht haben mag, gar

nicht gestellt werden, und anstatt den reizvollen abstand der heroischen und der wirklichkeitstreuen heldin zu zeichnen, versichert die verf., Signy und Gudrun handelten 'in allem genau so, wie zur sagazeit jede andere altnordische frau gehandelt haben würde' (s. 86). man wird dem buche am besten gerecht, nimmt man es als persönlich empfundene, stellenweis recht temperamentvolle erläuterungen und bekenntnisse einer frau zu den frauenbildern der Isländersaga. so betrachtet kann es auch dem fachgenossen diese und jene tatsache in neuer, anregender beleuchtung zeigen; doch gibt es auch objectiv brauchbare wahrnehmungen (bes. s. 11—15: das fehlen der alten jungfern und der unehelichen töchter als zeugnis für mädchenaussetzung).

Wir sehen schon auf den ersten seiten, dass frau R. keineswegs romantisch rosenrot färbt, vielmehr das harte und kalte an dieser vorchristlichen gesellschaft, das was unser gemütsleben zunächst befremdet, mit offenem auge erfasst. ihr ton, nicht selten ironisch, kann sich zur anklage steigern und wider zu vorwurfsvollem mitleiden mit ihren geschlechtsgenossinnen ('die arme frau' s. 43 zweimal von der Halla der Vápnf.). aber ihr wahrheitssinn verschliefst sich nicht dem tüchtigen, grofszügigen und edel idealistischen dieser faustrechtmenschen; sie steuert ihre bahn zwischen abneigung und bewunderung und mündet aus in einen lebhaften einspruch gegen unsre orientalische volkserziehung, die uns Gretchen und Kätchen als angebliche deutsche frauenideale eingeschwärzt hat, — sie könnte Thuschen beifügen, wenn ihr darum zu tun wäre, die ahnungslosigkeit unsrer classiker in sachen des altdeutschen weibes zu erhärten!

Eine schilderung, die sich so entschieden über das blofse stellensammeln erhebt, muss beim leser oft widerspruch wecken. ich habe den eindruck, die verf. hätte sich manches unverhohlene staunen über die sagamenschen gespart, wenn sie aus leben oder lectüre mehr kenntnis der bauern mitgebracht und daran ihren sittlichen tastsinn geschmeidigt hätte. dies hätte wol auch das hochgefühl des heutigen hirnmenschen gemildert, das zu worte kommt in sätzen wie: '... wenn das natürlich auch keine liebe im modernen sinne war, sondern eine liebe, die auf rein körperlichen ursachen beruhte ...' (s. 35); über die sexuellen ansprüche hinaus 'ging aber damals wol selten ein liebesbedürfnis' (s. 50). über derlei wäre ja sehr vieles zu sagen und zu fragen! doch hab ich die frau doctorin nicht auf menschenkenntnis und welterfahrung zu katechisieren, nur eine fehlerquelle mehr philologischer art möcht ich erwähnen. die verf. hat sich nicht immer klar gemacht, was im sehfeld dieser erzähler ligt; was sie aus der uferlosen menge der lebensdata für ihre geschichten brauchen und nicht brauchen können. daher erpresst sie ihnen öfter gewagte schlüsse e silentio. zugleich fehlt es mitunter an dem rechten hinhorchen auf die spröde andeutungskunst der sagas. es wird

zuviel und zuwenig zwischen den zeilen gelesen. zwei beispiele! aus dem vordeutenden eingangsauftritt der Njala mit den diebsaugen der Hallgerd folgert A. R. s. 17, der oheim interessiere sich durchaus nicht für die kleine nichte, 'und das ist augenscheinlich meist der fall gewesen'. allein Hruts anfängliches schweigen und dann der wortlaut seiner erwiderung bezeugen das gegenteil von gleichgültigkeit; erzählenswert, *sǫguligt* aber war nur was sich auf die zukunftsahnung bezog, nicht das verhältnis von oheim und nichte im allgemeinen. — Zu der charaktervollen liebesschwermut des rauhen Egil wagt die verf. die ausdeutung: 'sehr wahrscheinlich hat wol eher der wunsch, die reiche frau um jeden preis in der familie zu behalten, diese ehe veranlasst als besondere zärtlichkeitsgefühle. denn gleich nach der heirat ist Egil derselbe wie früher ..... von liebe ist bei ihm nie wider die rede!' (s. 34). der erste dieser sätze will über Egils seelentiefen besser bescheid wissen als der sagaschreiber, der schöpfer der uns bekannten Egilsgestalt! der zweite satz misachtet die worte: *var hann (Egill) þá allkátr, þat er eptir var vetrarins,* was dem hörenden ebenso viel sagt wie die romansuada: 'Egil aber war wie verwandelt: seine alte lebensfreude war ihm widergeschenkt und durchstrahlte die wintermonate'. auf den schlusssatz endlich ist zu erwidern: die ehemannsliebe des befriedigten gatten ist hier wie in allen ähnlichen geschichten, alten und neuen, nicht gegenstand des erzählers, *kemr eigi við sǫguna!* die Laxdœla zeichnet einmal eine zufriedene ehe mit den kostbaren worten: *Vel var um samfarar þeira Hǫskulds ok ekki mart hversdagliga* ('.. ohne dass für gewöhnlich viel los war zwischen ihnen'). so könnt es auch von den meisten bauernehen bei Gotthelf und Björnson heifsen — und nur von den bauernehen?

Von s. 89 bis 235 erzählt die verf. zusammenhängende frauenschicksale in teils wörtlicher, teils umschreibender widergabe der quellen. da sie glaubhafte sittengeschichte geben will, war eine so wilde romanfigur wie die Freydis der kleineren Grönländersaga und ein so handgreiflich fabelndes stück wie der eingang der Morkinskinna besser auszuschliefsen; auch die Fljotsdœlasaga des 16. jh.s gehört nicht unter die quellen der 'Altnordischen frauen'. lötigen stoff gab es doch noch in fülle! das verflechten mehrerer berichte (zb. Landn. + Eyrb. + Laxd. für Audr) ist hier unverfänglich, und ein zwischen übersetzung und inhaltsangabe schwebendes vorgehn hat sein gutes recht — nur, mit verlaub: gewinnt die alte prosa an reiz oder verständlichkeit dadurch, dass ihr fortwährend subjective lichterchen im Gartenlaubengeschmack aufgesetzt werden?: 'erstaunt fragt er' und 'erbost antwortet sie'; 'triumphierend sendet sie einen boten', 'NN ist denn auch nicht gerade sehr glücklich, doch es tröstet ihn wenigstens ..'; 'in ihrer rührenden selbstlosigkeit und beispiellosen treue ..'; besonders aber das lieblingswort der verf.

'wütend', das wol in der hälfte der fälle die sinnesart der handelnden fälscht. Fouqué, Dahn, Edzardi glaubten noch, die sagas seien rohstoff, den wir erst dichterisch machen müsten; aber sollten wir nicht nachgerade gemerkt haben, dass die symptomatische linie der saga ruhig so bleiben kann, wie sie ist? die verf. will doch mit ihrem buche den sagas freunde werben; ich traue ihren lesern und leserinnen zu, dass sie die echte form und damit den geist der saga willig aufnehmen würden.

So ist eine gut entworfene arbeit in der ausführung nicht durchweg geglückt: aber dass eine frau diesen gegenstand vornahm, war erwünscht, und kaum eine zweite aufserhalb der sagainsel käme unsrer verf. gleich an vertrautheit mit Islands sprache. die schrift hinterlässt frische persönliche eindrücke und kann in den weitern kreisen, an die sie sich wendet, Niedners einleitungsband zur sammlung Thule nach einer wichtigen seite hin ergänzen. möge es ihr gelingen, neben den Gretchen und Kätchen die Audr und Bergthora zur geltung zu bringen — frauen, die dem kämpfen und dulden einer harten zukunft gewachsen wären!

Berlin, 2. november 1918. **Andreas Heusler.**

---

1. Studiën over færösche balladen door dr **Jan de Vries**. Haarlem, H. D. Tjeenk Willink & Zoon, 1915. 286 ss. 8°.
2. Die färöischen lieder des Nibelungencyclus von **Helmut de Boor** [German. bibliothek hgb. von WStreitberg, II 12]. Heidelberg, Winter, 1918. vi u. 213 ss. 8°. — 7 m.

1. Erfreulicherweise haben die letzten jahre einige gröfsere beiträge zur balladenforschung gebracht. der balladensang ist eine der wichtigsten erscheinungen der mittelalterlichen culturgeschichte und doch sehr wenig beachtet. schuld an dieser nichtachtung sind der mangel an alten niederschriften, die daseinsbedingungen der gattung, die der aufzeichnung ungünstig waren, und der im stoffe liegende zwang zu international vergleichender betrachtung, dem nachzugeben heutzutage nicht allzu viele fähigkeit und lust haben dürften. diese ursachen bedingen zugleich die besonderen schwierigkeiten der erforschung und damit den schroffen widerstreit der meinungen.

Das buch von de Vries behandelt die drei får. Nibelungenlieder, den Ragnarstáttur nebst der Gestsríma und den Ísmal frægа kempa. die durchgehende tendenz ist, die får. stücke möglichst zu trennen von den stoffverwanten festländischen balladen und sie möglichst eng anzuknüpfen an die stoffverwanten isl. sagas. der verf. arbeitet also in der richtung von Doering, Golther und besonders von RCBoer, mit dem er auch die anfechtbare neigung

teilt, interpolationen anzusetzen, und dessen aufstellungen über die quellen der þidrekssaga und die Eddalieder der lücke er übernimmt. ebenso wie Boer in seinem aufsatz über das Högnilied lässt er für die Nibelungenlieder die sagathese als bewiesen gelten und beschränkt seine aufgabe darauf, sie im einzelnen durchzuführen. aber an dieser aufgabe scheitert er, denn die sagathese ist falsch; ihre sagengeschichtlichen stützen sind nicht tragfähig. richtig gesehen hat dies inzwischen de Boor (1918, s. u.), den unser verf. doch an sicherheit der methode und klarheit der darstellung weit hinter sich lässt. jedoch hat auch de Boor den gegenbeweis nicht erbracht. anderseits findet sich material zu einem solchen bei de Vries selbst. dieser kommt nämlich beim Ragnarstáttur, wo die gebundene marschroute für ihn aufhört, selbst zu dem ergebnis, dass die erhaltene Ragnarssaga nicht die quelle ist. damit fällt eins der Goltherschen argumente (jenes das auf dem handschriftlichen zusammenhang der Vǫlsunga- und der Ragnarssaga beruhte). wichtiger aber ist eine andere folgerung. der Brinhildartáttur (str. 176 ff) erzählt, wie Brinhild im groll gegen Sjúrður die neugeborene Ásla in den fluss aussetzen lässt, sodass die strömung das kind auf die hohe see hinausführt. hiervon weifs die Vǫls s. nichts, die bekanntlich Áslaug bei Heimi aufwachsen lässt, und de Vries hält die episode darum für willkürliche erfindung, noch dazu eines der bei ihm beliebten interpolatoren (s. 77). folgerichtiger wäre es, aus dem sachverhalt zu schliefsen, dass die Vǫls. nicht die grundlage des Br. ist. denn die Áslaugfabel der Vǫls. und Ragn.s. setzt offenbar die des Br. voraus. die localisierung in Spangareið, also an der südspitze Norwegens, erklärt sich nicht aus dem gedankenkreise der sagas, wol aber aus dem der táttur. denn es handelt sich offenbar um den ort, wo ein im süden, im lande der Nibelungensagen, geborenes kind, das die stammutter der norwegischen könige werden soll, das land erreichen muss, und zwar zur see, also auf die weise die der Br. andeutet und der Ragnarstáttur (str. 91) voraussetzt. dies wird bestätigt durch die ortssage von Spangareið, die 1644 dort dem Torfæus erzählt wurde, und noch mehr durch die gleichzeitig von Ramus bezeugte ballade, die mit den fär. Áslastrophen durch die mündliche balladengeschichte zusammenhängen wird. der Br. ist aber, wie zu erwarten, altertümlicher als diese überlieferungen, denn er weifs noch nichts von der harfe (für die er auch gar keinen platz hat). die harfe gehört zu dem wanderer, der das kind mit sich führt (ursprünglich ein spielmann), also zu der (jüngeren) version der Ragnarss., die in den südnorweg. volksüberlieferungen sich mit der älteren (Moses- oder Amadismotiv) gekreuzt hat. de Vries behandlung dieser dinge s. 154 ff ist einer der am wenigsten geglückten abschnitte bei ihm. er hätte auch das märchen von der klugen bauerntochter nicht blofs in den fassungen bei Grimm und bei Asbjörnsen benutzen, sondern sämt-

liche varianten heranziehen müssen, was auf grund der sammlungen bei Bolte-Polivka nicht schwer gewesen wäre. auch sonst muss man dem verf. oft im einzelnen widersprechen. stellenweise bleibt mir seine logik dunkel (s. 45; ferner s. 133 z. 11, wo es statt 'zijn' vielmehr 'sein können' heifsen müste, und s. 147 fufsnote). der überblick über das weitere stoffgebiet und die einsicht in die allgemeinen verhältnisse der balladenüberlieferung gehn ihm ab. daher lässt die allgemeine litterargeschichtliche erörterung s. 106 ff besonders viel zu wünschen. aber es finden sich nicht ganz wenige richtige beobachtungen und gute gedanken (zb. s. 24 f. 67. 181 f. 188 ff). 7 seiten register sind beigegeben.

2. Die gründliche und gedankenreiche arbeit de Boors will zeigen, dass der sagen- und litterargeschichtliche wert der drei fär. Nibelungenballaden weit gröfser ist, als bisher zugegeben wird, und teilweise erreicht sie ihre absicht. am vollkommensten beim Högnatáttur, wo das ziel am niedrigsten gesteckt wird, dh. der verf. strebt über das ergebnis Doerings und Boers, dass die þidrekssaga die hauptquelle der ballade sei, nicht hinaus, er begnügt sich, auf grund seiner benutzung des handschriftlichen Corpus carminum faeroeensium in Kopenhagen Boer im einzelnen zu berichtigen und über die auch für ihn nebensächlichen verwantschaften des Hö einige neue aufstellungen zu machen. von diesen beziehen sich die wichtigsten auf den nachgeborenen Hagensohn, dem ein hübscher excurs gewidmet wird. danach ist der Hö neben der hvenischen chronik die altertümlichste quelle für diese deutsche dichtung von der bestrafung der Grímhild-Gudrún, die erst in blinder wut den eigenen sohn töten, dann im schatzberge verhungern muss. die þidr. ersetzt Grimhild durch Attila und lässt demgemäfs das motiv der kinderverwechslung verkümmern, nicht ohne den Attilasohn neben dem Hagensohn noch als statisten zu führen. diese dinge setzt de Boor einleuchtend auseinander. doch ist die geschichte von Attilas tode schwerlich das werk des sagaverfassers, sondern eines seiner (unmittelbaren oder mittelbaren) gewährsmänner, der das bestrafungsmotiv der Hagensohnsage neben Dietrichs sühnehieb zur geltung bringen wollte und sich dabei an die ihm in Norwegen bekannt gewordene nordische rolle des Atli anlehnen konnte. er hat sich die ältere geschichte von Grimhilds ende — eine ndd. ballade, wie wir annehmen müssen —, wie sie mit einigen zusätzen in der hven. chronik vorligt, sichtlich zum muster genommen. der Hö combiniert diese ältere geschichte mit der fassung der þidr. übrigens findet sich der deutsche Hagensohn bereits in der Atlakviđa, deren grönländischen pflegern er durch einen deutschen cleriker um 1000 zugekommen sein kann, und es sieht fast so aus, als wäre der reisesegen des so unvermittelt auftretenden *œri erfivǫrđr Hǫgna* (= *Hǫgni inn œri* = *Hǫgni Hǫgnason?*), 'fahrt, wohin euch

euer gelüsten zieht', nichts als ein nachklang des ironischen fluches, womit der rächer die teufelin zu den begehrten schätzen in den berg verschlofs.

Was der verf. nicht gesehen hat, ist dies: die mündliche, von der þiđr. verschiedene quelle für den Hagensohn wirft auf die ganze quellenfrage des Hö neues licht, besonders auf seine beziehungen zu Grimilds hævn, die Boer Arkiv 20, 171 ff besprochen und durch die annahme einer interpolation im Hö erklärt hat. dies war von vornherein schon darum unglaubhaft, weil im texte selbst der angebliche einschub sich an nichts zeigt. um so weniger geht es an, mit de Boor (s. 179) einen zweiten 'bedeutenden einschub' anzunehmen. es handelt sich vielmehr jedesmal um nachwirkungen jener schon von Golther wesentlich richtig bestimmten ballade, welche die eigentliche quelle, besser die vorläuferin des Hö ist, dessen übereinstimmungen mit der þiđr. lediglich teilweise (so auch der name *Artala* = Attila) auf spätere einwirkung der saga zurückzuführen sind. dass die fär. tanzliederdichtung aufs stärkste von sagalectüre beeinflusst ist, steht ja fest. aber man darf nicht übersehen, dass sie durch sagalectüre allein nicht hervorgerufen sein kann.

Was Regin smiđur und Brinhildartáttur angeht, so unternimmt es der verf., die herschende meinung, wonach wir es mit freien versificierungen der Vǫls. und (beim schluß des Br.) der þiđr. zu tun haben, vollständig umzustürzen zugunsten einer theorie von eddischen quellen. berechtigt ist sein streben, von den sagas wegzukommen. auch bringt er beweise dafür bei, dass der schluss des Br. nicht auf der þiđr. beruhen kann (ausschliefsliche berührungen mit dem deutschen Nibl.). aber die positive beantwortung der quellenfrage mislingt. für das Sigurdslied, das als grundlage des Regin sm. construiert wird, fehlt es an beweisen und an eddischen analogieen. die untersuchung des Regin sm. durch de Boor wirft überhaupt nichts ab, was die alte ansicht im ernst erschüttern könnte (obgleich es m. e. an beweisgründen gegen diese auch hier nicht fehlt). das hauptstück des Br. erscheint dem verf. als eine 'wesentlich reine' spiegelung der von Heusler erschlossenen Sigurđarkviđa meiri, und zwar führen ihn darauf die deutschen sagenzüge im Br., weil nämlich die Sig. m. auch dergleichen zeigt. dieser gedankengang ist schief, und was ihn zu stützen scheint, ist trügerisch. zunächst wird der innerstilistische abstand zwischen den Eddaliedern und dem Br. viel zu niedrig angeschlagen. das charakterbild der Brynhild namentlich in c. 29 (31) der Vǫls. ist wesentlich verschieden von dem im Br. vorherschenden. der verf. empfindet eine einzelne moderne stelle als 'schlag ins gesicht': das kommt daher, weil er das moderne gepräge weiter strecken nicht erkennt. ferner geht die deutsche färbung der mordscene im Br. sehr viel weiter als in c. 30 (32) der Vǫls., das doch die mordscene der meiri enthalten muss, welches anders zu er-

klären der verf. jedenfalls versäumt. er, dem deutscher einfluss auf ein spätes Eddalied eine fraglose tatsache ist, sträubt sich mit händen und füfsen gegen die weit einfachere annahme deutschen einflusses auf eine nordische ballade. dies hängt zusammen mit seiner verfehlten beurteilung des verhältnisses von þiðr. und Nibelungenepos.

Trotz all diesem und trotz vieler unklarheit ist de Boors arbeit verdienstlich und fördernd. werten wir diese erstlingsfrucht als ein versprechen des verf.s für die zukunft!

Heidelberg, 30. 5. 19. G. Neckel.

Die kleineren althochdeutschen sprachdenkmäler hrsg. von **Elias von Steinmeyer.** Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1916. XI u. 408 ss. 8°. — 12 m.

Das buch ist das ergebnis einer erfahrung wie sie nur der herausgeber der denkmäler und bearbeiter der ahd. glossen besitzt. es ist der ausdruck einer wissenschaftlichen persönlichkeit. der erste kenner der althochdeutschen litteratur offenbart hier die grundsätze seiner wissenschaftlichen überzeugung. aus diesem mittelpunct heraus ist die entstehung des werkes zu bewerten. schon bei der übernahme der 3 ausgabe von MSD. hat Steinmeyer bedenken gegen eine neuauflage geäufsert (MSD. I³, vorwort s. V). nun nach fünfundzwanzig jahren wäre eine so radicale umgestaltung der ursprünglichen anlage notwendig gewesen, dass sich ein völlig fremdes werk ergeben hätte (vorwort zu den Kl. ahd. spr. s. III). an stelle der alten denkmäler müsten, das ist seine auffassung, drei voneinander unabhängige bücher gesetzt werden: eine sammlung der ahd. reste, ein band mit den kürzeren deutschen gedichten des elften und zwölften jahrhunderts und ein corpus der mittellateinischen poesie bis zum ausgang des zwölften jahrhunderts. dem alten werke hatte sein begründer Müllenhoff die bezeichnung 'Denkmäler deutscher poesie und prosa' gegeben und damit den litteraturgeschichtlichen charakter stärker betont, Steinmeyers buch dagegen will zwar die mehrzahl der texte, nicht aber den commentar der denkmäler ersetzen (s. VI). er verfolgt sprachliche zwecke, und schon der titel 'Sprachdenkmäler' zeigt diese nähere bestimmung. dort sind die einzelnen erscheinungen zugleich aufgefasst als beiträge zu einem culturbild der zeit, hier tritt ihre philologische bedeutung in den vordergrund, und als sprachdenkmäler tragen sie ihren zweck in sich selbst. das kleinste hat eine höhere bedeutung, gesteigerten wert erhalten. die äufserlichkeiten, rasuren, correcturen, die bestimmte schreiberindividualität gewinnt noch mehr interesse, und noch stärker werden minutiöse merkmale für die erschliefsung des ursprünglichen inhalts verwendet. fast alle

stücke wurden von neuem mit den originalen verglichen, teils unmittelbar teils nach photographischen abzügen, manche richtigstellungen ergaben sich gegenüber den früheren lesungen. St.s durch die bearbeitung der glossen geschärfter blick hat feinheiten entdeckt, die nicht leicht ein anderes auge gesehen hätte. die textkritische methode ist bis zu den letzten forderungen ausgebildet und die beschreibungen der manuscripte und ihrer geschichte bieten zugleich unübertroffene muster für die handschriftenkunde. die äufsere einrichtung der Kl. ahd. spr. unterscheidet sich zum vorteil leichterer benutzbarkeit von MSD. insofern, als nun texte und commentar nicht mehr getrennt sind. die bemerkungen zu einzelnen stellen, die grofsenteils die bisher aufgestellten conjecturen enthalten, sind in bzw. unter dem auf der textseite stehnden variantenapparat angebracht, der unmittelbar auf den abdruck des denkmals folgende commentar enthält die beschreibung und die geschichte der betr. handschriften, dann die litteraturangaben, und schliefst mit einer zusammenstellung sachlicher erörterungen und erklärungen, die, zumeist in form einer kritischen übersicht über die bisherige forschung, allgemeine fragen, mehr noch aber einzelne puncte der überlieferung betreffen. diese auseinandersetzungen bedeuten einen markstein in der philologischen behandlung althochdeutscher sprachdenkmäler. St.s ablehnung wird viele bisherigen aufstellungen endgültig beseitigen, bei andern eine erneute untersuchung veranlassen, seine eigenen positiven darlegungen aber vertiefen unsere kenntnis der betr. stücke in überaus zahlreichen fällen durch die fülle feiner beobachtungen. das ziel der forschung ist die letztmögliche wahrheit, die strengste formulierung der erreichbaren tatsachen, eine beschränkung auf die empirische gewisheit unter verzicht aller über objective realität hinausgehnden folgerungen.

Der inhalt des bandes deckt sich, wie schon der titel zeigt, nicht mit dem der alten Denkmäler, aufser den lateinischen und frühmittelhochdeutschen poetischen stücken sind auch die (meisten) altsächsischen ausgeschieden worden, dazu einige zu Notkers schriften und den Fragmenta theotisca gehörige nummern. demgegenüber ist ein grofser zuwachs eingetreten durch vermehrung der segen und kleineren reimereien, und eine ganz erhebliche bereicherung bedeutet die aufnahme der altalemannischen und rheinfränkischen Psalmübersetzung und vor allem der Benediktinerregel, wodurch dieses wichtige denkmal der wissenschaftlichen benutzung nun leichter zugänglich gemacht worden ist. die anordnung ist jetzt, soweit durchführbar, chronologisch, sodass poetische und prosaische texte durcheinander stehen.

Gleich die behandlung des ersten denkmals, des Hildebrandsliedes, zeigt die bedachtsame methode einer kritik, die sich ihrer grenzen bewust ist. die abweichungen von der handschrift sind gegen-

über MSD., wie in Braunes abdruck, noch weiter eingeschränkt. der überlieferte versbestand wird nicht angetastet, lücken werden bei 10f. 32. 45 nicht angesetzt (vgl. auch 1. 28. 29. 38), die offenbare störung im wechselgespräch von v. 45 an wird auf die einfachste weise durch umstellung von 45—48 hinter 57 behoben (vgl. dazu Beitr. 32, 286. 290f und jetzt auch Seemüller, Gött. gel. anz. 1918 s. 44f).

Die entstehungsgeschichte des Hildebrandsliedes ist ein sprachliches problem. St. äufsert berechtigten zweifel gegen Sarans hypothese von einem bayrischen dichter, der das lied für einen sächsischen gönner verfasst habe, indem ihm der gedanke befremdlich erscheint, 'ein alter poet habe mit bewuster absicht in einer andern mundart und mit anderm wortschatz, als ihm angeboren war, gedichtet'. nicht vom dichter sondern von einem aufzeichner rühre die sprachmischung her, der das lied in einer nd. gegend von einem Niederdeutschen vortragen hörte. und diese erklärung trifft wol eher den würklichen sachverhalt. eine solche art der dialektmischung war kaum nur eine vereinzelte erscheinung (Saran s. 90), sondern es ligt wol hier ein beispiel der hochdeutsch-niederdeutschen verkehrssprache in der karolingischen zeit vor (vgl. vdLeyen Deutsches sagenbuch II 97f). wenn Hochdeutsche mit Sachsen in sächsischem gebiete verkehrten, so musten sie ihre sprache jenen verständlich machen. es ist ein von selbst sich ergebender sprachlicher ausgleich, wie er immer zwischen den dialekten ein und desselben sprachstammes stattfinden wird. im Hl. ist uns der sprachliche typus erhalten, den die hd. volkssänger annahmen, wenn sie ihre kunstreisen in Niederdeutschland machten. diese hd.-nd. ausdrucksform war nicht einmalig geregelt, sondern 'der grad der mischung mit sächsischen lauten und formen' wird gewechselt haben (St. s. 12). gewisse stärker ins ohr fallende kennzeichen des altsächsischen werden aber immer den grundstock dieser saxonisierung gebildet haben, wie im Hildebrandsliede Hl. die rückverschobenen *t tt*[1], *p* für *pf*. *ai* > *ê*, *gûd-*, *kûd*, *ûsere*.

In der beurteilung der mundartmischung des Hl. macht sich bei der neueren forschung mehr und mehr eine neigung vom zufälligen zum bedeutsamen geltend: nicht schreiberwillkür, sondern eine bestimmte absicht ist die veranlassung zu den einzelnen as. änderungen gewesen (Pongs, Saran, Neckel). ja gerade in der unregelmäfsigkeit der mischung spricht sich eine gewisse

[1] In meiner Ahd. litt.-gesch. s. 120. 123 ist *unti* 67 unnötigerweise entgegen der Vulgatansicht = *anti enti* gesetzt. sprachwidrig ist diese ansetzung nicht, da der schreiberfehler *unti* 26[b] beweist, dass diese form schon anfang des 9 jh.s bekannt war (wenn *unti* ablaut zu *anti inti* ist, dann ist überhaupt für *unti* noch ein viel höheres alter vorauszusetzen). auch die wortstellung in v. 67 würde nicht dagegen sprechen.

ethische bedingtheit aus: der as. umsetzer wollte gar nicht einen rein nd. text herstellen, die fremde hd. herkunft durfte wol dem niederdeutschen hörer zum bewustsein gebracht werden, es mochte darin für diesen ein besonderer reiz liegen, eine art poetischen wolgefallens (vgl. Neckel Beitr. 42, 104f). jedenfalls gehört eine solche freiere sprachliche mischung zum wesen dieses intergermanischen epischen stils. der vorgang lässt sich, von den anders bestellten grundbedingungen und zwecken abgesehen, dem 'umbiegen' der mhd. urkunden vergleichen, bei dem die sprache des ausstellers elemente aus derjenigen des empfängers aufnahm. nicht grundlos scheinen auch die as. pronominalformen *ik* 1. 12ᵇ und *mî* 12ᵃ. 12ᵇ. 15ᵃ. 42ᵃ gegen überwiegenden *ih*, *mir*, *dir* verwendet zu sein: die eingangsformel mit *Ik* v. 1 wurde wol absichtlich stark saxonisiert, formelhaft mit *sagên* ist auch der halbvers *dat sagêtun mî* 15ᵃ. 42ᵃ und inhaltsverwandt damit ist *ibu dû mî ęnan sagês* 12ᵃ, welches as. *mî* dann auch die as. *ik*, *mî* in 12ᵇ nach sich zog. dagegen scheint mir die zeitweilige abnahme as. und hd.-as. formen, die sich etwa nach dem ersten viertel des gedichtes bemerkbar macht (Saran s. 87 ff, Neckel s. 104), nicht auf absicht oder auf nachlassen der aufmerksamkeit zu beruhen, sie erklärt sich vielmehr organisch aus dem zufälligen wortstoff, da an den betreffenden stellen das hd. lautmaterial schon an sich weniger gelegenheit zur umsetzung ins altsächsische bzw. in die as. kennzeichen bot. am schluss, da eine solche gelegenheit zum saxonisieren durch die mehrfachen hd. *z*, *zz* (von v. 60 an) wider gegeben war, nimmt die as. färbung auch wieder zu.

Nicht in betracht kommt hierbei die weglassung des querstriches in *đ* von v. 6 an, da sie vielleicht erst einem späteren schreiber, nicht schon dem ursprünglichen redactor der as. niederschrift zuzurechnen ist. es ist eine rein graphische unterlassung, die für den phonetischen wert des zeichens keine bedeutung hat; dieser war eben durch die *đ* in den ersten zeilen zugleich für die aussprache auch der folgenden *d* des gedichtes angezeigt. ob der ursprüngliche dichter (der wol ein Bayer war, Saran) selbst schon das hd. lied für den vortrag vor niederdeutschen hörern saxonisierte oder ob erst ein hd. 'skof' die as. umfärbung vollzog, ist nicht zu entscheiden. (zu *saxonizare* sächsische sprache sprechen s. Du Cange-Henschel 7, 320ᶜ; Ekkehards IV Casus SGalli XVI, 130; Waltharius verspottet seinen gegner Ekivrid wegen seines sächselns: Ekkeh. Walth. 756. 765 ff, dazu HAlthof Germ. 37, 11f und Waltharii poesis II 219—225).

Altêr Hûn 39 ist Steinmeyer mit Sievers, Saran und Braune (LB. 6 aufl.) geneigt, als prädicatsnomen aufzufassen. doch liefse sich der vocativ durch sonstigen stilistischen gebrauch in den zweikampfreden rechtfertigen: auch Hildebrand redet den sohn unmittelbar an, *chind* 13; im jüngeren Hl. *nun sag an, du vil*

alter MSD. II³ 27f str. 5, *(du) vil junger* str. 10. 12; vocative auch im Waltharius: *maledicte* 762, *o versute dolis et fraudis conscie serpens* 790, *tyranne* 886, *calve* 991 (vorwurf der list ein litterarisches motiv in reizreden: Walth. 761 ff. 790 ff).

Einen inneren zusammenhang des Hl. mit dem geistlichen inhalt des codex, den Saran nachzuweisen versucht hat, lehnt auch St. ab und erklärt die einzeichnung des liedes auf den beiden einzig noch leeren seiten für reinen zufall (vgl. auch Beitr. 42, 345). der grund für die eintragung lag also nicht in einem etwaigen religiösen gehalt des liedes. es ist ein historisches volkslied und nicht als einzelner fall loszulösen aus dieser seiner gattung. der geistige hintergrund ist nicht das theologische bewustsein, sondern im sinne der zeit ist das lied ein historisches denkmal, aufgefasst als ein stück nationaler vergangenheit, und enthält ein ereignis aus der geschichte wie jene 'barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur', die Karl d. Gr. schriftlich aufzeichnen und der nachwelt überliefern liefs (Einhard Vita Karoli imp. § 29, vgl Braune Beitr. 21, 5f). gerade ein lied, das beziehungen zu den Hunnen enthielt, mochte das interesse einer zeit finden, in der der grofse krieg gegen die Avaren stattfand (791—799), denn die Avaren galten für Hunnen und trugen auch deren namen (vgl. bes. Einhard § 13: (bellum) quod contra Avaros sive Hunos susceptum est; zur 'Hunorum nobilitas' gehörte unter Attila auch der verbannte Hildebrand: Kauffmann Philol. studien s. 153f; Saran s. 150).

Beim Weifsenburger katechismus (VI) widmet St. besondere beachtung dem sogenannten glossenzeichen und stellt fest, dass Scherer dieses zeichen nicht ganz richtig beurteilt hat. es dient nicht eigentlich dazu, um erklärungen zum text zu bemerken, vielmehr wurde es von einem leser oder corrector angebracht 'zur kennzeichnung von fehlern oder von stellen, an denen er anstofs nahm'. es hat, worauf St. hinweist, mehrfache bedeutung. ich möchte folgende gruppen unterscheiden: eigentliches glossenzeichen, zur andeutung einer randglosse (synonym), ist es bei *ladhunga* 54, *eouuist* 60, *pittemes* 111, und zum hinweis auf synonyma im text steht es bei *farbiutit edho biuuerit* 77f, *henge edho farstande* 87, *cnuati edho samanuuisti* 92 (in den drei letzten fällen war das zweite wort, wie St. sehr wahrscheinlich macht, in der vorlage von anderer hand über die zeile geschrieben und ist dann vom copisten unserer hs. in den text aufgenommen worden). dagegen deutet es auf übersetzungsfehler hin bei *gisaaz* 52, *ginotames* 76, auf correcturen im text bei *obstinatus* 44, *gilaubit* 108, *suno — uueruldi* 114f; bei *thanan — tote* 103f soll wol aufmerksam gemacht werden auf die entsprechende stelle im Apostolicum 52f, die dort aber anders übersetzt ist. unerkenntlich ist der grund zur anbringung des

zeichens bei *ungimezzener* 69 und *muater* — *giboran* 93 (soll hier vielleicht auf den unterschied von *uuerolti* und *uueroldem* 92 hingedeutet werden?). zu 'sarmentum-palmites' Steinm. s. 37 s. Ahd. gll. I 224, 5.

Die von Scherer angeführten gründe für abhängigkeit der Weifsenburger verdeutschungen von den vorschriften der Admonitio generalis vom jahr 789 widerlegt St. mit triftigen gegengründen. immerhin entspricht die abfassung des Katechismus den in der Admonitio c. 72. niedergelegten grundsätzen, in denen möglichste sorgfalt bei der herstellung kirchlicher texte befohlen wird, u. a. *libros catholicos bene emendatos (habeant)* usw. (MG. Legg. I 1, s. 60, vgl. auch Wattenbach Schriftwesen s. 190). auch die übersetzung der beiden symbola befolgt diese wissenschaftlichen principien der pünctlichkeit und genauigkeit. sie gibt den lateinischen grundtext ganz wörtlich wider. man wollte, wie es scheint, hier die authentische formel der glaubensbekenntnisse in deutscher sprache feststellen, darum sollte der text genau den traditionellen lateinischen wortlaut widergeben. der deutsche text ist also mehr als nur gleichsam eine mechanische interlinearversion, er will eine theologische urkunde sein. bis ins einzelne durchgeführt ist diese unmittelbare copierung des lateinischen. so im apostol. Credo ist das lat. participium '*venturus*' durch das deutsche *quęmendi* 52 nachgeahmt, während im Athanasianum 104 und sonst in den symbolum-formeln *cumftig* gebräuchlich ist (die stellen sind aufgezählt von Helm Beitr. 35, 322 f). '*ecclesia*' ist ganz sinngetreu durch *ladhunga* 54 übertragen, gemäfs dem griech. ἐκκλησία, herausberufung, lat *evocatio* (darum steht auch in der MSD. II[3], 338 von Scherer citierten glosse zuvörderst *evocatio ladunga*, darauf erst an zweiter stelle *vel collectio edo samenunga*). — beibehalten ist die lateinische wortstellung in *atum uuihan* 53 (im Gloria deutsch normalisiert *mit uuihen adume* Γ18). auf absicht beruht wol auch der wechsel zwischen *geist* und *atum* in der bezeichnung des 'spiritus sanctus': 'conceptus est de spiritu sancto' = *infanganer ist fona heilegemo geiste* 49, aber 'credo in spiritum sanctum' = *gilaubiu in atum uuihan* 53: das erste mal ist der spiritus der erzeuger des sohnes, es ligt darin noch die vorstellung eines persönlichen wesens. ein solches aber, einen dämon, bedeutete ursprünglich das wort *geist* nach Braunes klärender darlegung (Beitr. 43, 404 ff). dagegen ist spiritus sanctus an der zweiten stelle die person der trinität, und dafür hat der übersetzer die ursprüngliche, deutsch geprägte formel *wiho atum* (bzw. *atum wiho*) beibehalten (in der formelhaften reihe *got fater* 47, *heilenton Christ, suno* 48, *atum uuihan* 53, ebenso im Gloria). abweichend von der durchgehnden nachahmung der lateinischen wortstellung ist die folge von adjectiv und substantiv bei *fona heilegemo geiste* 49 gegen lat. *de spiritu sancto*. die formel der *heilego geist*, *heileger*

geist ist in dieser wortstellung fest geprägt, wie sie aus dem ags. (*se hálʒa ʒást*) aufgenommen wurde (s. Braune aao.) und ist dann im mhd. auch als worteinheit, *heiliggeist. heilegeist*, aufgefasst.

Das auffallende prät. *gisaaz* 52, das auch der corrector beanstandet hat, kann allerdings in der schreibung der lateinischen vorlage begründet sein, die 'sedit' mochte verschrieben oder als vulgär-lat. für präs. 'sedet' gehabt haben (MSD. II ^{3}, 338, vgl. 'sedit' auch im Sacr. Gallic., Hahn Bibl. d. symbole § 36 s. 38). aber *gisaz* (*gisaaz*) widerspricht gar nicht völlig dem lat. präsens 'sedet', denn es bedeutet 'er setzte sich, nahm seinen sitz', und damit umfasst es zugleich den sinn des präsens, = er hat diesen sitz noch inne, soviel wie Notk. Ps. 8, 2 *daz dû dâr gesézzen bist* (part. perf. zu *sitzen*) *ze zésuun dînis fáter* (vgl. auch Ps. 28, 10); und ähnlich wie Sam. 2, *er zeinen brunnon kisaz* und darauf *thanna noh so saz er*; Otfr. II 14, 7 f *tho gisaz er muader . . bi einemo brunnen*. der übersetzer mochte durch eine besondere erwägung des gedankenzusammenhangs zu dieser perfectiven actionsart veranlasst worden sein: der satz berichtet in erzählender form mit den perfecten *Nidhar steig, arstuat, Uf steig* die erlösenden taten Jesu, durch das perf. *gisaz* (*gisaaz*) wird dann auch noch dieses letzte ereignis in die vorgänge einbegriffen und durch den ausdruck der vollendeten handlung ein würksamer abschluss der erzählung gebildet. — ebenso wie in den beiden glaubensbekenntnissen ist der durch die liturgie streng festgesetzte wortlaut der vaterunserformel auch in der deutschen übersetzung beibehalten, während die dazu gehörende erklärung, die nicht durch die tradition gebunden ist, von deutschem sprachgefühl eingegeben ist.

Die auffallende abweichung vom lateinischen text im Symb. Athan. 88 f wird vielleicht durch folgende an St. sich anschliefsende annahme begreiflicher: 'der übersetzer las oder glaubte zu lesen *in carnatione quisque dominum nostrum*'. soweit änderte er den sinn der lat. vorlage, den genitiv *Iesu Christi* aber — hier möchte ich St.s erklärung verlassen — behielt er bei (*heilantan christes*) und bezog ihn, wie das lat. original, auf *in carnatione*. er verstand also: bei der fleischwerdung Jesu Christi soll ein jeder an unsern herrn glauben. der von der silbe *-es* in *christes* nach rechts oben gezogene strich (Enneccerus taf. 26, 26) ist wol nichts anderes als die verlängerung des die obere rundung des *e* am zeilenende abschliefsenden seitenstriches, wie am ausgang der zeilen 5. 6. 26 bei Enneccerus auf taf. 22, z. 17. 22 auf taf. 24, z. 11. 23 auf taf. 27, und ganz ähnlich wie in *-es* bei *geistes* auf taf. 25, 14. hier bei *christes* mag aber zu der verlängerung des seitenstriches noch der besondere grund vorgelegen haben, das *e* neben dem folgenden *s* kenntlich zu machen (vgl. Wattenbach Anleitung zur lat. palaeographie, 3 aufl. s. 39).

der strich hat in diesem fall den nämlichen zweck der verdeutlichung wie ursprünglich die zuweilen in mhd. handschriften über schwachen *e* vorkommenden acute oder circumflexe, vgl. dazu PSievers Die accente in ahd. und as. hss. s. 17f u. ö., s. auch Anz. XXXV 38f). zuweilen ist *e* durch dieses merkzeichen, das auch einem circumflex ähnlich sein kann, auch im innern der zeile verstärkt, zb. vor *n* auf taf. 25, 14. 23, vor *r* auf taf. 27, 5, vor *i* auf taf. 27, 8. — das misverständnis der trennung von 'in carnatione' *in fleiscnisse* mochte erleichtert worden sein durch die kurz vorhergehenden gleichen verbindungen 'in unitate', 'in trinitate', *in einnisse*, *in thrinissi*.

Das erste Basler recept (VII) ist nicht ein mittel gegen fieber, wie man bisher annahm, sondern, wie St. aus einer vergleichung mit dem recept gegen infusio capitis (vgl. dazu St. s. 369f) Ahd. gll. III 601f und aus dem inhalt erschliefst, gegen epilepsie. für das zweite recept macht er deutschen (nicht ags.) ursprung mit verstärkten gründen wahrscheinlich.

Das Freisinger Paternoster (VIII) will St. lieber allgemeiner 'Altbayrisches P.' nennen, da die hs. A nicht original ist, mithin kein sicherer grund mehr für localisierung des denkmals in Freising besteht.

Überall im commentar kann man den unterschied zwischen den kritischen grundsätzen St.s und denen seiner vorgänger Müllenhoff und Scherer beobachten. die erste aufgabe der kritik ist nicht, den überlieferten text zu verbessern, sondern ihn zu begreifen. da können auch fehler zu positivem wert gelangen. formen wie *exciperit*, *didicere* in der Exhortatio ad plebem christianam (IX) sind nicht schreibfehler, sondern berechtigte vulgärlateinische entwicklungsstufen (s. 53). auch das eingeschobene *man* bei *in man caplasan* gegen lat. *inspiratum* Exhort. 49, 7 will St. gelten lassen. und gewis mit recht, denn ebenso steht *In huueo quidit sih der man christanan* 19f gegen lat. *Quomodo enim se christianum dicit*, 'denn die deutsche version erweitert und specifiziert gern'. damit charakterisiert St. die deutsche übersetzungsart unter anführung von beispielen (s. 49). öfter werden persönliche pronomina zugesetzt, auch das demonstrat. *deisu* (St. ebenda); ausdrücke werden verstärkt: anrede *chindo liupostun*, lat. 'filii', *drato mihiliu* 10 gegen lat. 'magna' (St.), vgl. auch *imo niuueiz* 'nescit' 31; widerholung eines wortes der deutlichkeit wegen: *dei uuort* 23, widerholung durch das demonstr. *dei* 26, widerholung des prädicatsverbums durch *daz ist* 48, durch einen ganzen satz 25f (vgl. 19f); synonyme parallelsätze sind eingeschoben 22f. 29f. der zweck solcher erweiterung ist zumeist, den sprachlichen ausdruck klarer und deutlicher zu machen, es ist also das stilisierungsprincip der volkspredigt (vgl. Zs. f. d. phil. 36, 516f). der zusatz von *liupostun* (lat. 'carissimi') aber verleiht der rede einen stärkeren gefühlswert und

entspricht einer ausdrucksweise, wie sie zb. bei Otfrid begegnet. es ligt hierin der anfang der sogenannten seelischen vertiefung im stil mittelhochdeutscher höfischer epen (vgl. Ehrismann Ahd. litt.-gesch. s. 194. 273; Zs. f. d. phil. 45, 306).

Die methode der historischen gewissenhaftigkeit konnte besonders beim Muspilli (XIV) zur anwendung kommen, und wir verstehn jetzt leichter als früher, weshalb St. dieses denkmal 'das verzweifeltste stück der ahd. litteratur' (s. 47) genannt hat. bei den lösungsversuchen der fragen nach einheitlichkeit und zusammenhang des textes, nach zeit der entstehung, zeit und art der aufzeichnung 'kann man überall nur zu wahrscheinlichkeiten gelangen'. entsprechend dem grundsatz rein objectiver textbehandlung ist auch hier die überlieferung möglichst gewahrt: 'wir müssen von der überlieferten gestalt des gedichts als dem einzig sichern boden ausgehen' (s. 78).

Die schwierigkeit bei 74[a] scheint mir St. glücklich beseitigt zu haben, indem er in der ersten hälfte des verses der hs. folgt, also das in ihr nicht enthaltene *suanari* von MSD. weglässt, dafür aber das überlieferte *toten enti lepen(ten)* streicht (vgl. dazu Helm aao. s. 319ff, s. St. s. 79 anm.). ebenso lässt er die störende zeile 99[a] weg. er hält also, m. e. mit recht, diese beiden stellen für schreiberzusätze. es können wol absichtliche erweiterungen des aufzeichners sein, der nach art des predigtstils (s. oben) den sinn noch mehr vervollständigen und verdeutlichen wollte.

Die einmischung von reimversen (s. 77) v. 61 f beruht m. e auf nachahmung der lateinischen kirchlichen litteratur. in lateinischen reimlosen gedichten sind zuweilen reimzeilen eingestreut, längere, aber auch kürzere versgruppen (WMeyer Ges. abhandlungen zur mittellat. rythmik II 122ff, bes. s. 124; Norden Die antike kunstprosa s. 810 ff), vornehmlich an besonders pathetischen stellen (Norden s. 861), was gerade auf die gereimten Muspilliverse zutrifft, die einen wirksamen abschluss der schilderung vom weltbrand bilden. diese reimverse weichen auch in der regelmäfsigkeit des rhythmus völlig von den umgebenden alliterierenden versen ab. aber sie sind nicht nachbildung des classischen princips, etwa des hymnenverses, denn es fehlt die senkung vor der letzten hebung, vielmehr gleicht der bau dem dipodischen vers des deutschen kinderliedes, es ligt also wol der germanische orchestische urvers von vier hebungen vor.

Auch beim Georgslied (XIX) folgt St. möglichst genau der handschriftlichen überlieferung und sein text schliefst sich ihr 'noch ein wenig enger als derjenige Haupts und Kögels' an (s. 99). nur éine umstellung befürwortet er bei der verteilung der strophen, indem er v. 21. 22. hinter v. 17 setzt, wodurch eine systematische ordnung der dreizeiligen strophen gewonnen

wird. 'somit wären alle referierenden strophen zweizeilig, alle die grofstaten des märtyrers verherrlichenden dreizeilig'.

Die lücke vor *salig* im Ludwigslied (XIV) v. 57 hat St. im text nicht ausgefüllt. in den varianten spricht er sich vermutungsweise für *uuurtsalig* 'vom schicksal beglückt' aus. könnte der halbvers nicht vielleicht *Kuning unser salig* gelautet haben? *salig* mhd. *saelec* ist üblich bei lobpreisungen, besonders auch in der anrede, s. Mhd. wb. II 2, 38, Lexer II 581, wie *salida* (zb. Otfrid ad. Lud. 5; Sal. 1; IV 4, 45); zur wortstellung vgl. Otfr. *fater unser guato* II 21, 27, *druhtin unser guato* V 8, 16, Hartm. 132, *Druhtin min ginadig* IV 1, 41. auch *Druhtin min ther guato* III 7, 1.

Bei der Samariterin (XVII) ist der hinweis wichtig, dass sich die hs. der Lorscher annalen einst in Reichenau befand; dort wäre denn auch die uns erhaltene niederschrift eingetragen worden und damit wäre die annahme verstärkt, die das original des gedichtes für fränkisch hält.

Dem bis jetzt als 'Bruchstück einer Logik' bezeichneten fragment gibt St. den prägnanteren titel 'de definitione' (XXV) und bestätigt endgültig Notkers verfasserschaft durch die entdeckung, dass die fünf anfangsworte sich auch in der Züricher Notkerhs. 121 finden.

Beim Physiologus (XXVII) hat Scherer einen unterschied zwischen den capp. 1—8 und capp. 9—12 beobachtet, letztere haben überschriften und eine andere orthographie (capp. 1—8 alemannisch, capp. 9—12 rheinfränk.). aber diese unterschiede beweisen, wie St. geltend macht, nicht für verschiedene verfasser sondern nur für einen mit cap. 9 eintretenden wechsel des schreibers. zu den beweisgründen kann man noch die mit cap. 9 einsetzende änderung in der accentbezeichnung hinzufügen. bei aller unregelmäfsigkeit ist doch das ursprüngliche princip Notkers noch zu erkennen, indem der circumflex überwiegend auf langen vocalen steht, der accent meist auf kurzen. der zweite schreiber aber übertreibt die accentuierung und bringt auch oft zwei zeichen über einem wort an, was bei dem ersten seltener vorkommt. nun hat St. nachgewiesen, dass unsere hs. ebenfalls von zwei schreibern abgefasst ist, deren erster cap. 1—3 (vorletzte zeile) schrieb und zwar ohne accent. somit begegnen nun dreierlei verhaltungsweisen in bezug auf accentuation: in cap. 1—3 sind keine zeichen, cap. 3 bis cap. 8 haben accente und die bezeichnung ist noch einigermafsen annehmbar, in cap. 9—12 ist sie ganz verwildert. diese verschiedenheit wird sich folgendermafsen erklären lassen: das original des Physiologus hatte accente, der alemannische schreiber der vorlage unserer hs. hat die bezeichnungen des originals weniger, der rheinfränk. schreiber hat sie mehr erweitert und verschlechtert; die erste hand der Wiener hs. cap. 1—3 hat sie dann ganz weggelassen, die zweite (cap.

4—12) hat sie der vorlage gemäſs abgeschrieben. (PSievers aao. s. 28—31 hat die verschiedenheit der beiden hände der Wiener hs. nicht gekannt; vgl. auch Wilhelm Denkmäler deutscher prosa des 11 u. 12 jh.s heft 8 s. 14). — zu den alemannischen kennzeichen des originals (s. 134) gehört auch die erhaltung langer *î* im ungedeckten auslaut: *sterihchi* 2 = subst. *sterkî*, *suzzi* 24. 27 = *suozî*, *di deumuti* 42, *rouboti* (conj. prät.) 54 (s. Steinmeyer s. 134), *uuassî* 94 (*i* erhalten in abstr. fem. auf-*î* und im conj. prät. auch beim schreiber F der minnesängerhs. C: Clara Rieke Die vocalzeichen der groſsen Heidelberger liederhandschrift, Greifsw. diss. 1917, s. 104). altes kurzes *i* ist, auſser in *daz mermanni* 60, im ungedeckten auslaut zu *e* geworden, zb. *gescrifte* dat. 3, *iagere* 7. 41. 92, *uuerilte* dat. 8, *uerstunde* 9, *uuare*, conj. prät., 10, *gotheite* dat. 14, *miteuuare* 18. 27, *scone* 19. 30, *manchunne* 26, *uurde* 30, *gerune* 44, *feruuorfe*, *chame* (neben *rouboti*) 54 usw. demnach ist auch *heissci* 138 ein femininum auf *î* und lässt sich mit Seemüllers ansprechender deutung = *eiskî* frage, verlangen, suche (GGA. 1918, 54) vereinbaren: *eiskî* wäre eine nebenform zu ahd. *eisca*, *eiscunga*, von *eiscôn*, eine nachbildung femininer, von schw. verben auf *-jan* abgeleiteter abstracta auf *î* (zu solchen vgl. vBahder Verbalabstracta s. 89f). auch *dien* 101. 111. 119 darf für alemannisch in anspruch genommen werden (vgl. Franck Altfränk. gramm. § 175). — statt des fehlerhaften *birigit sih* hat St. s. 127, 60 mit recht *brihit si* in den text aufgenommen (Scherer, Braune, Wilhelm). der schreiber wurde dazu durch eine falsche auffassung seiner vorlage veranlasst: er scheint die vorstellung gehabt zu haben, als ob die Sirene in das meer taucht (*so uerd ez in*) und sich darin verbirgt, vgl. die allegorie des Honorius August. *Syrenes submerguntur*, Migne 172, 857 A (vgl. 855 D).

Die feinheit der exacten beobachtung des verfassers bewährt sich besonders an den kleineren stücken der Ambras-Wiener Notker-handschrift. durch scharfsinnigste verwendung paläographischer und textkritischer mittel ist es ihm gelungen, den zusammenhang einer gruppe von denkmälern nachzuweisen, die er unter der überschrift 'Aus dem Wiener Notker und seiner sippe' vereinigt (XXVIII—XXXIII). es sind: Bamberger und erster Wessobrunner Glauben und Beichte, Himmel und Hölle, Predigtsammlung A, Geistliche Ratschläge, Predigtsammlung B und C. die Geistl. Ratschläge rühren, wie die schriftzüge zu erkennen geben, von dem schreiber der Predigtsammlung A her (s. 166f), BC haben gemeinsamen ursprung und stammen von einem andern schreiber als A, beide, der schreiber von A und der von BC, gehörten zur gleichen schreibschule, alle drei aber hatten, wie kleinere orthographische unterschiede wahrscheinlich machen, aus verschiedenen vorlagen mit abweichender lautbezeich-

nung geschöpft (s. 179 f). Bamberger Gl. und B. hat St. in die sippe wol deshalb eingereiht, um das stück nicht von Wessobrunner Gl. u. B. zu trennen, und damit ergab sich auch die einreihung von Himmel und Hölle als vom gleichen verfasser wie Gl. u. B. herrührend. ob die Wiener Notkerhs., da sie sich am ende des 15 jh.s zu Wessobrunn befunden hat, würklich auch dort geschrieben wurde, ist damit keineswegs bewiesen (s. 149). — St. zeigt den geistigen zusammenhang zwischen dem Wessobrunner Gl. u. B. und den Wessobrunner Psalmen. das formular steht auf der gleichen bildungsstufe, es herrscht in ihm 'dieselbe kürzende, popularisierende gedankenlos ändernde manier, welche das psalmenwerk kennzeichnet'. zahlreiche beispiele von gleichen sprachlichen erscheinungen belegen dieses urteil. B hat, wie St. gegen Scherer nachweist, den echten text, W umgeht die schwierigen dogmatischen erörterungen über die trinität und die zwei naturen in Christus, die B aus dem Athanasianum entnommen hat (135, 12—137, 13), und ersetzt sie durch wenige zeilen, die gröstenteils mit der formel des Honorius übereinstimmen (135, 12—27, dazu 138, 11 f u. 138, 32—34). erst von der erzählung des lebens und leidens Jesu an folgt W wider mit geringen unterbrechungen der in B erhaltenen ursprünglichen fassung (137, 13). auch bringt St. gegen Scherer die überlieferung bei 135, 4—11 und 140, 35—38 wider zur geltung. und mit recht, denn es sind gebetsworte, die der beichtende in seinem heils- und hilfsbedürfnis an Gott richtet. sie gehn hervor aus der gleichen persönlichen stimmung, die in dem gebet am schluss der beichte zum ausdruck kommt (148, 8—17; ähnliche anrufungen Gottes: *trohtin got alemahtige* 135, 5. 9 f. 140, 36 = 148, 2; *uile gnadiger herre* 135, 10 f. 140, 37 = *uile gnadige got* 148, 8. 14).

Dagegen stimmt St. Scherer zu in der ausschaltung der durch die anrede an Gott eingeleiteten zeilen 139, 23—28 und möchte auch den folgenden satz, also die ganze stelle 139, 23—140, 8, 'für einen nachtrag halten, der dem original beigeschrieben war'. zu dem notwendigen bestand des ursprünglichen textes könnte aber doch wol dieser ganze passus 139, 23—140, 8 gehören. der 3 glaubensartikel, vom heil. geist, umfasst 139, 9 bis 140, 38, ausführlich behandelt sind die beiden letzten sätze desselben, nachlassung der sünden 139, 23—140, 8 und ewiges leben (hölle und himmel) 140, 8—27. die beiden puncte sind wichtige teile des glaubensbekenntnisses und dürften also schon aus diesem grunde dem original angehört haben. die einzelnen motive werden denn auch durch beiziehung anderer formeln bestätigt. der glaube an die nachlassung der sünde durch bekehrung, reue, buſse ist ausgesprochen Benedictb. Gl. u. B. I, MSD. I³ 288, 18 f (St. 339, 19 f), SGaller Gl. u. B. II, MSD. I³ 292, 35 (St. 343, 30 f), Alem. Gl. u. B., MSD. I³ 308, 25 f (St. 351, 27 f), Wessobr. Gl. u. B. II, MSD. I³ 310, 17 f. 25 (St. 355, 19. 356,

26), Benedictb. Gl. u. B. III, MSD. I³ 312, 14 f (St. 357, 16 f), Honorius Aug., Migne 172, 824 A und darnach Kelle, Spec. eccl. s. 3 (statt *an* BW 139, 24. 25 muss es heifsen *nach durnohter bicherida und nach stater rehter riuwa und nach der warun bigihta,* wie die oben citierten formeln zeigen). vor dem widerholen der sünde (*nigauerit* 139. 34) wird gewarnt entsprechend Honor. Aug. aao. ('non iteravi'), Benedictb. Gl. u. B. III, MSD. I³ 315, 123 (St. 361, 137 f). den letzten punct bilden dann, wie im heutigen glaubensbekenntnis, die verheifsungen des jenseits. von hölle und himmel (vgl. das Athanas. glaubensbekenntn. MSD. I³ 208, 99 f, auch Notkers Katech., MSD. I³ 256 f und die augustinische poenitentenpredigt der Wiener Notkerhs. MSD. I³ 273, 5ᵈ, St. s. 159), die einschärfung des vorhergehenden satzes von der wahren beichte, dass man in rechter reue und bufse bis zum ende beharren soll, widerholend. die gedanken an das zukünftige leben gehören überhaupt zum wesentlichen inhalt von jener bufspredigt Augustins. auch in dieser kommen mehrfach die gleichen worte und wendungen vor, denn die widerholung gehört zum stil der predigt. hier gerade kann man den zusammenhang zwischen predigt und beichtstuhl sehen (ESchröder Anz. VII 178). die stilistische entstehung von BW beruht auf erweiterung einfacherer grundformen, so ist auch besonders der zweite artikel des glaubensbekenntnisses über das Athanasianum hinaus ausgedehnt durch die legendarisch-predigtartige erzählung vom leben Jesu 137, 12 ff. die unmittelbare anrede an Gott 139, 23, welche den von Scherer getilgten satz einleitet, lässt sich auch hier begreifen als übernahme aus der beichtformel, da der betr. satz 139, 23 ff ja gerade von der beichte handelt. indessen ist nicht ausgeschlossen, dass diese drei anredeworte späterer zusatz sind.

Den inhalt der Predigtbruchstücke C 7ᵃ und 7ᵈ hat St. in der 3 aufl. der Denkmäler bestimmt (MSD. II³ 427—430). die quelle für das bruchst. 5 ist noch nicht ermittelt. vielleicht gibt folgende erwägung einen anhaltspunct. die lehre, man soll denen nicht schaden denen man nützen soll, *daz er den ni tare den er frume scolti* 5ᶜ wird auch in der predigt B 1 gegeben: *daz si denno den tarent, den si frume scolten* s. 169, 3; B 1 ist eine homilie Gregors über Lucas 10, 1—9. auch finden sich parallelen zwischen dem bruchst. 5 und dieser lateinischen predigt Gregors: *die got minnunt* = amor Dei, Migne 76, 1140 A 1142 A 1144 C (die ganze predigt handelt vom gebot der liebe); *sunten dero kidanchi* = 'cogitationum vitia' 1144 A, *bezzern sih* = se corrigat 1149 B (bufse überhaupt 1143 C bis 1144 B). dann also würde bruchst. 5 eine predigt zur quelle haben, die mit Gregors homilie verwandt ist, vielleicht eine verlorene predigt Bedas (die uns erhaltene homilie Bedas über Luc. 10, Migne 94, 443 ff, hat nur ganz allgemeine anklänge an bruchst. 5). nun

aber gehört, wie Steinmeyer nachgewiesen hat (MSD. II[3] 429f), auch das bruchst. 7[d] zu einer predigt über Luc. 10, 1—9, und so ligt der schluss nahe, es werden das bruchst. 5 und das bruchst. 7[d] teile ein u. derselben predigt über Luc. 10, 1—9 sein. dann wäre die reihenfolge umgekehrt: zuerst käme bruchst. 7, dann bruchst. 5; die letzten worte von 5[d] *unte firferit denna hina . . zi demo euuigan (libe)* scheinen in der tat auf den abschluss der predigt hinzuweisen (vgl. Augustins poenitentenpred., St. s. 160 oben).

Ein musterbeispiel gelehrten scharfsinns ist der commentar zur Benedictinerregel (XXXVI), in welchen St. seine früheren untersuchungen (Zs. 16 [1872], 131—134. 17 [1874], 431—448) noch mit überraschenden resultaten bereichert, teilweise auch anders bestimmt. aus genauster beobachtung der schriftzüge, der correcturen und fehler, der abkürzungen entwickelt er die geschichte der SGaller hs. wie sie sich ihm darstellt. Für den ursprungsort der Benedictinerregel hält St. Reichenau, wegen ihrer mehrfachen lexikalischen übereinstimmung mit dem glossar Rb. die übersetzung wurde, wie er jetzt annimmt, von einem einzigen verfasser in einem die worte stark abkürzenden concept, vielleicht auf einzelnen zetteln notiert; dieses wurde 'zwei schreibern zur ausarbeitung und interlinearen eintragung in eine regelhs. anvertraut', deren anteile durch orthographische verschiedenheiten und nach der häufigkeit der abkürzungen erkennbar sind. 'aus dieser bearbeitung ist die jetzt uns vorliegende hs. durch mehrere schreiber' (mit sicherheit sind drei hände zu unterscheiden, s. 284) 'wol direct und vielleicht in SGallen copiert worden'.

Das mehrfach besprochene *reue* in der Würzburger beichte (XLIV): *uone demo heilegen reue dez brunnen* (s. 317, 34. 318) braucht nicht geändert zu werden. es ist in der tat ahd. *href* 'uterus'. die taufe ist gleichsam ein act der geburt, darum die taufe auch bad der widergeburt heifst; die aufnahme in das katechumenat ist eine empfängnis, die taufe eine entbindung, vgl. FrXavSchmid, Liturgik 3, 8, wo auch citate; ferner Augustinus Sermo CXIX cap. 4: *ex deo nati sunt, vulva matris, aqua baptismatis*, Migne 38, 674; Pseudo-August. De symbolo ad Catech. sermo IV cap. 1: *vos suscepit in utero sancta mater Ecclesia . .; quousque per lavacrum sanctum regeneratos verae luci restituat . .; escae sunt quae vos reficiunt in utero, ut renatos ex Baptismo hilares vos mater exhibeat Christo.* Migne 40, 659—661; vgl. auch Harnack Dogmengesch. I[2] 394. 600. 700.

Reichlich vermehrt ist der abschnitt über die beschwörungen und segen (LXII ff) sowol hinsichtlich des umfangs als der ergebnisse. die neuen hypothesen vom christlichen ursprung aller deutschen segensformeln lehnt St. ab. auch hier waltet, wie überall, vertrauen sichernde behutsamkeit.

Und das gefühl, von einer sicheren hand geleitet zu werden, hat der benutzer des buches von anfang bis zum ende. es ist durchdrungen von dem geiste der gewissenhaftigkeit, auf dem die gesamte lebensarbeit des verfassers beruht, dessen wir mit besonderer verehrung in diesen tagen gedenken, da er in sein einundsiebzigstes lebensjahr eintritt.

Greifswald. **Gustav Ehrismann.**

De gedichten van Herman der Dâmen, met inleiding en aanteekeningen. proefschrift ter verkrijging van den graad van doktor aan de rijksuniversiteit to Groningen . . . door **Helena Onnes.** Groningen, gebroeders Hoitsema 1913. 129 ss. 8°.

Die gedichte von Herman der Dâmen sind in der Jenaer liederhandschrift von der hand des zweiten md. abschreibers aufgezeichnet. die beobachtung der reime führt zu dem resultat, dass auch das original in omd. mundart, und zwar in obs. dialect verfasst sein muss. es steht den gedichten des Meissners, Frauenlobs und Heinrichs von Kröllwitz am nächsten. einige anzeichen im wortschatz könnten auf Niederdeutschland weisen; sie finden in des dichters beständigem aufenthalt in Norddeutschland und seiner vermutlich nd. abstammung ihre erklärung. den von der verf. (s. 19) als zweifelhaft nd. aufgeführten lautlichen beobachtungen kann ich nicht zustimmen; sie sind durchweg md. charakters. der name *der Dâmen* wird als vom schreiber aus *de Dâmen* entstellt angesehen; Dahmen ist ein Ort im Kreis Jüterbog-Luckenwalde. ebensoviel wahrscheinlichkeit hat m. a. seine herkunft aus dem in Mecklenburg-Schwerin liegenden Dahmen, wo eine reihe des namens in urkundenbüchern belegt sind (s. 21).

Herman gehört zur zunft der fahrenden. in seinen sprüchen hat er eine reihe nordd. fürsten genannt, durch die sie mit einiger sicherheit festgelegt werden können; die letzten müssen noch vor 1300 entstanden sein. von besonderem interesse ist Hermans leich. er steht musikalisch höher als viele andere durch die künstlerische abwechslung der tonarten. wichtig ist die melodie vor allem, weil sie aufschluss gibt über die einteilung des leichs, bekanntlich die centralfrage bei dieser poesiegattung. die grenzen der verschiedenen strophengruppen fallen nämlich zusammen mit dem wechsel der tonarten in der melodie (s. 47). es lassen sich so 7 strophengruppen deutlich unterscheiden, in denen 10 verschiedene strophentypen zur anwendung gelangen (s. 52). in der letzten strophengruppe hat sich die phantasie und der künstlerische stil des dichters schon so sehr erschöpft, dass er sich auf eine neue zusammenstellung der vor-

her angewandten typen beschränkt. im ganzen genommen erweist sich Herman durch den häufigen moduswechsel, der schwebende betonung nötig macht, sowie durch den 'üblen, plumpen brauch' des dritten stollen nach dem abgesang als vorläufer der meistersinger.

In der aufführung der apokopen und synkopen, letztere sehr unvollständig, hätte bemerkt werden können, dass Herman die apokope im leich und im lied an der exponiertesten stelle, im reim, ganz vermeidet. von den 8 fällen, die zu constatieren sind, stammt 1 aus III, 3 aus IV und 4 aus VI. der apokopen die nicht im reim stehen, sind im ganzen 19. ich scheide davon 2 fälle aus (IV 6 ^{13} und IV 3 ^{3}, s. u.); bleiben 17. davon liegen unter der hebung nur 6. von diesen 6 sind 3 hilfsverba und 1 conjunction; nur 2 sind substantive. Herman zeigt sich demnach empfindlich gegen apokope im reim; aber die empfindlichkeit lässt nach, je später die gedichte entstanden sind (VI steht auch chronologisch an letzter stelle; ss. 27. 31). auch im versinnern sucht er apokope möglichst nicht unter den rhythmischen accent und an sinnstarke wörter zu legen.

Zur feststellung der synkope dienen der verf. aufser dem reim und dem versmafs noch die noten. im anschluss an die von den herausgebern der Jenaer liederhs. vertretene ansicht (bd. II, 148 f. 153), dass die tactfüllung ⏑́ × im stumpfen reim auf grund der notenschrift der hs. einsibig zu lesen sei, hat die verf. durchgängig formen wie *komn* : *vernomn* im reim. dabei begeht sie allerdings die folgelosigkeit, dass sie III 2 $^{5:10}$ *leben* : *beneben* schreibt, offenbar veranlasst durch die ligatur (bd. I 205); II 1 $^{5:7}$ aber trotz der ligatur und der notenzerlegung *zagen* : *sagen*. aber wörter dieses typus einsilbig anzusetzen ist ohne ausführlichste begründung überhaupt nicht gerechtfertigt. denn oft genug erscheint über der schlusssilbe des zweisilbig stumpfen reimes eine note, die natürlich dieselbe ist wie die auf der hauptsilbe (bd. II 153; vgl. auch bd. I 198 *vurtzagen*, 3. z. v. u.; 199 *gephaden*, 4. z. v. o.; 202 *behaget*, 6. z. v. u.; 204 *zagen* : *sagen*, 1. u. 3. z. v. u., alle mit zwei noten geschrieben). es erhellt daraus, dass der schreiber bemüht war, das notenbild der einzelnen strophen möglichst rein zu erhalten und nicht die durch das auftreten von wörtern des typus ⏑́ × neben ⏓́ erforderlich gemachte zerlegung auszudrücken. andere schreiber, zb. der der hs. W, die Reinmars lieder überliefert, drücken überwiegend die zerlegung aus (Roethe Reinmar 359)[1]. es ist deshalb zurückzuweisen, dass ein verfahren, dem bei der isolierten betrachtung und der unkritischen ausgabe der hs. (bd. II 149. PBrB 27, 192)

[1] sehr wahrscheinlich ist es mir, dass im gesang eine 'verschleifung auf der hebung' überhaupt nicht eintrat, dass hier vielmehr überall ersatz der gegebenen notendauer durch ihre beiden halbzeiten eintrat.

berechtigung zustehen mag, in eine kritische ausgabe eines dichters ohne genaueste begründung übernommen werde.

Es hätte noch die bemerkung gelohnt, dass Herman im gegensatz zu Reinmar verhältnismäfsig wenig 'verschleifte hebungen' neben unverschleiften gebraucht. einer verschleifung widerstehen inl. *t*: *gote* (1 : 11), *vater* (0 : 2), *mite* (0 : 2), *heten* (1 : 1), *striten* (0 : 1); ebenso *s* : *wesen* (0 : 2), *disem* (0 : 2); bei inl. *b* und *g* sind die verhältnisse ziemlich gleich: *lobe* (0 : 10), *leben* u. ä. (6 : 7), *sagen* u. ä. (3 : 9), *tugent* (10 : 5), *gegen* (6 : 0)[1]. ähnlich verhält es sich mit inl. *n* und *d*: *sune* (0 : 3), *ane* (0 : 2), *künink* (2 : 0), *manec* (1 : 5); *vride* (0 : 2), *reden* (3 : 2). inl. *m* und *l* erscheinen nur unverschleift, ebenso, bis auf zwei ausnahmen, worte mit den endsilben *-el* und *-er*.

Es ist also neben manchem absoluten gebrauch, der häufig allerdings nur auf geringer gebrauchsfähigkeit des wortes beruht, eine schwankende anwendung der worte vom typus ⏑́ ⏑ festzustellen. das sprachgefühl des dichters kann nur éinen gebrauch voll anerkennen; und tatsächlich ist zb. bei Walther zu beobachten, dass unter 33 fällen eines von seiner gepflogenheit abweichenden gebrauches solcher wörter nur 8 unter den am empfindlichsten behandelten, den minneliedern, zu finden sind (Wilmanns, Walther 37)[2]. während bei Reinmar das verhältnis der verschleiften zu den nicht verschleiften hebungen 1 : 1,3 ist, beträgt es bei Herman 1 : 2,4; nur éin fall unter 36 kommt dabei auf das lied. erst der musikalische vortrag lässt den grund dafür erkennen; im gesang erst tritt die discrepanz zwischen musikalischer länge und grammatischer kürze und damit die zwiespältige behandlung der wörter vom typus ⏑́ ⏑ wahrnehmbar hervor. auch hier also, wie bei den apokopen, zeigt Herman ein ziemlich empfindliches ohr.

Bei der textherstellung ist die verf. sich offenbar nicht klar geworden, ob sie den formen der hs. oder der sprache des dichters den vorzug geben sollte. s. 9 f wird festgestellt, dass Herman nur *uo* : *uo* reimt; allein vor *nd* erscheint *u*. der text dagegen schreibt, wie es etwa bei Nikolaus von Jeroschin angebracht ist, durchweg *û*. ebensowenig besteht die berechtigung, bei einem dichter mit verhältnismäfsig so wenig md. elementen im consonantismus wie bei Herman *t* intervocal und nach *l* und *n* gegen die hs. stets als *d* zu schreiben, nur gestützt auf den reim *snîde* : *strîte* (IV 5 [11:14]). umgekehrt werden stets mit der hs. die unbetonten vorsilben als *unt-*, *un-*, *vur-*[3] statt *ent-*, *en-*,

[1] da *gegen* nicht éinmal tactfüllend erscheint, ist vielleicht das md. beliebte *gein* durchgängig zu lesen.

[2] über die s. 23 aufgezählten fälle ist eine entscheidung schwer zu fällen, da *hove* nur in sprüchen vorkommt, andere je einmal erscheinen; *rede* wird in minneliedern 6 mal als ⏑́ ×, 2 mal als ⏑́ × gebraucht.

[3] über den mutmafslichen vocalwert vgl. Michels § 53 anm. 3.

ver- uä. geschrieben. ebenso erscheint *uf* in hebung (V 9 [3], VI 1 [1], VI 2 [34] u. ö.) wie in senkung als *of* mit der hs. die durchgehende schreibung *kegen* für *gegen* in der hs. soll doch nur sagen. dass anl. *g* verschlusslaut ist (Michels § 92, 3); für den dichter gilt *g*. *pflach* (I 133) ist unrichtig. die hs. hat *phlac*; verf. meint, es sei spirantisches *g* anzunehmen, weil das wort auf *gab*, *grab* reimt, deren *b* spirantisch sei. im auslaut ist *b* im md. stets verschlusslaut (Michels § 92). IV 4 7 ist *tret* zu lesen; I 153 *ib du*; I 30 schreibt die hs. und der text *se* = 'eam', I 31 aber *sie*, ebenso I 39 2 mal, I 37 *sie* = 'ea', alle in unbetonter stellung! I 50 muss geschrieben werden *houbts*, da verf. synkopiertes *e* stets weglässt (vgl. I 52 hs. *sigel* gegen text *sigl!*). III 5 [1] hat *wir sülen* . ., IV 1 [6] *des süle wir!* III 5 [4] lis *vollêren*; III 9 [16] l. *ze allen reisen* (im schema s. 53 2. z. v. u. l. 2 h ⏑ statt ⏑ 2 h ⏑); IV 3 [3] l. *und al der dinge, de‿an den zwên*; IV 6 [4] l. *haben*; IV 6 [13] l. *ein rede, die im niht wol anstat*; IV 3 [10] (ebenso I 102) l. *Jêsum*; V 9 [9] l. *wider* (⏑́ ×); der vers hat keinen auftact! V 5 [8] l. *heiles gewinne*. das vorkommen des subst. *geheile* im mhd. ist nicht nachzuweisen; die conjectur widerspricht der abneigung des dichters gegen dies vorwörtchen (s. 14). die conjecturen sind oft nur lückenbüfser. überflüssig sind sie III 3 [3]; IV 1 [11]; IV 5 [13] (über das fehlen des auftactes vgl. das s. 48 zu I 13—18 und s. 59 gesagte); I 64 l. *zu gebenne*; I 26 l. *vollez* (vgl. hs. II 72).

Erst nachträglich fallen mir Wilmanns Beiträge zur geschichte der ält. d. litt. in die hände, die mir in den 20 monaten meines heeresdienstes ganz aus dem gedächtnis entfallen waren. im 4 heft, s. 91 ff behandelt W. die wörter mit kurzer stammsilbe. in das verzeichnis s. 101 fügt sich Herman mit 446 stumpfen reimen und 61 zweisilbig stumpfen, dh. mit der verhältniszahl 7,3 hinter Boppe, also an 4. stelle ein. dabei kommen auf *m*: 7, auf *b*: 19, auf *g*: 25, auf *d*: 3, auf *t*: 3 und auf *s*: 4 reime. es kann demnach keinem zweifel unterliegen, dass H. wörter vom typus ⏑́ zweisilbig im reim gebraucht hat.

Düsseldorf, april 1916. **H. W. Keim.**

Deutsche texte des mittelalters, hrsg. von der kgl. preufsischen Akademie der wissenschaften. Berlin, Weidmannsche buchhandlung.

Bd. XXV. Die Pilgerfahrt des träumenden Mönchs. aus der Berleburger handschrift herausgegeben von Aloys Bömer. mit 3 tafeln in lichtdruck. 1915. XX u. 328 ss. 12.60 m.

Bd. XXVIII. Lucidarius. aus der Berliner handschrift herausgegeben von Felix Heidlauf. mit 2 tafeln in lichtdruck. XVI u. 98 ss. 4.60 m.

Bei der inventarisierung der handschriften durch die preufsische Akademie sind nicht weniger als drei deutsche bearbeitungen von Deguilevilles traumgedicht: Le Pélerinage de vie humaine festgestellt worden. die älteste (b) ist eine rheinfränkische gereimte übertragung aus dem anfang des 15 jahrhunderts, handschriftlich zu Berleburg erhalten. eine zweite poetische übersetzung (c) wurde im jahre 1444 von einem priester namens Petrus zu Köln verfasst. eine prosafassung (h) aus der zweiten hälfte des 15 jahrhunderts, ebenfalls rheinfränkisch, ist in einer handschrift zu Hamburg erhalten. von den drei versionen sind b und h eng verwant. weitgehnde übereinstimmungen im wortlaut sind festzustellen, und da dabei ganze verse, selbst flickverse die ihre existenz sichtlich nur der reimnot verdanken, in h widerkehren, ist mit sicherheit zu schliefsen, dass h von b, nicht b von h beeinflusst ist. auch in den illustrationen sind b und h verwant. indessen ist h nicht nur eine bearbeitung von b, sondern benutzt daneben auch noch einen originaltext. die fassung c ist eine vollkommen selbständige übertragung.

Der vorliegende band XV der DTdM. gibt einen abdruck der ältesten übersetzung b. diese zählt, soweit sie erhalten ist, 13863 verse; etwa 300 verse sind durch verlust von elf bis zwölf beschriebenen blättern der handschrift verloren gegangen. für die so entstandenen lücken im text sind im apparat die entsprechenden abschnitte von h mitgeteilt, auch bei schwierigeren und verderbten stellen wird öfters auf h verwiesen. wo aufser b auch h fehlt, tritt im apparat das französische original als lückenbüfser ein. von c ist die einleitung (v. 1—264) im anhang als probe abgedruckt.

Die fassung b ist uns in originalniederschrift des verfassers erhalten; dieselbe ist nach ihrer vollendung, ebenfalls vom verfasser, vollständig durchcorrigiert worden, vorwiegend zum zwecke der reimverbesserung. trotzdem bleibt sie in ihrer form — vom inhalt sehen wir bei der übersetzungsarbeit füglich ab — ein trauriges machwerk. die schwierigkeit der reimbildung war für den verfasser unüberwindlich; dies zeigt sich in der grofsen zahl von waisen, groben assonanzen, rührenden reimen, flickreimen, drei- und vierreimen (351—354). besonders charakteristisch für seine reimnot sind zb. die fälle, in welchen in einem reimpaar im zweiten vers das reimwort des ersten einfach widerholt.

wird, obgleich seine widerholung syntaktisch unnötig oder gar unberechtigt ist; so v. 7450 f: *Nu sage ich dir, da ich yn also hatte Uss dem nyste geworffen und verstossen hatte,* — oder v. 8051 f *Durch den mantel bin ich dicke gewest In grossem stade und hohen eren gewest.* noch deutlicher als alle solche mängel spricht aber die unbeholfene weise, wie der verfasser sie bei seiner correctur zu beseitigen sucht. der herausgeber hat im apparat für jeden einzelnen vers genau angegeben, welche änderungen bei der correctur vorgenommen sind; im text steht natürlich die definitive fassung. um die arbeitsweise des übersetzers an einem beispiel zu zeigen, gebe ich die verse 723—732 in paralleldruck wider. hier sollten die waisen 723 und 732 beseitigt werden; zugleich wird der rührende reim 724 f beseitigt; statt dessen treten aber nun sogar zwei rührende reime 725 f und 731 f auf. auch ausdruck und versbau werden keineswegs besser.

	Darumb so erbieden ich mich	*Darumb so erbieden ich mich*
	Das ich zu ewigen dagen uwer frunt wil sin,	*Das ich zu ewigen dagen uwer frunt wil sin sicherlich,*
725	*Wem joch das leit mag gesin.*	*Wem joch das leit mag gesin.*
	Diese liebe sollet ir nit uss slan.	*Diese liebe sollet ir nit uss slande sin,*
	Dan ir sollent sij vor allen andern han.	*Dan ir sollent sij vor allen andern han,*
	Wo is nit belibet in uwer dorheit.	*Wo is nit belibet in uwer dorheit stan.*
	Und wollent ir myn nit, so sij uch geseit:	*Und wollent ir myn nit, so sij uch geseit:*
730	*Die dage die ir gelebent wirt uch nit*	*Die dage die ir gelebent, is wirt uch leit;*
	So gude frundynne inn keiner zijt.	*So gude frundynne hant ir inn keiner zijt,*
	Des sollent inne werden ir.	*Des sollent ir inne werden zu rechter zijt.*
	Ich bin die durch die ir sint usw.	*Ich bin* usw.

Um keine spur höher als die reimkunst steht die verstechnik des verfassers. weder für die ökonomie noch für den rhythmus des verses besitzt er auch nur das notdürftigste gefühl. folge ist eine ungeheure verwahrlosung des verses, die sich äuſserlich auch in der silbenzahl zeigt, die zwischen 3 und 19 schwankt. die zahl der verse mit mehr als zehn silben ist auſserordentlich groſs: elf- und zwölfsilbler zählen nach hunderten, vierzehn- und fünfzehnsilbler noch nach dutzenden. an sechzehnsilblern habe ich mir, gewis ohne alle zu bemerken, noch vierzehn notiert, dazu sechs siebzehnsilbler, und einen vers von neunzehn silben. bei diesem v. 4536 *Es ist nit daran daz du nit geschuldert oder gebeynet sijst genug* könnte man schwanken, ob er nicht zu trennen und die erste hälfte bis *nit* mit den beiden vorhergehnden zeilen zu einem dreireim zusammen-

zustellen sei[1]. aber man wird doch besser der hs. folgen und nur **eine** zeile annehmen, die schliefslich gegen die siebzehnsilbler (5350. 6016. 6292. 9052. 10839. 10999) nicht so erheblich absticht. das andere extrem, die kurzen verse, ist seltener; doch zähl ich wenigstens vier dutzend fünfsilbler, einige viersilbler (4351. 8212. 11189. 12861. 13854) und endlich einen dreisilbler: 3236 *Das brot din.* correcturen welche den deutlichen zweck haben, zu kurze verse zu füllen, habe ich nicht bemerkt.

Hält man zu diesen mängeln die ganz nüchterne und vielfach ungeschickte und gewöhnliche ausdrucksweise, wie etwa 4696 f *'guter milder got', sprach ich, 'was sol ich dun, Das ich so viel arbeit han dun dun?'* so wird man zu dem schluss kommen, dass das ganze machwerk als abschreckendes beispiel in reime gepresster prosa zu betrachten ist, — nicht als freiwillige reimprosa, sondern als resultat eines hoffnungslosen kampfes mit der 'poetischen' form. wir sehen die tragikomödie eines reimers wie mir keine zweite bekannt ist.

Bömers ausgabe folgt den bekannten grundsätzen in der regelung einzelner orthographischer erscheinungen, der majuskelschreibung, der verbesserung offenkundiger fehler der handschrift. in einigen fällen hätte ich mich anders entschieden. *Marmoset* ist in v. 9202 durchaus eigenname, also grofs zu schreiben, ebenso *Heru* v. 8862. die änderung in v. 7979 scheint mir nicht gerechtfertigt; hier ligt nicht ein schreibfehler in der hs. vor, sondern mangelndes verständnis: der corrector muss sich doch schliefslich, wenn er das von Bömer wider in den text gesetzte *von* durch *und* ersetzte, irgend etwas gedacht haben: er fasste offenbar *trakheit* als object zu *uffhalden.* noch deutlicher ist v. 8937 *mit einre fylen* als übersetzungsfehler, nicht schreibfehler zu erkennen; hier gehört also die lesart der hs. in den text, die besserung in den apparat, wie es an zahlreichen anderen stellen geschehen ist (vgl. zb. 7951). von besserungsvorschlägen ist *der* 6888 überflüssig; solche 'attraction' ist zu allen zeiten möglich; umgekehrt ist 10063 *der* beizubehalten als grobdialectischer nominativ an stelle des accusativs. dagegen könnte der besserungsvorschlag in v. 8237 m. e. unbedenklich in den text aufgenommen werden, ebenso die vorschläge zu 10705 und 12404. in v. 6746 ist anders abzutrennen: das *â* gehört gewis enklitisch zu *ach*, nicht proklitisch zu *mich.* — *gehalten* 5176 ist vielleicht verschrieben statt *gefalten*; vgl. v. 5121. 11045. — v. 5843 schlage ich vor, *allenzit* zu lesen, verstärktes *enzit*, das nach ausweis von v. 5844 hierher gehört.

Der wortschatz des werkes, der viel eigenartiges zeigt, ist

[1] ähnlich bestünde die möglichkeit, durch trennung des verses 1612 die waise in 1611 zu beseitigen.



in herkömmlicher weise in einem wörterverzeichnis zusammengestellt unter hervorhebung der bisher unbelegten wörter. damit auch der gleichfalls vielfach eigenartige sprachgebrauch darin stärker zur geltung käme, hätte das verzeichnis etwas breiter angelegt werden dürfen. eine ausführliche darstellung des sprachgebrauchs wäre jedenfalls eine dankbare aufgabe, nicht minder eine untersuchung der mundart.

Der herausgeber des Lucidarius sah sich vor eine wesentlich andere aufgabe gestellt als der herausgeber der Pilgerfahrt. bei dieser handelte es sich um den möglichst correcten abdruck der einzigen handschrift eines bis dahin unbekannten gedichtes; der Lucidarius war seit langem bekannt, wenn auch in ermangelung einer modernen ausgabe nicht jedem leicht zugänglich. eine reiche überlieferung in fünfzig handschriften und einer noch gröfseren zahl alter drucke lag vor; und diese überlieferung teilt sich in zwei hauptrecensionen: A und B nach Schorbach, wofür Heidlauf die bezeichnung II = A und I = B einführt. er hätte besser auf diese neubenennung verzichtet; sie ist neben der alten nur verwirrend und muss auch den falschen eindruck erwecken, als sei die fassung I (= B) die ältere. dem druck muste die auswahl der geeignetsten handschrift vorausgehn und da von beiden recensionen jede ihren vorzug und ihre mängel hat, war die wahl in keinem fall ganz befriedigend zu treffen. die entscheidung konnte aber nicht gut anders fallen als es geschah. bei diesem ersten neuen textdruck muste die dem original in manchem näher stehende fassung A (II), weil ihr das dritte buch fehlt, notwendigerweise hinter der vollständigen fassung B (I) zurückstehen. an den ausweg, A 1. 2 zu drucken und durch B 3 zu ergänzen, konnte nicht gedacht werden; dies hätte eine textgestalt ergeben, die nie existierte, während sich die widergabe der ganzen recension B textgeschichtlich gut rechtfertigen lässt, da das werk in dieser form tatsächlich im ganzen oberdeutschen gebiet und darüber hinaus lange zeit eine nicht geringe verbreitung gefunden hat. als vertreter dieser vollständigen fassung hat Heidlauf die hs. Berlin, Ms. germ. oct. 26 zum abdruck gebracht. andere handschriften[1] sind entsprechend den grundsätzen der sammlung herbeigezogen, wo es die klarstellung des textes erforderte; nur die alten Göttinger fragmente sind mit recht fortlaufend verglichen. wir erhalten so einen gut lesbaren text; aber zu beachten bleibt, dass diese textform doch nur eine zufällige durchgangsstation

[1] Über das hss.-verhältnis, die sprache der Berliner und der Göttinger hs., die quellenbenutzung, übersetzungstechnik, syntax u. a. handelt der herausgeber in seiner dissertation, Das mittelhochdeutsche Volksbuch Lucidarius, Berlin 1915. — Für die textgeschichte des Lucidarius ist ferner besonders wichtig Edw. Schröders aufsatz: Die reimvorreden des deutschen Lucidarius (Nachrichten der Gött. ges. d. wiss. 1917, 153—172).



in der geschichte des Lucidariustextes darstellt. so bezeichnet die ausgabe also in weit stärkerem mafse als manch anderer druck der DTdM nur eine, zugegeben: notwendige, etappe auf dem wege zu einer definitiven textgestalt.

Giefsen, 20 april 1918. **Karl Helm.**

---

1. P. Martin von Cochem und das 'Leben Christi'. ein beitrag zur geschichte der religiösen volkslitteratur. von **Hans Stahl.** [Beiträge zur litteraturgeschichte und kulturgeschichte des Rheinlandes. hrsg. v. Jos. Gotzen nr 2.] Bonn, Hanstein 1909. VIII u. 200 ss. 8°. — 4 m.
2. P. Martin von Cochem 1634—1712. sein leben und seine schriften nach den quellen dargestellt von **P. Joh. Chrysostomus Schulte** O. M. Cop., lektor der theologie, Freiburg, Herder 1910. XV und 207 ss. — 3.60 m.

2 hat 1 bereits ausgebeutet; wir stellen daher dies voran. Stahl bezeichnet schon im titel die zweiteilung seines buches: der erste teil (cap. I—IV, s. 1—39) handelt von der lebensgeschichte Cochems, der entstehung einiger seiner werke und von deren litterargeschichtlicher stellung. der weitaus gröfsere zweite teil (cap. V—VII, s. 40—197) bespricht das bekannteste werk Cochems, das 'Leben Christi', ermittelt die lateinischen und deutschen quellen aus denen Cochem geschöpft, und untersucht die art wie er sie benützt hat, so dass wir auch einen einblick in die arbeits- und darstellungsweise Cochems gewinnen.

Diese untersuchungen zeigen uns Cochem als compilator grofsen stils, der die gedanken anderer erbauungsschriftsteller mit eifer und belesenheit zusammenträgt, mosaikartig aneinanderreiht und es dabei oft genug nicht merkt, wenn er verschiedene oder sich geradezu widersprechende meinungen verknüpft. er 'fufst mehr als irgend einer auf den arbeiten seiner vorgänger' (s. 5). die eigenleistung ligt hauptsächlich auf dem gebiete volkstümlicher darstellung in vollem umfang dieses wortes: er versenkt sich lebhaft in die empfindungen der vorgeführten personen, über die er gern einen melancholischen schimmer ausgiefst, weswegen man ihn in der aufklärungszeit als 'oberseufzervorschneider' verspottet hat. er strebt nach grofsem hintergrund und starker naturresonanz und ist besonders unerschöpflich in kleinmalerei, wodurch er für ein naives publicum die anschaulichkeit und den eindruck realer wahrheit erhöht.

Bei würdigung der litterarhistorischen stellung scheidet St. zwischen Cochems bedeutung für die deutsche litteratur im allgemeinen und für die volkslitteratur im besondern. er polemisiert zunächst gegen die übliche zusammenstellung katholischer schriftsteller wie des Spee und Angelus Silesius mit Paul Gerhardt usw. und hebt, stark übertreibend, hervor, wie seit dem 16 jahrhundert

die katholischen schriftsteller gegenüber den protestantischen auf andern traditionen fufsen: 'in ihnen leben noch ganz die gedanken des mittelalters, mit dem eine lebendige, durch keinen gewaltsamen bruch zerrissene überlieferung sie verband' (s. 2): dementsprechend besteht ihre nächste bedeutung darin, dass sie die mittelalterlichen traditionen in die neuzeit hinüberleiten. das möchte man nun gern für die wichtigeren gattungen der poesie und prosa nachgewiesen sehen. allein statt dessen schwenkt St. ins besondere gebiet der volkstümlichen litteratur ein: diese überleitung zeige sich vorzüglich bei der erbauungslitteratur; Cochem nehme in derselben eine 'besondere stellung' ein, habe auch das verdienst, zahlreiche alte legendendichtungen dem volke wider bekannt gemacht zu haben (s. 8, 18). diese 'besondere stellung' wird jedoch nicht nachgewiesen; denn dazu müste er an seinen zeitgenossen und nächsten nachfolgern gemessen, es müste alsdann dargestellt werden, was sonst damals in legendendichtung und erbauungslitteratur geleistet wurde; es kommt aber nur zur untersuchung, was Cochem beim 'Leben Christi' von den vorgängern entlehnt und mehr oder weniger verarbeitet hat, dh. also wie die vorgänger stofflich auf ihn gewürkt haben. zum beleg für den grofsen einfluss den Cochem ausgeübt dient ein verzeichnis verschiedener auflagen seiner werke, der hinweis auf volksbücher, die direct von seinen schriften ausgegangen sind, desgleichen auf die gegner, die zur zeit der aufklärung seine würksamkeit einzudämmen suchten: Lindenborn, Bucher, Blumauer, Goethe, während die romantiker ihn wider in schutz nehmen und seiner würksamkeit die wege freimachen. der zusammenhang von Emmerich-Brentano mit Cochem wird genauer untersucht 'als éin beispiel für viele, wie C. auch auf die neuere erbauungslitteratur eingewürkt hat und noch immerfort einwürkt'.

Selbstverständlich kommt St. mehrfach auf die beziehungen Cochems zu den religiösen volksschauspielen zu sprechen. sie sind doppelter art: einerseits hat Cochem selber einflüsse von älteren volksschauspielen erfahren, anderseits auf jüngere ausgeübt; nach beiden richtungen hat das hauptergebnis von St.s schrift, dass Cochem im wesentlichen compilator sei, eine neue lage geschaffen. für die einflüsse die Cochem ausgeübt, beruft sich St. auf die arbeiten Ammanns und Zeidlers. allein die müssen nun überprüft werden, weil die möglichkeit offen steht, dass nicht eine schrift Cochems, sondern eine seiner vorlagen benützt wurde, die er vielfach wörtlich abschreibt. dasselbe verhältnis ergibt sich für den andern fall: wo man bisher abhängigkeit Cochems von spielen angenommen hat, kann dieselbe schon bei seinen quellen vorhanden gewesen sein, zb. bei Walasser, von dem er namentlich bei der leidensgeschichte Christi in staunenswerter weise abhängt. das ligt auf der hand; gleichwol hat es St. nicht beachtet. von den herausgebern alter spiele durfte man eine untersuchung der quellen Cochems nicht erwarten, sie nahmen Cochems schriften als fertiges

ganzes, wie sie vorliegen. Stahl leitet aus seiner quellenuntersuchung auch einen allgemeinen schluss ab s. 197: 'beim religiösen volksschauspiel wird viel weniger auf die spiele selbst als auf den grofsen kreis der erbauungsschriften überhaupt zurückzugreifen sein', wobei er vor allem die passionsspiele im auge hat[1]. wer die einschlägige litteratur kennt, wird diesen satz übertrieben finden, weil er weifs, wieviele spiele direct auseinander hervorgegangen sind, sodass das eine oft nur die umarbeitung des andern ist, und weil er weifs, wie in andern fällen nicht selten die Bibel und etwa noch ein paar apokryphe evangelien die wesentliche quellenlitteratur ausmachen. das soeben erschienene buch von Dinges über das Donaueschinger passionsspiel liefert einen neuen beleg dafür. wo es notwendig war, hat man auch schon früher die erbauungslitteratur herangezogen, und St. tut sich selber wol allzugütlich, wenn er am schluss seines büchleins meint, es habe 'neue wege' gewiesen; es enthält eine quellenuntersuchung, wie sie schon oft dagewesen, nur dass sie bei Cochem verhältnismäfsig leichter zu führen war als gewöhnlich, weil er seine quellen zumeist getreulich zitiert. doch soll dem fleifse St.s, mit dem er eine beträchtliche und zum teil weit abgelegene litteratur durchgemustert hat, ausdrückliches lob gezollt werden.

In der 2. der oben angeführten schriften handelt ein kapuziner über einen kapuziner. er hat mit derselben zu Freiburg in Breisgau den doctor theol. gemacht und ist darüber laut vorwortes hoch erfreut. Stahls arbeit hat er sich, wie es scheint mit zustimmung des verfassers, in seltenem mafse und vielfach beinahe wörtlich angeeignet, sodass keiner, der nicht gerade einzelheiten der quellenuntersuchung benötigt, sie nachzuschlagen braucht. dazu hat er viel selbständig neues gefügt. die schriften Cochems sind in viel gröfserem umfang herangezogen und das, was pater Martin über sich selber sowie über seine werke in den vorreden und an andern stellen aussagt, sorgfältig gebucht; aus den klosterarchiven wurde allerlei handschriftliches material ausgegraben und verarbeitet; breite zeit- und sittenschilderungen sind in die darstellung eingeflochten, um damit das verständnis für die würksamkeit Cochems als pfarrer, prediger, missionär, visitator und schriftsteller zu erleichtern, zu erweitern und zu vertiefen: so entstand das beste buch über Martin Cochem das wir bis jetzt besitzen: es ist hauptsächlich eine biographie, von litterarhistorischen und

[1] Auch die scene des Haller passionsspiels 257 ff möchte St. auf die erbauungslitteratur, insbesondere auf Bonaventuras Meditationes zurückführen, weil Magdalena bei Christi abschied von seiner mutter anwesend sei; aus demselben grunde sei ein einflufs von Hall. P. auf Cochem (bzw. seine quellen) abzulehnen. allein St. hat in meiner ausgabe den nachweis übersehen, dass im alten text Magdalena gar nicht vorkam (s. ccxiif). aufserdem erscheinen zwischen Hall. P. und Cochem parallelen, welche St. nicht erklärt hat.

theologischen excursen durchzogen. auch über den grofsen einfluss der Cochemschen schriften erhalten wir durch verzeichnisse von vielen auflagen, hinweise auf nachahmer usw. besseren aufschluss als bei Stahl. Schulte hat ferner ein schärferes auge für die schattenseiten in Cochems leben und würken, obwol auch er lieber anerkennung ausspricht als tadel und sich von übertreibungen nicht fernhält. wo er über stilistische oder sprachliche dinge zu handeln sucht, wird er unzulänglich; man vergleiche etwa seine ausführungen über Cochems 'oberdeutsche schriftsprache' (s. 183). man merkt, dass diese gebiete zu weit von seinem fache abstehen.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

LITTERATUR ÜBER DAS DEUTSCHE VOLKSLIED.

I. Das deutsche volkslied. über wesen und werden des deutschen volksgesanges von **J. W. Bruinier**. 4. umgearb. und verbess. auflage. [Aus natur und geisteswelt 7. bändchen.] Leipzig, Teubner 1911. VI u. 158 ss. 8°. — 1.25 m.

II. Untersuchungen über das alte niederdeutsche volkslied. von **Paul Alpers** (Göttinger dissertation). Göttingen 1911 (druck von Diedr. Soltau in Norden). 66 ss. 8°.

III. Geschichte des begriffes volkslied von **Paul Levy** [Acta germanica. VII. bd. 3. heft]. Berlin, Mayer & Müller 1911. x u. 198 ss. 8°. — 8 m.

IV. Echte Kärntnerlieder. gesammelt und für vier männerstimmen gesetzt von **Hans Neckheim**. unter mitwirkung von dr **Josef Pommer** herausgegeben von dem deutschen Volksgesangverein in Wien. 4. verm. aufl. Wien, I. bändchen 1911, XVIII u. 165 ss., II. bändchen 1912, VIII u. 322 ss. 12°. — je 2.50 m.

V. Lebende spinnstubenlieder. nach wort und weise aus volksmund im ländlichen Ostpreufsen aufgezeichnet und erläutert von dr **Eduard Roese**. nebst einigen liedern aus dem hannoverschen Heidelande. Berlin. Deutsche Landbuchhandlung 1911. VI u. 264 ss. u. ein bild. 8°. — 4 m.

VI. Lieder aus einer vergessenen ecke. für gemischten chor eingerichtet von dr **Ludw. Friedr. Werner**. Langensalza, H. Beyer & söhne 1910. 97 ss. 8°.

VII. Blattllieder. nach wort und weise verfasst von dem Tiroler bauerndichter Christian Blattl (1805—1865). mit einem anhang: Blattls lieblingslieder fremden ursprungs, jedoch von der familie Blattl liebevoll gepflegt und in des vaters art gesungen. bearbeitet von prof dr **Josef Pommer**. 1910. verlag von Georg Blattl in Saalfelden. buchhändlerischer vertrieb von A. Robitschek in Wien. XX u. 221 ss. 8° mit 4 bildern. — 4 kr.

VIII. Volkslieder aus dem badischen Oberlande. gesammelt und im auftrag des vereins 'Badische Heimat' herausgegeben von dr **Othmar Meisinger**. Heidelberg, K. Winter 1913. VIII u. 320 ss. — 5 m.

I. Eine neuauflage in drei jahren ist ein grofser äufserer erfolg. Bruiniers aussicht, die vielen umlaufenden handbüchlein über das volkslied zu überflügeln, ist stark im steigen.

mit dem geschickten verleger teilt er das verdienst: wie dieser unermüdlich ist im ankünden und versenden, so er im weiterlernen und nachbessern. die vorliegende ausgabe hat mehr veränderungen erfahren als eine der früheren. dass ihm dabei meine besprechung (Anz. xxxiii 188ff) förderlich war, freut mich, und dass er dafür im vorwort noch ausdrücklich dankt, überrascht mich, weil sich sonst die verfasser gemeiniglich eher bereit zeigen, ihre meinungen jedem beurteiler gegenüber bis aufs messer zu verteidigen, als ihm ein wort des dankes zu widmen.

Br. hat tiefe schnitte in sein büchlein getan. ich bedauere, dass er nicht noch herzhafter zugegriffen und auch die einschränkung des volksgesanges auf den chorgesang ausgemerzt hat: nach wie vor lässt er als volksgesang nur gelten, was in einem durch die sitte zusammengeführten chor gesungen wird, und gestattet jetzt eine milderung nur insofern, als der chor auch gespalten und gelegentlich auf den rundreim allein beschränkt sein kann; aber 'volksgesang muss chorgesang sein', sonst 'kann man nur noch vom singen eines volksliedes reden' (s. 19). demgemäfs wäre volksgesang das engere und volkslied das weitere; auf s. 21 erscheint dies als das engere und jener als das weitere; auf dem titelblatt werden sie beide gleichgestellt: da versagt die logik. Br. vermag eine solche einschränkung des volksgesangs auch deswegen nicht aufrecht zu halten, weil chorgesang unter allen umständen nur ein teil des volksgesangs ist neben einzelgesang, zweigesang usw. überdies macht Br. den chorgesang nicht irgendwie vom tonsatz abhängig, sondern blofs von der sängerzahl, ohne zu bestimmen, wieviel sänger wenigstens vorhanden sein müssen, um einen chor zu bilden. gerade wie ich die vorliegenden zeilen niederschreibe, schickt mir der bauer Franz Neururer aus Lafairs (Oberinntal) ein dutzend volkslieder und bemerkt dazu: 'ich singe sie mit meinem bruder, und wenn die schwester heimkommt, singt sie mit'. sobald im herbst die leute von den almen und den bergmähdern heimkehren, werden auch nachbarn zum Franzl kommen und mitsingen. wo hebt da der chor an? schon mit dem bruder? oder mit bruder und schwester? oder erst mit den nachbarn? und wenn nur ein nachbar kommt, gibt's dann keinen chor? allein wenn auch viele nachbarn kommen, ist es dann ein 'durch die sitte zusammengeführter chor'? auf die wahl der lieder hat die zahl der sänger keinen einfluss; denn die geschwister singen untereinander dieselben lieder wie mit den nachbarn.

Die einseitige auffassung von chorgesang verleitet Br. auch zu einem gewaltstreich: s. 21 unternimmt er den vergeblichen versuch, das schnaderhüpfel aus dem gebiet des volksgesangs zu verdrängen. zu diesem behufe bürdet er dem lieben neckischen ding allerlei untugenden auf und bringt es sogar mit volksspruchdichtung, gereimten inschriften u. dgl. in beziehung, als

wenn diese jemals gesungen worden wären! daneben muss er gleichwol zugeben, dass 'viele seiner art auch im chore gesungen werden'; das schnaderhüpfellied vergisst er völlig.

Nach einer erschrecklich vierschrötigen begriffsbestimmung von 'volksgesang' geht Br. s. 24 daran, das volkslied in den chorgesang einzuzwängen: 'das volkslied entstammt immer dem volksgesang' (nach seiner auffassung = chorgesang); ja er findet 'das einzige (so!) sichere kennzeichen eines volksliedes darin, dass es im volksgesang erklingt,[1] und hofft damit für seine 'betrachtung die erwünschte festigkeit scharf gezogener grenzen' zu gewinnen. allein schon auf der nächsten seite löst sich diese festigkeit in eitel dunst auf, weil — wie er selber anmerkt — bei den ältern liedern 'fast stets' die angaben fehlen, ob sie würklich gesungen wurden. woher sollen dann erst die zeugnisse genommen werden, dass sie im chore gesungen wurden?! so muss schliefslich auch bei ihm die 'philologische prüfung' daran und sich mit den 'äufseren merkmalen', 'der fassung' und den 'inneren kennzeichen' beschäftigen. — damit hat Br. gewis recht, dass in gegenden wo der chorgesang allgemeine teilnahme findet und durch ländliche sitten und gebräuche gestützt wird, das volkslied noch tief wurzelt und für lange zeit gesichert ist. deshalb braucht er jedoch nicht den volksgesang in den chor und das volkslied in den volksgesang einzupferchen.

Als träger des volksgesangs und volksliedes erkennt er richtig den bauern und sein gesinde, nennt daher das volkslied öfters gradezu 'bauernlied' und sieht es bedingt durch 'das empfinden und wissen' des singenden landvolkes; es trage das 'gepräge mündlicher überlieferung' und das 'unzweifelhafte wesensmerkmal', dass es frei aus dem gedächtnis erklinge (s. 20); die weisen dürfen nicht 'kunstmäfsig geregelt' sein (s. 11); er stellt es dem 'höheren kunstgedicht' wie dem 'tränenseligen leierkastenlied' und der 'singspielweise' gegenüber (s. 12) und legt dar, wie eng der volksgesang mit dem volkstum verknüpft sei: 'höhere bildung braucht dem volkstume nicht entgegen zu sein, ist es aber wenigstens bei uns immer' (s 23); das volkstum sei oft nur noch 'beim unverrückbaren grunde des volkes, dem bodenständigen bauern, zu finden', und dergleichen noch vieles (s. 23), das man gern unterschreibt. mit diesen anschauungen steht Br. Pommer weit näher, als er selber s. 34 glaubt, wobei überdies ein misverständnis mitzuspielen scheint; denn Pommer spricht nicht allein von 'ersonnen', sondern auch von 'gesungen'; und wie das ländliche und kleinbürgerliche volk beim gesang texte auswählt und zurechtsingt, bespricht Pommer an anderen

[1] Br. scheint demnach vergessen zu haben, was er s. 19 geschrieben: dass man auch aufser dem chorgesang 'vom singen eines volksliedes reden kann'.

stellen. genau genommen schränkt Br. mit seinem chorgesang das gebiet des volksliedes enger ein als Pommer. in einem puncte freilich steht Br. weit ab von ihm und wol von den meisten die den volksliedingen näher nachforschen: er glaubt nämlich, 'die weit überwiegende mehrzahl unsrer volkslieder und die kennzeichnendsten und trefflichsten wol samt und sonders' seien kunstgedichte (s. 30, ähnlich s. 33 u. ö.). allein man braucht nur die gesamtzahl der von Hoffmann-Prahl und John Meier gesammelten kunstlieder im volksmunde zu vergleichen mit der liederzahl in Erk-Böhmes Liederhort, um zu sehen, dass sie nur einen bruchteil davon ausmachen, und Erk-Böhmes sammlung enthält wider nur einen bruchteil des gesamten schatzes würklicher volkslieder, wie wir ihn heute in den zahlreichen ergänzenden einzelsammlungen überblicken. noch ungünstiger wird das verhältnis, wenn wir die lieder selber vergleichen und sehen, welch geringer bruchteil der nachgewiesenen kunstlieder bei Erk-Böhme vertreten ist, wie grofs also die überzahl der hier gedruckten würklichen volkslieder gegenüber den hier gedruckten kunstliedern im volksmunde ist. — nach den früheren darlegungen Br.s fragt man sich verwundert, wie er überhaupt zu dieser ansicht gelangen konnte. man muss das ganze büchlein durchlesen, um sich eine erklärung zurechtzulegen: die meisten volkslieder des 15 und 16 jh.s teilt er kurzweg den 'schreibern'[1] zu, rechnet diese zu den 'berufsmäfsigen dichtern', wie es die 'skope im 6 und 7, spielleute im 11 und 12, . . . schriftsteller im 19 jh.' seien, 'vertraut mit allen künstlerischen handgriffen ihrer tage und ausgerüstet mit der bildung ihrer zeit' (s. 31). auf s. 87 erblickt er hauptsächlich in den unterofficieren die dichter jener vielen geschichtlichen lieder, welche nach seiner meinung die blütezeit des geschichtlichen volksliedes bedeuten, und diese unterofficiere zählt er zu den 'schriftstellern' des 19 jh.s, weil sie von 'bildungseifer und tiefem empfinden erfüllt' seien. mit dieser methode bringt Br. freilich viele 'kunstdichter' zusammen.

S. 157 führt er sogar die mundartlichen volkslieder auf kunstdichter zurück: 'am ende des 18 jh.s gibt es zum ersten male im geschlossenen hochdeutschen sprachgebiete mundartliche volkslieder'. diese bairisch-österreichischen und schwäbischen lieder seien wahrscheinlich absichtlich als solche wie Goethes *Ufm Bergli* gedichtet und von nationalsängern verbreitet worden. — nun hatte ich in meiner besprechung auf die viel ältern aus dem mutterlande stammenden mundartlieder in den deutschen sprachinseln verwiesen. dem trägt Br. rechnung, indem er den

[1] wenn 'schreiber' mehrfach liederhandschriften anlegten, sind sie deswegen noch lange nicht die verfasser der lieder.

satz einschiebt: 'nur in den abgesprengten sprachinseln hat die mundart aus den liedern nicht verdrängt werden können', ohne zu merken, dass dadurch eben auch das höhere alter mundartlicher lieder in den stammlanden erwiesen wird. überdies kann Br. jetzt in der unter II besprochenen dissertation von Alpers nachlesen (besonders s. 24 ff), wie alte mundartliche lieder nicht nur im hochdeutschen, sondern auch im niederdeutschen sprachgebiete weit verbreitet waren und noch sind; daselbst findet er weitere litteratur über diese frage angemerkt. auf diesen irrwegen kommt Br. natürlich auch zum schlusse, das volk sei kein dichter, sondern nur 'verleger und schriftleiter' der überlieferten lieder (s. 35). schon die ausdrücke sind unglücklich gewählt, denn gerade mit verlag und schrift hat das volkslied wenig zu tun; wie unzutreffend diese seine meinung ist, wird Br. selber leicht einsehen, wenn er das lebende volkslied, namentlich das der Alpenländer, gegenüber dem alten mehr in betracht zieht, als es bis jetzt geschehen ist. Pommers Zeitschrift für das deutsche volkslied wird ihm dabei gute dienste leisten, wo oft genug nachgewiesen wird, wie noch in unserer zeit volkslieder in bäuerlichen und bürgerlichen schichten entstehn und volksläufig werden. so zeigen die grundlagen des Br.schen handbüchleins noch schäden genug und lassen seiner nachbessernden tätigkeit ein weites feld offen, trotzdem er viel, ja sehr viel gebessert hat: lange strecken findet sich keine seite ohne änderungen; sie betreffen auch den stil, der ruhiger und glatter geworden ist; um die einheitlichkeit der darstellung zu fördern, sind textstellen in anmerkungen verwiesen worden. auch die frühere polemik wurde meist entfernt, und das ist löblich; sie gehört nicht in ein handbüchlein: das will die leser für die sache gewinnen, zank aber stöfst ab.

Die kriegswirren haben den druck dieser anzeige jahrelang verhindert. unterdes konnte Br. bereits die 5. auflage seines handbüchleins ausgehen lassen (1914). sie hat allerlei vermehrung erfahren, besonders durch eine abhandlung von WWüst über die weisen des volksliedes, durch nähere berücksichtigung der entwicklung des volksliedes im 17 und 18 jh., durch nachweise über zusammensingen und zersingen von volksliedern. um raum zu gewinnen, wurde nebensächliches ausgemerzt. vieles wurde auch verbessert: über die geschichtlichen und erzählenden lieder wird richtiger gehandelt, beim zusammentritt des chores dem zufall breiter spielraum gelassen, das schnaderhüpfel verständiger beurteilt, daneben das schnaderhüpfellied beachtet, das höhere alter mundartlicher lieder anerkannt und die bedeutung des soldaten auf dem volksliedgebiet eingeschränkt. dagegen erscheint er bei anderen grundsätzlichen fragen leider noch auf dem alten standpunct. hoffen wir auf die nächste auflage.

II. Die dissertation von **Alpers** untersucht, wie weit das alte niederdeutsche volkslied bodenständig und wie weit es aus anderen mundarten übertragen sei. zu dem zweck gibt sie zunächst einen überblick über die handschriftlichen aufzeichnungen und die drucke der ältesten nd. lieder und bestimmt das alter dieser überlieferungen, handelt dann von der germanischen liedergemeinschaft und stellt jene volkslieder zusammen, welche den Germanen insgesamt und welche einzelnen gruppen der Germanen im norden und süden gemeinsam sind. nach einigen allgemeinen erörterungen über die unselbständigkeit der nd. litteratur überhaupt, über die 'bezeugung des nd. volksliedes', über die beiden arten, wie volkslieder von einem dialekt in einen andern übertragen werden, über die methode zur feststellung der heimat solcher gedichte werden 25 besonders charakteristische in nd. sprache überlieferte lieder eingehend nach ihrer verbreitung in verschiedenen mundartgebieten und nach ihrer herkunft besprochen. das gesamtergebnis lautet: 'die bedeutenderen balladen- und romanzenhaften nd. lieder sind aus fremder mundart übertragen; dagegen scheint eine zahl kleinerer, meist neckischer liedchen auf nd. boden entstanden zu sein' (s. 55). die untersuchung von 162 nd. liedern (s. 56—63) habe dieses ergebnis bestätigt.

Die ganze arbeit macht den eindruck der verlässlichkeit; nur weniges ist mir bei der durchsicht aufgefallen. Alpers kennt in der anmerkung auf s. 1 aus der umfangreichen litteratur über den begriff volkslied aufser der schon zeitlich beschränkten abhandlung Kirchers nur die zwei bekannten büchlein JohnMeiers; gerade diese passen aber wenig zu seiner auffassung; denn er wandelt die pfade Uhlands, die von denen Meiers weit abliegen; auch 'volk' fasst er im engen sinn Uhlands und nicht im weiten Meiers. — dass wir erst nach erforschung des zusammenhangs des volksliedes mit dem minne- und meistersang 'über dessen entstehung und natur etwas sicheres sagen können', halte ich für eine trügerische hoffnung, auf die wir glücklicherweise nicht angewiesen sind. wird diese wünschenswerte arbeit gemacht, dürfte sie wol nur eine neue bestätigung dessen liefern, was wir über entstehung und natur des volksliedes bereits wissen oder bei volksdichtern unserer zeit ergründen können. — s. 15 schreibt A: 'vom siebzehnten jahrhundert ab sind auch in Deutschland nur wenige neue volkslieder entstanden'. das mag für einzelne gebiete zutreffen, ist aber im allgemeinen gewis unrichtig; gleichzeitig mit dieser dissertation erschien Pommers ausgabe der Blattlieder mit nachweisen über die entstehung vieler schöner volkslieder im 18 und 19 jh.; andere nachweise in schwerer zahl finden sich in den verschiedenen bänden der Zs. f. d. deutsche volkslied, die nun schon ein halbes menschenalter lang erscheint; es ist eine merkwürdigkeit, die wol nur auf dem gebiet der

4*

volksliedforschung vorkommt, dass nicht wenige, die auf diesem gebiete arbeiten, die einzige fachzeitschrift nicht kennen oder wenigstens nicht ausnützen. — mit vorliebe streitet A. gegen ansichten Böckels und hat dabei das recht auf seiner seite, nur vereinzelt muss man beiden die zustimmung versagen. so wenn Böckel die assonanzen im volkslied mit dem romantisch-nebelhaften ausspruch erklärt, weil 'das volkslied nicht gedichtet wird', A. dagegen meint (s. 28), sie seien als 'etwas unzulängliches empfunden' worden oder 'gröstenteils als corruptelen aus älteren reimen aufzufassen'. das letzte darf man ihm zugeben, jedoch blofs als ausnahme und nicht als regel; das andere jedoch ist abzulehnen. die erklärung ligt vielmehr im gesang, wo der reim neben den andern tonwirkungen wenig hervortritt, die meisten consonanten des reimes überdies nebensächlich sind, da der gesang lediglich durch die sonanten wirkt, während geräusch- und stummlaute klanglos vorübergehen.

III. Levys werk bringt eine frühe anregung unseres unvergesslichen Rudolf Hildebrand unter fördernder teilnahme Rud. Hennings zu später ausführung, indem es begriff und definition des volksliedes in ihrer geschichtlichen entwicklung von Herder an verfolgt. begriff und definition sind hier nicht in streng logischem, sondern in landläufigem sinn zu fassen. eine kunstgattung im allgemeinen und eine dichtart im besondern definiert man nicht, sondern beschreibt man, und zwar nach ihrer entstehung und überlieferung, nach ihrem inhalt, nach ihrer äufseren und inneren form sowie nach ihrer würkung. es muss auffallen, dass man es gerade mit dem volkslied so genau nimmt und immer wider nach scharfer sachbezeichnung und strenger abgrenzung sucht, während sonst derartige gebiete der neuzeitlichen poetik einer einöde gleichen, wohin nur mehr selten ein germanist seinen fufs setzt — allerdings zum schaden der sache; blofs in der richtung zur ballade und romanze geht es noch etwas lebhafter zu. ein grund ligt in der steigenden teilnahme am volkslied; es gehört eben zum kern der heimatkunst, und heimkunst ist ein schlagwort unserer zeit geworden. ein anderer grund entspringt dem anreiz welchen entstehung und eigenart des volksliedes sowie seine verschiedenen übergänge zu andern dichtarten immer von neuem ausüben.

Im I capitel verfolgt L. die entstehung verschiedener technischer ausdrücke: *Volkslied* gebraucht zuerst Herder (1771 bzw. 1773), *volkstümlich* Jahn (1809—10), *Gesellschaftslied* Eschenburg (1783), *zersingen* Görres (1831). unsere wörterbücher schneiden mit ihren jüngeren belegen nicht gut ab, wenigstens Herders epochemachende Blätter von deutscher art und kunst hätten sie für ihre zwecke besser ausbeuten sollen. das verhältnismäfsig späte auftreten des wortes *Volkslied* erklärt L. daraus

dass früher ein gegensatz zwischen volks- und kunstdichtung 'nicht sehr merklich hervortrat'. allein zur zeit der Neulateiner, der schlesischen schulen und der litterarischen vorherschaft Gottscheds war der gegensatz zweifelsohne stark genug, die schätzung des volksliedes jedoch fehlte und sie gab die notwendige voraussetzung für die entstehung des wortes zu Herders zeit. damals verlor auch die bezeichnung *Bauerngesang*, die schon früher nicht allein ständische, sondern auch allgemeine bedeutung besessen hatte, beim 'gebildeten' den geringschätzigen nebensinn und wurde von Herder und zeitgenossen gleichbedeutend mit *Volkslied* gebraucht. die ländliche bevölkerung unterscheidet damit heute noch vielfach, wenigstens bei uns in Tirol, ihren gesang vom kunstgesang der 'Stadtlinger' (vgl. Gaudentius Koch im Gral bd. 6, s. 100).

Im II capitel verfolgt L. die vorgeschichte des 'begriffes' volkslied. von Montaigne, der mit seiner trennung zwischen *poesie populaire et purement naturelle* einerseits und der *poesie perfaitte, selon l'art* anderseits (s. 17) den kern der sache besser getroffen hat als L. ihm zugestehn mag, geht es über Sidney, Hoffmannswaldau, Christian Weise, Morhof, Hagedorn und Addison zu Rousseau, Macpherson und Percy, mit denen das volkslied weltlitterarische bedeutung gewinnt. — es ist mir nicht klar geworden, warum L. Addison und dessen wochenschrift nur einmal und auch da nur so nebenbei erwähnt, statt nachdrücklich darauf zu verweisen, wie bereits Kircher (Zs. f. d. wortforschg. 4, 5f.) getan, schon wegen der starken würkung auf Herder, welche namentlich Addisons lobrede auf *old ballads* ausgeübt hat; Addisons *ordinary song or ballad* übersetzte Herder mit *Volksgesang* (Suphan xxv 129), vielleicht bevor er noch das wort *Volkslied* geprägt hatte; denn als er 1765 seine ersten beiträge in der Rigaischen moralischen wochenschrift drucken liefs, machte er sich gewis auch mit dem Spectator, dem angesehensten vorbild der moralischen wochenschriften, bekannt. — ein paar andere ergänzungen kann L. jetzt aus Geigers buch über volksliedinteresse in der Schweiz holen.

Herder und Goethe bekommen, wie billig, ein eigenes capitel. überblickt man Herders äufserungen über das volkslied, zeigt sich, wie er die wichtigsten merkmale desselben richtig erkennt, wenn auch nicht scharf genug bezeichnet. L.s zusammenfassung der Herderschen ansicht, die er selber 'ungefähr' nennt, ist völlig ungenügend; eine stelle bei Herder hat er (s. 34f) misverstanden: Herder spricht aao. nicht von den gebildeten und vom bekanntsein des lieddichters, sondern grenzt den städtischen pöbel, der 'schreit und verstümmelt', vom landvolk ab, das 'singt und dichtet'.

S. 42ff sammelt L. äufserungen Goethes über das volkslied; ich muss aber schon gegen die hiebei angewandte methode einsprache erheben. statt die zeitliche reihenfolge einzuhalten, schiebt L. aussprüche welche durch jahrzehnte voneinander ge-

trennt sind, beliebig durcheinander, ja er verbindet verschiedene teile solcher zu éinem satz: so construiert er zb. s. 46 einen satz ('Und das Publikum' usw.), der zur einen hälfte aus einer äufserung Goethes in den Frankfurter gel. Anzeigen (1772), zur andern hälfte aus einer solchen in Goethes Recension von des Knaben Wunderhorn (1806) besteht. natürlich gelangt L. bei dieser methode zum schluss, in Goethes urteilen über das volkslied gebe es keine entwicklung, während doch schon die goethische schätzung des volksliedes eine grofse wandlung durchmacht von der jubelnden begeisterung, mit welcher er 1771 die selbstgesammelten volkslieder an Herder sendet (Weimarer ausg. IV 2, s. 1 ff), bis zur greisenhaft verdriefslichen klage des jahres 1828: *'es kommt mir . . . sehr oft wundersam vor, dass man die Volkslieder so sehr anstaunt und so hoch erhebt'* (I 42, 1. abt. s. 307). einen weiteren fehltritt tut L., indem er stellen aus dichtungen mit wissenschaftlichen und brieflichen äufserungen Goethes auf eine linie stellt, als wären sie gleichwertig. das gewagteste jedoch steht s. 48, wo er Goethische verse aus Hans Sachsens poet. sendung ohne weiteres auf das volkslied überträgt. — nicht weniger willkürlich sind L.s auslegungen. auch davon will ich ein beispiel anführen (s. 46). in Claudine von Villa Bella scherzt Gonzalo: *'zu meiner Zeit wars noch anders; da gings dem Bauern wohl und da hatt' er immer ein Liedchen, das von der Leber wegging und einem 's Herz ergötzte; und der Herr schämte sich nicht und sangs auch, wenns ihm gefiel'.* daraus zieht L. folgenden schluss: 'vom volke, vom ganzen volke ohne ausnahme, also auch von den gebildeten, muss mithin ein lied recipiert worden sein, wenn würklich es als 'volks'lied gelten soll'. heifst das nicht eilfertig hineindeuteln und verallgemeinern? Goethes Gonzalo weist blofs darauf hin, dass früher auch die gebildeten mehr gefallen am volkslied fanden als zur zeit Claudinens; dieses ganze gespräch des singspiels spitzt sich darauf zu. aber kein wort besagt, dass ein volkslied erst durch die reception der gebildeten zu seiner existenz gelange. bei Herder hat L. die theorie an der praxis abgewogen; warum tut er es bei Goethe nicht? Goethe wuste gut, dass die von ihm gesammelten volkslieder nicht vom 'ganzen volke', die gebildeten mit inbegriffen, 'recipiert' worden sind; er bemüht sich erst, ihnen wenigstens bei *'allen Mädchen, die Gnade vor seinen Augen finden wollen'* (IV 2, s. 2), eingang zu verschaffen; ebenso wuste er, dass die lieder des Wunderhorns nicht vom 'ganzen volke' gesungen wurden, er wünscht erst in seiner recension, es möge so kommen. — in der auffassung von 'volk' beim volkslied stimmt Goethe mit Herder, Lessing, Voss usw. (vgl. darüber Kircher, Zs. f. d. wortf. 4, 10 ff, 35 f) überein; noch 1828 hat er kurz und deutlich niedergeschrieben: *'und so sind denn diese Lieder* (= lithauische vl.) *anzusehen als unmittelbar* (so!) *vom Volke ausgegangen,*

welches der Natur, und also der Poesie, viel näher ist als die gebildete Welt' (I 42, 1. abt. s. 306). bei L. merkt man schon hier das bemühen, John Meiers auffassung von 'volk' zur geltung zu bringen; die ausdrücke 'recipieren' und 'reception' kehren nun fort und fort bis zum überdrusse wider.

In den beiden nächsten capiteln verfolgt L. den widerhall von Herders und Goethes ansichten bei ihren zeitgenossen und unmittelbaren nachfolgern und spürt der auffassung des volksliedes bei den romantikern, die es im 'schleier des geheimnisses' gesehen, nach. im VI capitel gelangt er zu Uhland, dessen bedeutung er hier nicht hoch genug einschätzt, weil er wider vergisst, neben Uhlands theoretischen auslassungen dessen praktische leistung mit der volksliedausgabe in rechnung zu ziehen; er hätte sonst sehen müssen, wie Uhland an der spitze der kritischen volksliedforschung steht (vgl. Alpers aao. s. 2) und zuerst das volkslied vom geschichtlichen standpunct untersucht und nach strengem masstab, dem alles kunstmäſsige, auch das gesellschaftslied, schonungslos zum opfer fällt, beurteilt. ein vergleich zwischen dem 'Wunderhorn' und Uhlands 'Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern' zeigt am schlagendsten den auſserordentlichen fortschritt, den die volksliedforschung durch ihn gemacht hat; nur die musikalische seite bleibt auch bei ihm im argen, hier tritt die ausgabe der schlesischen volkslieder von Hoffmann-Richter, die bei L. nicht zu gebührender geltung kommt, zuerst ergänzend ein. der widerspruch den L. (s. 95) bei Uhland findet, ist nicht vorhanden; Uhland meint: wenn ein dichter aus dem volke ein lied schafft, so zeigt es naturgemäſs volksmäſsige empfindungs- und ausdrucksweise; trotzdem ist es noch das lied eines einzelnen und enthält persönliche eigentümlichkeit; diese wird erst durch 'die mündliche fortpflanzung nach der allgemeinen sinnesart zugeschliffen'. das ist ganz in der ordnung, wir wissen es heutzutage noch nicht besser. dasselbe meint auch Wackernagel, mit dem L. gleichfalls nicht zurechtkommt: aus der 'seele des volkes' dichten heiſst: in der denk- und empfindungsweise des volkes dichten, nicht: vom 'milieu' beeinflusst sein, wie es L. (s. 98) auslegt.

Mehr übersichtlich behandelt L. in diesem capitel Wolff, Erlach, Soltau, Talvj, Vilmar, Hildebrand und andere, unter denen Hinrichs unbegreiflich überschätzt wird, hingegen Simrock, welcher in volkskundlichen dingen stets gehört zu werden verdient, und Erk wegen seiner melodienforschung zu kurz kommen.

Im VII capitel lässt L. die philosophen, welche über das volkslied nachgedacht, an uns vorüberziehen; ihnen ist er nicht sonderlich grün und schnauzt sie gern ein bischen an. das folgende capitel trägt die überschrift: 'von Liliencron zu Scherer (ca. 1865—1883)'. die groſse zahl der forscher dieser gruppe, zumeist germanisten, seien zu sondern, je nachdem sie unter dem

einfluss der philosophen stehn oder unter dem Uhlands und seiner nachfolger (1830—65); von den einen werde 'die reception durch das volk', von den andern 'das entstehen in demselben vorwiegend betont'. — den scheidungsgrund hat er nicht glücklich gewählt, weil er ihn weiterhin nicht aufrecht zu halten vermag, am allerwenigsten bei Magnus Böhme, der die verschiedensten ansichten in sich vereinigt; überdies ist der einteilungsgrund nicht richtig aus dem beobachtungsmaterial abgezogen, weil in der Uhland- wie in der philosophen-gruppe neben dem 'productions'- auch der 'receptionsstandpunct' zur geltung kommt. in den drei letzten capiteln, welche die neuesten volksliedforscher behandeln, tut L. geradezu, als wenn die beiden sich ausschlössen: er nennt sie 'zwei grundverschiedene auffassungen'. diese einseitige übertreibung trübt ihm das auge für die würklichen verhältnisse, sodass er den einzelnen ansichten nicht gerecht werden kann. genau genommen gibt es bei jedem volkslied sowol production wie reception; denn es wird von einem dichter produciert, vom volke recipiert, dh. aufgenommen und verbreitet. das entscheidende ligt bei den fragen: 1. wer produciert: ob ein dichter aus den kreisen bewuster bildung oder aus den untern schichten? 2. wie wird das lied aufgenommen und verbreitet: gedächtnis- oder druckmäfsig? 3. was versteht man unter 'volk'? bei diesem wer? wie? was? ligt die entscheidung; davon hängen auch die andern eigenschaften des volksliedes ab, und darnach sind die verschiedenen meinungen über das volkslied zu beurteilen. bei den älteren verfassern hat L. das überwiegend, wenn auch oft ungenau und ungleichmäfsig beobachtet. hätte er es bei den neuesten auch so gehalten, statt sich auf die beiden halbwahren schlagworte, die mehr verhüllen als erhellen, festzurennen, würde er leicht erkannt haben, wie wenig neues diese verfasser eigentlich bringen, wie sie sich von ihren vorgängern höchstens durch heranziehung gröfserer beobachtungsmassen, durch eingehendere begründung und genauere fassung abheben.

Nach den drei bedeutendsten persönlichkeiten der jüngsten zeit: Scherer, Pommer, Meier, werden diese letzten capitel gegliedert und überschrieben, die andern verfasser gruppiert L. darum herum, mögen sie auch mit ihren ansichten noch so weit von ihnen abstehn. so setzt er gleich hinter Scherer seinen ausgesprochenen widerpart Böckel, dessen beurteilung ihm überhaupt grofse not bereitet: s. 88 stellte er ihn den romantikern gegenüber; s. 102 schilt er ihn neben Vilmar 'fast romantischer als die romantiker', hier (s. 146 ff) zerzaust er, an Bolte, Panzer und meine wenigkeit gelehnt, dessen volksliedddefinition und heifst dann doch wider 'diese begriffserklärung eine erfreuliche erscheinung', da Böckel 'in weitgehendem mafse sich nur an tatsächlich gegebenes hält', als wenn das einen vorteil brächte, wenn er dabei den kern der sache verfehlt! — an Böckel hängt

L. eine gruppe, welche er ratlos als 'kritiker dieses zeitraums' (1883—93) überschreibt: da spannt er Kinzel, Baechtold und mich zusammen und schickt uns Weddigen voraus. wir sehen einander verwundert an, weil wir hier so gar nicht zusammenpassen. zwar mit production und reception lässt er uns in ruhe, sonst aber kommen die drei andern übel weg, mich behandelt er glimpflich; ich will nicht darauf eingehn und bloſs ein misverständnis L.s beseitigen, bevor es um sich greift. die volksliededefinition, die er mir s. 152 auferlegt, stammt von GJungbauer, aus der ich nur ausgeschaltet habe, was von seinem standpunct aus entbehrlich scheint; ich selber habe keine aufgestellt, sondern einiges in die Pommers eincorrigiert. es sei mir erlaubt, dieselbe mit ein paar leichten änderungen anzuführen: 1. unter volkslied im strengen sinn des wortes versteht man jene lieder, welche vom volke, dh. in dessen unteren und mittleren schichten, oder von dichtern die diesen nahe stehn, ersonnen worden sind, in diesen schichten gedächtnismäſsig überliefert und auswendig (nicht nach noten) gesungen werden oder in früherer zeit gesungen wurden. 2. zum volkslied im gewöhnlichen sinne gehören auch die lieder, welche von kunstdichtern und componisten erzeugt (kunstlieder), vom volke aufgenommen, gedächtnismäſsig überliefert und dabei nach art der eigenen lieder umgesungen worden sind. — das ist keine einheitliche 'definition'; aber sie darf nicht einheitlich sein, weil es die sache nicht ist; sie besteht eben aus zwei teilen wie die sache. vielleicht kann ein vergleich aus unserer sprache zur klärung der so weit auseinandergehenden ansichten beitragen. zu den einheimischen wörtern wurden im laufe der zeit viele wörter aus der fremde aufgenommen und mehr und mehr nach den einheimischen umgestaltet und so eingedeutscht, dass sie nur mehr eine genauere untersuchung als lehnwörter erkennt. in ähnlicher weise sind zu den eigentlichen volksliedern im laufe der zeit viele kunstlieder aufgenommen und mehr und mehr nach art derselben umgesungen, 'zurechtgesungen' worden, sodass sie jetzt schwer oder gar nicht mehr davon unterschieden werden können; soweit man sie noch als kunstlieder erkennt, heiſst man sie 'volkstümliche lieder'. wie unsere sprache fremdwörter besitzt, welche noch gar nicht oder nur wenig mit deutschen sprachmitteln ausgestattet sind, so finden sich unter den volksliedern auch kunstlieder, die noch nicht oder nur unbedeutend volksmäſsig umgesungen sind und die man daher nicht zu den volksliedern rechnen soll. für sie passt die bezeichnung 'kunstlieder im volksmunde', aber nicht für die volkstümlichen lieder: das waren wol einmal kunstlieder, sind es aber nicht mehr. wir pflegen die dinge nach dem zu benennen was sie sind, nicht nach dem was sie waren: den mann heiſsen wir nicht kind, weil er einmal ein solches gewesen. — das zahlenverhältnis zwischen diesen drei liederschichten, der

grad der umsingung der lieder der zweiten und dritten schicht ist in verschiedenen gebieten verschieden und gibt eines der charaktermerkmale ihres liederbestandes. um ein beispiel anzuführen, verweis ich auf Böhmen, wo nach GJungbauer (Germ. roman. monatsschrift 1913, s. 81) der volksgesang des Böhmerwaldes nur einen geringen bruchteil von liedern enthält welche aus der kunstlyrik stammen, während der volksgesang von Nordböhmen 'fast umgekehrte verhältnisse' zeigt.

Auch in den beiden schlusscapiteln werden vertreter der verschiedensten ansichten zusammengekoppelt, gelegentlich wird einer nach zwei seiten hin gestreckt, um einen übergang von einer gruppe zur andern herzustellen: so muss GJungbauer den übergang bilden von 'Pommer und seiner schule' zu 'JMeier und seiner schule', ungeachtet Jungbauer diesen nachdrücklich bekämpft, ja laut anmerkung auf s. 167 vermittelt Jungbauer auch noch 'unter den anhängern des productionsstandpunctes selber'! ATobler wird in einer anmerkung abgetan, desgleichen AKopp, ein weitverbreitetes werk wie HRiemanns Musiklexikon gar nicht erwähnt. auch WUhl weifs er nur in einer anmerkung unterzubringen (s. 163), weil derselbe 'bald auf dem reinen productionsstandpunct zu stehn scheint', bald 'sich dem receptionsstandpunct nähert' (das letztere natürlich beim volkstümlichen liede); diese beiden standpuncte vermag L. halt nicht zusammenzubringen. in den vordergrund stellt er Pommer und Meier. dieser wird mit freundlichem zunicken, jener mit saurem gesichte, beide aber ausführlich behandelt. trotzdem zweifle ich, ob der leser eine klare vorstellung von der verschiedenheit ihrer ansichten erhält, weil L. nicht die springenden puncte herausgreift. nach s. 167 soll Pommer 'im wesentlichen nur auf die production im volke achten, ähnlich s. 155 u. ö. Allein s. 156 wundert sich L., dass es auch bei Pommer 'doch noch auf etwas anderes ankommt', auf 'inhalt und form' eines liedes, ja dass unter umständen ein im volke entstandenes lied noch nicht ein volkslied sein muss. L. überblickt die zusammenhänge in Pommers auffassung nicht; Pommer kommt es auf die volksmäfsigkeit in inhalt und form an, diese wird am besten erreicht, wenn ein mann aus dem volke der dichter ist; doch genügt das nicht, das volk muss dessen lied aufnehmen: also auch bei Pommer kommt der receptionsstandpunct hier schon zur geltung, selbstverständlich noch mehr beim kunstlied, welches das volk 'recipieren' muss. die abweichung zwischen Meier und Pommer besteht darin, dass nach diesem ein kunstlied niemals vollständig zum volkslied umgesungen werden kann, Meier dagegen bejaht es und gelangt dann im weiteren noch zu dem merkwürdigen schluss, dass auf die herkunft des liedes nichts ankomme. man merkt unschwer, wie die strengere richtung Pommers auf Uhland zurückweist.

Bei der besprechung Meiers hört der leser nicht, wie auch

Meier von 'liedern aus dem mittel des volkes' gegenüber den 'kunstliedern im volksmunde' spricht und 'einen fassbaren unterschied im ton der beiden gattungen' anerkennt, was allerdings zur gleichgiltigkeit gegen den ursprung des liedes nicht gut stimmen will; desgleichen vernimmt der leser nichts von der grösten meinungsverschiedenheit zwischen Pommer und Meier: Pommer versteht unter volk stets nur, was man beim volkslied seit 150 jahren meistens darunter verstanden hat: die bäuerlichen und kleinbürgerlichen kreise; Meier dagegen nimmt ausdrücklich 'volk im weitesten sinn', hält aber dann mehrfach nicht daran fest, wie schon der titel seines büchleins beweist: 'Kunstlieder im volksmunde'; wo volk offenbar im abstand von den gebildeten kreisen aufgefasst ist, von denen eben das kunstlied ausgeht. dieser titel beweist ferner allein schon, wie auch bei Meier die production neben der reception ins gewicht fällt; denn 'kunstlied' bezieht sich auf die production wie 'volksmund' auf die reception. besonders rühmt L. bei Meier die bekannte 'herrenstellung des volkes', womit Meier über den stillstand anderer forscher hinweg allerlei fruchtbares gestiftet habe, während diese 'herrenstellung' nichts anderes ist, als ein unglücklich gegriffener ausdruck[1] für das was schon Goethe und hunderte nach ihm erkannt haben und niemand ernstlich bestreitet: dass nämlich das volk die lieder umsingt und zersingt.

So wäre denn an diesem buche vielerlei richtig zu stellen, wegzustreichen, zuzusetzen. manchen faden hat der verf. im anfang angesponnen, aber später verloren: so geht zb. später nirgends mehr die rede vom gesellschaftslied, obgleich es bei grenzbestimmungen für das volkslied oft genug eine rolle spielt. bezeichnung und einsicht in das wesen dieser liedergattung scheint überhaupt trotz AKopps widerholten darlegungen in vergessenheit zu geraten, dafür die neigung zu wachsen, blofse gesellschaftslieder für volkslieder anzusehen; zujüngst hat AGötze im februarheft der Germanisch-romanischen monatschrift 1913 mit besonderem eifer die beiden verschiedenen gattungen durcheinandergeworfen. — die mängel bei L. sollen uns jedoch nicht hindern, das ernste bemühen anzuerkennen und den fleifs zu loben, mit dem er ein grofses material zusammengetragen hat. schon die rein bibliographische leistung, die ich bei reichlichen stichproben verlässlich gefunden, behauptet ihren wert. es ist nur allzu begreiflich, wenn der junge verfasser auf dem weiten weg von Herder zu Bruinier und Reuschel oft erlahmt, wenn ihm in

[1] L.s circulus vitiosus in der anmerkg. 1 auf s. 171 lass ich absichtlich ungeschoren; er wird bei näherer betrachtung schon selber darauf kommen und kann jetzt auch Panzers rectoratsrede (Frankfurt 1912, s. 9) und Jungbauers bibliographie des deutschen volksliedes in Böhmen (Prag 1913, s. XXVf) vergleichen; der letzte bestreitet nicht nur den unglücklichen ausdruck, sondern sucht auch die auffassung Meiers einzuschränken.



der verwirrenden mannigfaltigkeit und doch wider täuschenden ähnlichkeit all der arbeiten die entscheidenden merkmale versinken und die meinungen durcheinanderfliefsen.

IV. Die zwei bändchen sind eine neuauflage der beliebtesten Kärntnerlieder, für weitere kreise berechnet, daher ohne litteraturnachweise und sonstige gelehrte anmerkungen. die mundartliche schreibung hat mit beihilfe Lessiaks nachbesserung erfahren, wobei ein mittelweg zwischen dem gewohnten schriftbild und genauer mundartschreibung gesucht wurde. mitunter begegnet schwanken bei demselben wort desselben verses: nr. 4, 1 *der bua* und bei widerholung desselben verses *da bua*; ähnlich nr. 78, 3 *nar* und *nur*, *neamar* und *neama* und dergleichen mehr.

V. Roese hat seine ausgabe gleichfalls für weitere kreise berechnet. in einer längeren einleitung erzählt er von volkskundlichen dingen, namentlich vom leben und treiben in den spinnstuben, verzeichnet die vorgänger in sammlung und herausgabe ostpreufsischer volkslieder, handelt über wesen und form des volksliedes. von den 120 liedern, welche er in Ostpreufsen gesammelt, teilt er 40 mit und fügt dazu 5 lieder aus dem heideland Hannovers: alles alte bekannte, nur 2 scheinen in diesen gegenden entstanden zu sein; aufserdem besteht das neue des buches in varianten, die bei den melodieen häufiger, gröfser und wichtiger sind als bei den texten. jedem gedicht schickt er eine kleine abhandlung nach, um dessen verständnis zu erleichtern, über dessen alter, verbreitung und überlieferung zu unterrichten.

VI. Werner [pseudonym für Werner Boette] hat sein büchlein ähnlich angelegt. dessen körper bilden 21 lieder, teilweise dieselben wie bei Roese, doch in anderer lesart. dieser bietet sie im einstimmigen, Werner im vierstimmigen satz (für gemischten chor), wobei er aber recht gewaltsam umgeht: so harmonisiert er im lied vom käuzlein den zweiten vers anders als den ersten, weil dieser 'noch mehr lebensmut ausspricht' (s. 20); desgleichen ändert er den abgesang des jägerliedes, weil er glaubt, 'nicht auf eine steigende würkung verzichten zu dürfen' (s. 82). auch mit einem stück text macht er gelegentlich kurzen process (vgl. s. 89). Werner hält sich zu solchen eingriffen wol befugt, weil er mit seinem büchlein in erster linie die praktische volksliedpflege fördern will; daher legt er auch in seinem vorwort und seinen anmerkungen das schwergewicht auf die musikalische seite. er vertritt die ansicht, dass bei entstehung eines liedes die melodie früher vorhanden sei als der text, und beruft sich dabei (s. 12) auf einen ausspruch Goethes, der jedoch sehr allgemein gehalten und daher wenig beweiskräftig ist. einen

besseren beleg hätte er bei Schiller gefunden in einem brief vom 25. V. 1792 an Körner: *'Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin. Ich bin durch meine Hymne an das Licht, die mich jetzt manchen Augenblick beschäftigt, auf diese Bemerkung geführt worden. Ich habe von diesem Gedicht noch keine Idee, aber eine Ahndung'.* — die behauptung auf s. 15 des vorworts, dass die melodie eines volksliedes als das ursprüngliche sich gleich bleibe, sogar wenn die verse sich ändern, ist wol nur ein eilversehen; denn W. weist an späteren stellen selber nach, wie melodieen umgestaltet, ja von andern gänzlich verdrängt werden können. auch bei Roese und in andern volksliedausgaben findet er belege genug dafür.

VII. Von den vorliegenden volksliedausgaben ist die der Blattllieder die wichtigste. in der einleitung berichtet Pommer über den 'dichterkomponisten', dessen familie und lieder. er ist der sohn Christian Blattls, welcher sich unter Andreas Hofer als landesverteidiger rühmlich hervorgetan hat, lebte abwechselnd in Fieberbrunn und St. Johann in Tirol, genoss den unterricht einer gewöhnlichen dorfschule, suchte sich dann selber durch lesung von büchern und zeitschriften weiterzubilden, blieb nichtsdestoweniger seinem ganzen wesen nach ein echter Tiroler bauer von altem schrot und korn. musikalisch vielleicht noch höher begabt als dichterisch, ersann und vertonte er, mit vorliebe bei seinen bäuerlichen arbeiten in haus und feld, zwischen 1820 und 1860 eine reihe von liedern, sang auch fremde nach, indem er sie mehr oder weniger in seiner art umgestaltete. eigenhändige niederschriften dieser lieder sind nicht mehr erhalten; nur aus dem munde seiner kinder hat sie Pommer anfang und schluss 1909 aufgezeichnet.

Schon früher hatte man sich widerholt um die Blattllieder bemüht und einzelne veröffentlicht; den ganzen schatz zu heben, ist erst Pommer gelungen: es sind mit dem gsangl im nachtrag 74 stück. davon werden 59 als blattlische, 15 als übernommene lieder gedruckt. 30 aus der ersten gruppe empfiehlt P., hierin gewis eine mafsgebende persönlichkeit, den gesangvereinen, welche grundsätzlich das echte volkslied pflegen, zur aufführung. einige dieser lieder gehören zu unsern schönsten volksliedperlen, besonders die rein lyrischen, während jene, bei denen lehrhafter ton durchschlägt, schon beträchtlich zurückstehn. auch ein paar schnurren mit mehr oder weniger gutmütigem spott oder sanfter satire hat Blattl gereimt. aus seinen gedichten spricht eine treuherzige, sinnige und sonnige natur, die sich nicht 'selbst mit kummer und kleinmut kränkt, nicht bei jeder schwarzen wolk schon an ein unglück denkt' (vgl. nr 29). wenn die erinnerung

an die hinfälligkeit alles irdischen schatten durch seine seele zieht, sucht er für sich und andere trost in religiösen gedanken. daraus entspringt der lehrhafte zug in solchen gedichten. das schwächste darunter ist zweifellos nr 36 'lied des sterbenden wildschützen Johann Schartner 1857', was bei einem so fruchtbaren motiv sehr auffällt. zwar ist die strophe ababccdd bei ihm beliebt, die melodie schön; allein die herstellung klingender reime durch anhängung eines sprachwidrigen *e (einmale: Quale* usw.) kann bei ihm sonst nicht nachgewiesen werden, auch starke rhythmische laxismen fallen auf. erklärt sich das aus dem alter des dichters oder aus der eile, mit der er diesmal dichtete, oder stammt nur die melodie von ihm, der text von einem andern? dies scheint das wahrscheinlichste.

Die äufsere gewähr für Blattls eigentum fand Pommer bei den kindern Blattls, welche die väterlichen lieder von jugend auf bis heute gesungen haben, teils noch mit dem vater selbst (die älteste tochter war beim tode Blattls 20, der älteste sohn 17 jahre alt), dann noch lange mit einer schwester des vaters. die hauptsängerin, die tochter Lisei, ist blind. und blinde haben bekanntlich ein treues gedächtnis: so kennt und kann sie nicht nur diese lieder, sondern noch viele andere. gleichwol kommen gedächtnistäuschungen vor: die Blattlkinder beanspruchen lieder für ihren vater, die nachweisbar von andern verfassern stammen; bei einigen kamen Pommer noch in den anmerkungen zweifel an der echtheit; bei ein paar haben John Meier und GJungbauer nachträglich die verfasserschaft Blattls mit triftigen gründen verneint; noch ein halbes dutzend wird dasselbe schicksal erreichen, wie sich aus einer untersuchung ihrer sprache durch dr Johann Mair, die später veröffentlicht wird, ergibt; der hauptstock aber bleibt gewis bestehn.

Bei dieser sachlage wird nun auch die sicherheit der textüberlieferung in frage gestellt und erwächst der textkritik eine schwere aufgabe. die kronzeugin für die textgestalt ist die blinde sängerin Lisei. nun lässt sich leicht erweisen, dass sie den text verändert und zwar gegen das schriftdeutsche hin. ich ziehe gleich das erste gedicht in untersuchung. Pommer druckt es wie andere gedichte, leider einem weitverbreiteten misbrauche folgend, so in notenstrophen, dass versende und schluss der notenzeile nicht zusammenfallen; dadurch wird die übersicht über vers- und strophenbau erschwert. in der ersten strophe beweisen die reime *anheut: wir sind* die verschriftdeutschung des mundartlichen *anheint: sein(t),* während in der letzten strophe richtig *heint (: freund = freint)* bewahrt geblieben ist; man vgl. dazu auch nr 25, str. 7 *Freund: seint.* desgleichen weist der reim *verlich: dich* in der 2. strophe auf verschriftdeutschung, während in *erschein* (infinitiv): *ein* der 3. strophe die mundartliche form wider richtig aufscheint. bezeichnend für die neigung der Blattlkinder,

sich in diesen liedern der schriftsprache anzugleichen, ist ihr ausspruch: beim lied singen wir *Kirchtåg*, sonst sagen wir *Kirståg*. — In der tactbildung zeigt Blattl sicherheit, nur scheut er schwere senkungen nicht; hier und öfters bildet er dreigliedrige tacte: eine hebung mit zwei senkungen; wo drei senkungen vorkommen, fallen sie der verschriftdeutschung zur last; daher nicht *wöllen wir erfüllen* II3 auch nicht *woll'n wir* — das ist der grosse papierene — sondern *woll wir*, oder noch genauer nach Blattls mundart *wo'ma*, so auch nicht *bitten wir er möcht* IV3, sondern *bitt wir (bittma)*. — Wie hier so verhält es sich bei andern gedichten. da helfen nur genaue untersuchungen von sprache, metrik, stil und melodik. die sprachliche untersuchung gestaltet sich jedoch besonders schwierig, weil Blattl mannigfaltige abstufungen zeigt von völliger mundart bis zu völliger schriftsprache und innerhalb desselben gedichtes mundartliche und schriftsprachliche reime gebraucht. bei der echtheitsfrage entscheiden die reime, die weder der schriftsprache noch Blattls mundart angehören, somit auf eine ihm fremde mundart weisen.

In den anmerkungen bringt P. allerlei willkommene nachweise, auch über die verbreitung dieser lieder in und aufser Tirol, die nun namentlich aus der grofsen vom österreichischen unterrichtsministerium veranstalteten sammlung der Tiroler volkslieder unschwer vermehrt werden können. laut einer fufsnote auf s. v sollen Blattllieder auch in Hessen zur aufnahme gebracht worden sein; doch vermisst man die belege hierfür. öfters kann P. angeben, durch welche persönlichkeiten und auf welchen wegen lieder verbreitet wurden. das ist gut, aber keineswegs notwendig. volkslieder brauchen zu ihren wanderungen keine breiten heerstrafsen: manchmal verbreiten sie sich mit unglaublicher schnelligkeit über berg und tal nach allen weltgegenden; vgl. zb. GJungbauer, Bibliographie s. XXVI und Festschrift des Wiener neuphilologentages 1898, s. 59ff, wo ein lied Bürgers mitgeteilt wird, das 1775 entstanden ist und etliche jahre später im Inntal bereits gänzlich umgesungen erscheint.

Über die melodieen weifs ich nur lobendes zu sagen. das erste weihnachtslied (genauer hirtenlied[1]) habe ich nach Pommers satz im deutschen volksgesangverein zu Wien von einem frauen- und männerchor singen hören: die ergreifende würkung wird mir unvergesslich sein.

Das buch ist nicht nur wegen der dichtungen, der melodieen und wegen verschiedener zutaten P.s, sondern noch aus anderen gründen wertvoll: 1. es lehrt neuerdings, dass auch in unseren

[1] die weihnachtslieder unterscheidet das volk selber genau in: herberglieder (Maria- und Joseph suchen herberge zu Bethlehem), hirtenlieder (den hirten wird Christi geburt verkündet), krippenlieder oder weihnachtslieder im engern sinn (scene vor der krippe); vgl. Archiv f. d. stud. d. n. spr. bd. 102 s. 1ff.



zeiten noch volkslieder entstehn. 2. es lässt die entstehung des volksliedes im volke selbst und seine verbreitung unter dem volke studieren. 3. es liefert wider greifbares beweismaterial gegen das unhaltbare gerede, 'die weit überwiegende mehrzahl unsrer volkslieder und die trefflichsten wol samt und sonders seien kunstdichtungen', ebenso gegen die behauptung, die volksdichtung lebe nur von den abgelegten moden der kunstdichtung. 4. anderseits beweist das buch neuerdings, wie ein kunstlied von volkssängern aufgenommen und in der weise zurecht gesungen werden kann, dass selbst ein so gründlicher kenner des volksliedes wie Pommer dasselbe, wenn auch mit zweifeln, unter die Blattllieder, also unter volksentstandene lieder stellen mochte. 5. die echten Blattllieder zwingen uns, und das ist wol die wichtigste lehre, unsere vorstellungen vom gesichtskreis und gedankenreichtum, von der geistigen ausbildung und von der darstellungsfähigkeit bäuerlicher volksdichter zu erweitern. man glaubt gewöhnlich, derartige dichter könnten gar nicht oder nur notdürftig lesen und schreiben und müsten auch in ihren liedern stets in zwillich oder loden auftreten. gewis gab es und gibt es noch solche; daneben erscheinen jedoch andere, welche den dichtern aus der sphäre bewuster bildung wesentlich näher stehn. je mehr sich in unsern tagen die allgemeine schulbildung vertieft, je weiter das zeitungs- und bücherlesen sich ausbreitet, um so häufiger werden sie werden.

VIII. Die ausgabe Meisingers ist sehr einfach gestaltet. ein kurzes vorwort erzählt, wie sie aus drei verschiedenen sammlungen vereinigt wurde: aus der Meisingers, aus der des vereins 'Badische Heimat' und aus der des musikers CAFöppl. es folgt der abdruck von 346 liedern und liedbruchstücken, meist mit der melodie. nach jedem lied wird angemerkt, wo es aufgezeichnet wurde und wo es in den bekannteren sammlungen bereits gedruckt steht; seltenen mundartwörtern wird in klammern der schriftdeutsche ausdruck beigefügt. ein verzeichnis der benutzten werke und der liedanfänge macht den beschluss. erklärende und kritische anmerkungen sucht man vergeblich, trotzdem sie oft notwendig wären: nr 188 zb. ist doch aus verschiedenen liedern zusammengesungen, die nachzuweisen sind; nr 335 gehört schwerlich zu nr 236; es erinnert inhaltlich mehr an Kohl, Echte Tiroler lieder, nr 16; doch hat Meisinger diese Kohlsche sammlung überhaupt nicht benutzt, sondern nur die schwächere von Greinz und Kapferer. das volkstümliche lied nr 247 hat Grolzhamer zum verfasser und erschien in Vosses Musenalmanach 1787 als 'Lied eines alten Taglöhners am Feierabend', wie schon von anderer seite nachgewiesen wurde; es erhält dadurch besondere bedeutung, dass Andreas Hofer als commandant von Tirol es abends gern mit seinen bauern sang (vgl. JHirn, Tirols erhebung s. 636); das 1787 in Hamburg gedruckte gedicht war

also nach zwei jahrzehnten in Tirol schon volksläufig. — was unter 'rappeditzli' und 'schnörkeli' zu verstehn ist, werden die meisten leser nicht wissen; man muss es ihnen daher erklären, diese gedichtgattung charakterisieren und ihre grenzen bestimmen.

Innsbruck. **J. E. Wackernell.**

Die anfänge der theaterkritik in Deutschland. von **Friedrich Michael.** Leipzig, Haessel 1918. VI u. 110 ss. 8°. — 4 m.

Theaterkritik ist der journalistische niederschlag des unmittelbaren eindrucks einer dramatischen aufführung. ihre aufgabe ist es, über das aufgeführte drama als dichtung und über die aufführung als dramatische kunstleistung zu berichten. sie beruht auf der einmaligkeit der aufführung und ist in erster linie für leute geschrieben, die diese selbst angesehen haben, oder doch beabsichtigen sie sich später anzusehen. der kritiker von heute schreibt berufsmäfsig; er will und kann gar nicht seine tiefsten inneren eindrücke verewigen, sondern hat die aufgabe, seinen ersten und unmittelbaren eindruck von drama und aufführung in öffentliche meinung umzusetzen.

Sonach kann man von theaterkritik in dem sinne wie sie heute verstanden wird, erst sprechen seit es einen journalismus gibt, d. h. seit der mitte des 18 jh.s. in dem vorliegenden buche hat sich nun Friedrich Michael die aufgabe gestellt, zu untersuchen, welche ansätze zur kritik schon in früherer zeitungsloser zeit vorhanden sind, und aus welchen gegebenen bedingungen heraus die theaterkritik des 18 jh.s entstanden ist. diese bedingungen liegen in der kritischen stellung des publicums gegenüber der theatralischen aufführung, wie sie in gelegentlichen berichten einzelner personen, in wissenschaftlichen poetiken nnd ästhetischen betrachtungen, ab und zu auch in behördlichen verordnungen und verboten zum ausdruck kommt. das material fliefst nicht gerade allzu reichlich. der verf. hat aber die vorhandenen zeugnisse mit sorgfalt zusammengetragen und zu einem anschaulichen bilde abgerundet, wobei vielleicht nur das kritische moment, das in den ratsverordnungen über komödiendarbietungen steckt, wie wir sie bei Bolte (Danziger theater), Gaedertz (Theater in Hildesheim etc.), Hampe (Entwicklung des theaterwesens in Nürnberg) und vielen andern, nicht zuletzt bei Goedeke bd II § 168 finden, eine gröfsere berücksichtigung hätte finden können. man merkt dass der verf. aus tüchtiger theatergeschichtlicher schule kommt. er weifs dass es die erste bedingung wissenschaftlicher theatergeschichte ist, das drama als reines litteraturerzeugnis von dem drama als gegenstand theatralischer aufführung zu trennen, eine unterscheidung die man in der dilettantisch betriebenen theatergeschichte bisher so oft vergeblich gesucht hat. die be-

mühungen von männern wie Albert Köster, Georg Witkowski, Max Herrmann u. a. um eine exacte wissenschaftliche theatergeschichte beginnen ihre früchte zu tragen. für Michael lag die gefahr, die eigentliche theaterkritik und die rein litterarische kritik eines dramatischen kunstwerkes zu vermengen, besonders nahe. er ist dieser versuchung nicht verfallen und sich des unterschiedes stets bewust geblieben.

Dem ältesten drama, so führt er aus, steht keineswegs ein kritisch gestimmtes publicum gegenüber. das liturgische drama wird gläubig, aber nicht kritisch hingenommen, und das ganze mittelalter hindurch fehlt der für die kritik nötige abstand des betrachters zum object. ansätze zur kritik, die sich bei Herrad von Landsberg und Gerhoh von Reichenberg finden, sind moralkritik, nicht kunstbetrachtung. bürgerliche chroniken, die über aufführungen berichten, referieren, aber kritisieren nicht. lediglich in Frankreich, wo die entwicklung frühzeitig vom bürgerspiel zum selbständigen theater drängte, zeigen sich in den chroniken anfänge einer würklichen kritischen beurteilung theatralischer darbietungen.

Der abstand zwischen theater und publicum, die notwendige voraussetzung der kritischen betrachtung, wird erst in der zeit der renaissance hergestellt. über Greffs kritik des Freiberger osterspiels, Marx Mangolds gereimte schilderung der englischen komödianten, Fynes Morisons reisebericht, Aegidius Albertinus, Hippolytus Guarinonius, Jodocus Willich, Scaliger, Harsdörffer und Sigmund von Birken führt uns der verf. in die zeit in der der siegeszug der oper beginnt. wir lernen den Hamburger Barthold Feind in seinen 'Gedanken von der Opera' kennen, dem zum modernen theaterkritiker nur die zeitung als organ seiner kritik fehlt, und seinen landsmann Georg Uffenbach, dessen 'Merkwürdige reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland' ein überraschend reiches theaterkritisches material enthalten. ins 17 jh. zurück führen uns dann die namen von Hallmann, Christian Weise, Wernicke und Rist, die sich über die zeitgenössische dramatische und theatralische production in gelegentlichen bemerkungen kritisch aussprechen. Wernicke war der erste 'bewuste kritiker', er erkannte den wert der kritik, wie sie in Frankreich bereits zur ausbildung gelangt war.

Im jahre 1730 erschien Gottscheds Kritische Dichtkunst. auch er muss 'seine theaterkritischen gedanken zunächst noch in die buchform der poetik bannen. aber es dauerte nicht mehr lange, so fand er 'das organ, das dem einzelnen ereignis einer theateraufführung gerecht werden konnte': die zeitschrift. schon in der theorie der Kritischen Dichtkunst stellt er 'den schauspieler als nahezu gleichwertigen factor neben die dichtung'. Gottsched, der zeitschriftengründer, ist somit der eigentliche schöpfer der modernen theaterkritik.

Der verf. wirft schliefslich noch einen blick auf die anfänge des zeitungswesens in der flugschriftenlitteratur des 16 und im 'Theatrum Europaeum' des 17 jh.s. er findet hier nur kuriositätenberichte, aber keine kritik. die gelehrten journale von der art der 'Acta eruditorum' befassen sich nur mit den dramen als dichterischen erzeugnissen, nicht aber mit der aufführung. die 'Vernünftigen Tadlerinnen' sind die erste zeitschrift, in der die theaterkritik in neuzeitlichem sinne zu worte kommt. mit der betrachtung der zeitschriften, die allenthalben durch das Gottschedsche beispiel angeregt ans licht traten, lenkt die darstellung ein in das gebiet, dem Wilhelm Hill in seinem tüchtigen buche 'Die deutschen theaterzeitschriften des 18 jh.s' (Forschungen z. neueren litteraturgesch. hrsg. von Frz Muncker bd. 49, Weimar 1915) eine eingehnde untersuchung gewidmet hat.

Richtige erfassung des problems und umfassende kenntnis des stoffes zeichnen das buch aus, was um so höher anzuerkennen ist, als der verf., wie aus dem vorwort hervorgeht, als kriegsteilnehmer fern von den bibliotheken und stätten der wissenschaft grofse schwierigkeiten zu überwinden hatte.

Berlin-Friedenau, im juni 1919. C. Kaulfufs-Diesch.

Goethes und Herders anteil an dem jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. von **Max Morris**. Stuttgart und Berlin, Cotta. [1. aufl. 1909, 2. veränderte aufl. 1912] 3. veränderte aufl. 1915. 352 ss. 8°. geh. m. 7,50.

Goethe selbst hat auf die notwendigkeit hingewiesen, die FGA. nicht nur als eine kritische zeitschrift anzusehen, darin sich die geistige haltung eines neuen geschlechtes verheifsungsvoll ausspricht, sondern darüber hinaus nach den anteilen der einzelnen beiträger zu fahnden. als er es gewohnt war, sich selbst historisch zu nehmen, verhiefs er 1824 in 'Kunst und Altertum', dass seine recensionen für die FGA. der ausgabe letzter hand einverleibt werden sollten. in dieser lesenswerten ankündigung, lesenswert deshalb weil sie den jungen Goethe als kritiker auf das treffendste charakterisiert, schreibt er unter anderem: '*Und da nun ferner meine ganze Gesinnungs- und Denkungsweise sich überall ohne Rückhalt leidenschaftlich auslässt, so liegen die anfänglichen Richtungen meiner Natur in diesen Recensionen offen vor Augen und demnach möchten sie auch für alle diejenigen, die mir und meinen Leistungen einen näheren Antheil schenken, nicht ohne einiges Interesse seyn.*'

Da sich jedoch die wol in erster linie von Eckermann besorgte auswahl der 34 Goetheschen recensionen im 33 bd der ausgabe l. h. bei genauerer prüfung als unzuverlässig erwiesen hat, so erstand dem kritischen bearbeiter von Goethes werken jedes-



mal von neuem die aufgabe, sich mit der gesamtheit der FGA. auseinanderzusetzen. aber während sich die meisten herausgeber, so besonders Witkowski (W. A. bd. 37 u. 38) sehr vorsichtig verhielten, versuchte Max Morris im anschluss an seine ausgabe des 'Jungen Goethe' nicht nur dessen, sondern den anteil sämtlicher mitarbeiter im jahrgang 1772 der FGA. endgültig klarzustellen. und da trotz dem verhältnismäfsig reichen, schon von Scherer vielfach herangezogenen briefwechsel der zeitgenossen über die Frankfurter recensentenschar selbstverständlich nur ein kleiner teil der besprechungen durch sichere zeugnisse identificiert werden konnte, so wandte Morris hauptsächlich das mittel der stildiagnose an.

Die ergebnisse seiner arbeit liegen nun in der 3 auflage vor, und zwar zeigt sich, wenn wir die vier wichtigsten beiträger heranziehen, folgendes bild. es lieferten an recensionen (aufser an redactionellen und kupferstichanzeigen):

	1 aufl. 09	2 aufl. 12	3 aufl. 15
Goethe	10 2 fragliche	18 2 fragliche	120 1 fragliche
Herder	250	14	33 1 fragliche
Merck	22	201 6 fragliche	97
Schlosser	30	30	48

es war also nach der 1 auflage Herder der chorführer, nach der zweiten Merck, nach der dritten Goethe. in der durch Morris hinscheiden freilich nicht mehr möglichen vierten auflage käme nun vielleicht Schlosser an die reihe; eine aufwärtsbewegung ist ja bereits bei ihm festzustellen. und dass Schlosser das meiste geliefert habe, versichert ja sogar Höpfner in einem freilich sehr vorsichtig aufzunehmenden brief an Nicolai (Goethe-jahrbuch 8, 125).

Angesichts dieses tatbestandes ist es klar, dass eine besprechung der letzten ausgabe des Morrisschen werkes von anderen gesichtspuncten ausgehen muss, als sonst eine ankündigung einer 'dritten, veränderten auflage'. es erhebt sich die frage: sind in der 3 auflage grundsätzlich andere methoden angewandt worden als in der ersten und zweiten? und wenn nicht, sind sie wesentlich verfeinert worden? ist beides nicht der fall, dann dürfte das ergebnis von 1915 genau so auf einem zufall beruhen, genau so sehr überraschenden änderungen ausgesetzt sein, wie das von 1912 und 1909.

Diese vermutung lässt sich auf grund einer vergleichung der drei auflagen kaum von der hand weisen. zwar hat der

verf. durch die auseinandersetzung mit seinen kritikern, von denen besonders Modick, Bräuning-Oktavio und Witkowski zu nennen sind, mancherlei berichtigt und in vorurteilsloser und zäher arbeit die alten ergebnisse jedesmal völlig verändert, aber dennoch haben wir die gleichen und, um es von vornherein zu sagen: viel zu rohen forschungsmethoden vor uns.

Es ist natürlich unmöglich, hier auf einzelheiten einzugehn. das gäbe ein neues buch. nur zur methode an sich soll einiges gesagt werden.

Was M. leider fast durchgängig versäumt hat, das ist die angabe der wahrscheinlichkeit seiner urteile. er setzt zwar bei jedem der mitarbeiter die durch zeugnisse festzustellenden kritiken voran, auch bezeichnet er es bei einer recension als fraglich, ob sie Goethe, bei einer anderen, ob sie Herder zugewiesen werden darf. aber dazwischen gibt es doch noch eine grofse anzahl von wahrscheinlichkeitsgraden kritisch-historischer feststellung.

So müste schon mit der bewertung der zeugnisse selbst genauer verfahren werden, als dies M. trotz manchen ansätzen zur kritik der quellen in würklichkeit tut. briefliche äufserungen sind nur mit allergröster vorsicht zu behandeln. schon Scherer weist in seiner einleitung zu Seufferts neudruck der FGA. von 1772 (s. XLVI) auf die gewohnheit des 18 jh.s hin, die autorschaft an kritiken abzuleugnen. M. selbst hat von dieser tatsache in der ersten auflage seines werkes — freilich in gänzlich übertriebener weise — gebrauch gemacht, wenn er eine ganze reihe von briefen Herders, darunter sogar einen an Karoline, für beabsichtigte mystificationen hält, einfach weil diese briefe mit seinen stildiagnostischen ergebnissen nicht übereinstimmen wollen. aber auch in der dritten auflage wird die frage der glaubwürdigkeit oder unzuverlässigkeit von briefstellen noch viel zu sehr zufälligem gutdünken anheimgegeben, oder vielmehr nach den zweifelhaften ergebnissen der stildiagnose gemodelt. es müste aber das verhältnis des briefschreibers zum empfänger, sowie die stellung des empfängers innerhalb des litterarischen lebens klargestellt werden, bevor an die kritik der briefe herangegangen wird. denn nur auf diese weise lässt sich wenigstens annähernd feststellen, ob der briefschreiber grund hatte, etwas zu verheimlichen oder nicht.

Wenn es dagegen einfach (s. 108) als 'ein damals üblicher recensentenbrauch' hingestellt wird, dass Goethe in einem brief an Salzmann vom 3 febr. 1772 einen zusammenhang mit den FGA. in abrede stellt, so genügt das nicht. denn dass sich schon in der nummer vom 7 febr. eine recension Goethes finde, mithin sein brief an Salzmann eine bewuste irreführung enthält, das ist nicht bewiesen, sondern stildiagnostisch erschlossen. der widerspruch zwischen diesem hypothetischen ergebnis und einem selbstzeugnis des vermeintlichen verf.s der recension vom 7 febr.

lässt sich aber nicht mit einer handbewegung erledigen. wie unsicher für M. selbst diese frage gewesen ist, zeigt sich daraus, dass er in der ersten auflage (s. 486) von ebenderselben ableugnung erklärt: sie ist 'vielleicht etwas mehr als ein damals üblicher recensentenbrauch, denn die gegenwärtige untersuchung ergibt, dass im ersten viertel des jahrgangs sich kein sicherer beitrag Goethes vorfindet'. in der zweiten auflage (s. 129) ist es nicht nur 'vielleicht etwas mehr', sondern 'gewis mehr als ein damals üblicher recensentenbrauch'. es zeigt sich also, dass M. für die kritik der zeugnisse aus den fehlern der 1 u. 2 auflage nichts gelernt hat.

Auch in anderer beziehung scheint mir M. trotz früher begangenen irrwegen noch immer allzusehr seinem stern zu trauen. zweifellos lässt sich das vorhandensein ausgesprochener fachrecensionen für die frage der verfasserschaft verwerten. aber mit einiger — selbst hier nicht mit absoluter — bestimmtheit lässt sich doch beispielsweise nur sagen: diese fachliche nationalökonomische recension kann der oder jener nicht geschrieben haben, weil er der volkswirtschaft durchaus fernstand. und mit dieser feststellung ist doch nur sehr bescheidenes gewonnen! nun hilft sich aber Morris einfach mit der behauptung (s. 68), dass Schlosser 'der einzige für nationalökonomie interessierte mitarbeiter war', dass daher auch die nationalökonomischen recensionen wahrscheinlich von ihm stammten. aber wer beweist uns denn diese einzigkeit Schlossers: wer beweist vor allem — und dieser einwand rührt auch sonst an die grundlagen der Mschen untersuchung —, dass wir alle, ohne ausnahme alle mitarbeiter an den FAG. von 1772 kennen, dass nicht ein noch bisher ungenannter gelehrter vielleicht gerade eine nationalökonomische recension geschrieben hat? die zeugnisse ergeben zwar, dass sich eine ziemlich kleine und sich als zusammengehörig fühlende mitarbeiterschar um die FGA. von 1772 gruppierte, aber warum soll das eine undurchbrechliche phalanx gewesen sein? das ligt doch gar nicht im wesen einer gutgeleiteten redaction! fest steht, um auf Schlosser zurückzukommen, nur, dass die nationalökonomie 'sein eigentliches interessengebiet' (s. 68) war. zwischen diesem satz und der behauptung, nur Schlosser und kein anderer mitarbeiter habe sich für nationalökonomie interessiert, gibt es noch viele möglichkeiten. um eine sehr naheliegende heranzuziehen: wenn der nationalökonom Schlosser (s. 69) auch eine grofse anzahl juristischer bücher besprochen haben soll, warum sollte da der jurist Goethe, der doch später als weimarischer minister seine sache ganz gut machte, nicht auch einmal ein national-ökonomisches werk besprochen haben?

Man ist ja in der absteckung der competenzen noch viel, viel weitherziger! denn es handelt sich, das lehrt ein blick in die FGA., hier grofsenteils um einen ganz anderen typus von

recensionen, als wir ihn von unseren fachzeitschriften gewöhnt sind, oder wenigstens meist verlangen. '*ein wenig leicht und husarenmäfsig*' schreibt Merck einmal zu beginn des jahrgangs an Karl Friedrich Bahrdt. oder, um das herzerfreuende zu betonen: gerade von den bedeutendsten mitarbeitern wird die deutsche litteratur nicht fachlich und sachlich betrachtet, sondern danach, wie sie auf deren neues und sich als regulativ betonendes lebensgefühl würkt oder nicht.

Eine andere fehlerquelle, die von anfang an eine menge schlacken in M.s beweisführung geschlemmt hat, ligt in der methode, stilistisch anscheinend zusammengehörige recensionen unter sich zu verknüpfen und diesen block dann irgend einem der hauptbeiträger zuzuschreiben. nehmen wir einmal an, die verknüpfung eines teiles der recensionen unter sich wäre gelungen — und mir scheint dass M. hier ab und zu nicht ohne glück gearbeitet hat —, so setzt die hauptschwierigkeit ein bei der zuweisung des rein durch innere analyse als zusammengehörig erwiesenen complexes an einen der anonymen verfasser. und von diesen stand zb. Goethe gedanklich und stilistisch unter dem einfluss Herders, der seinerseits wider stark von Hamann beeinflusst war, während die aufserordentlich interessante und geschichtlich durchaus noch nicht geklärte gestalt Mercks ihrerseits widerum unter der bekanntschaft Herder-Goethes eine umschichtung aus dem rationalismus in die gefühlswelt und damit in die sprache des sturms und drangs erlebte, sodass also zwischen Goethe-Herder-Merck eine ganz unentwirrbare fülle von beziehungen besteht. dazu kommt noch, dass wir bis zum jahre 1772 von Goethe viel zu wenig prosa besitzen, um seine sprachlichen möglichkeiten bis in einzelheiten hinein nachweisen zu können.

M. selbst hat sich nach dem erscheinen seiner ersten auflage in einem aufsatz (Euph. bd 16, 1902, s. 834), in dem er einige zuweisungen an Herder zurückziehen muss, offen über die gefährlichkeit seines zuweisungsverfahrens rechenschaft gegeben. er hat hier, ich widerhole seine eigene darstellung, gemeint, eine gruppe von recensionen, nennen wir sie A, als in sich zusammengehörig erwiesen zu haben, dh. es lassen seiner ansicht nach typische wendungen und widerholte lieblingsgedanken auf éinen recensenten schliefsen, auf welchen, ist noch unbestimmt. nun finden sich in anderen kritiken, nennen wir sie H, die M. bereits als herderisch erwiesen zu haben glaubt, ähnliche wendungen wie in dem complex A; in der gruppe A steht immer eine wendung wie: '*wir erlauben uns herzusetzen*', '*gefällt uns*', und in einer der kritiken H steht die wendung: '*erlauben uns unsre Leser herzusetzen*' und '*hat uns gefallen*'. folglich gehört nach Morris die gruppe A und die Gruppe H an einen verf., dh. an Herder. es hat sich nun aber nachträglich auf grund

schriftlicher belege gezeigt, dass die betreffenden kritiken H, auf grund deren jedesmal ein ganzer block von recensionen an Herder gewiesen wurde, gar nicht zu Herder gehörten, sondern irgendeinem andern beiträger. hätte man diese zeugnisse nicht gefunden — und wie viele sind verloren gegangen —, so behauptete M. heute noch, die recensionsgruppe A sei herderisch.

Aber nun einmal ganz abgesehen davon dass man auf unerwiesenes nicht bauen kann, wie kann man denn überhaupt durch so naheliegende wendungen, wie es die einführung eines citats oder der ausdruck einer billigung ist, zwischen zwei bisher getrennten puncten eine feste brücke herzustellen glauben! (vgl. hierzu auch Morris, Euph. 19, 1912, s. 414).

Das gleiche verfahren wendet aber M. in der dritten auflage immer und immer wider an. man vergleiche zb. in dem capitel über Goethe eine gedankenfolge wie diese (s. 111 ff): 'ja gerade die winzigsten äufserlichkeiten sind für unsere zwecke besonders brauchbar, sofern sie sich nur als Goethe ausschliefslich eigen erweisen'. diese ausschliefslichkeit wäre aber doch nur dann erwiesen, wenn jede der vielen recensionen der FGA. von 1772 bereits ihren verf. fest zugewiesen bekommen hätte, aber nicht vorher auf grund einiger hypothetischer annahmen. oder: . . . 'als ein vortreffliches hilfsmittel zum scheiden von Goethes und Mercks anteil erweist sich die von Goethe gern gebrauchte winzige formel '*u. d. gl.*' (vgl. dieses stichwort im glossar), denn Merck verwendet sie nie, sondern sagt immer nur '*u. s. w.*' dass Merck diese formel nie verwendet, ist ebenfalls nur nach dem völligen abschluss der untersuchung zu sagen, nicht eher — oder es wird widerum auf sand gebaut. und genau so wird das erst noch zu beweisende ende schlankweg als sicher postuliert und als tragendes glied in die mitte der beweiskette verlegt, wenn M. behauptet, in einem falle lasse sich die interpunction zur entscheidung über eine zwischen Goethe und Schlosser streitige anzeige verwenden, denn Schlosser grenze gewisse einschaltungen immer durch zwei paare von doppelten gedankenstrichen ab, während Goethe neben den doppelten auch die einfachen gedankenstriche dazu verwende.

Übrigens sollte diese ganze heranziehung von kleinigkeiten wie interpunction, rechtschreibung, apokope schon deshalb zu denken geben, weil da ja manches auf das conto des setzers oder des correctors kommen kann und sicher auch gekommen ist. denn zweifellos haben die verfasser selbst die correcturen nicht gelesen, vgl. einen brief Mercks vom 30 januar 1772: '*Drukfehler hat es bisher noch schrecklich viele gegeben, weil der Corrector ein Halbgelehrter ist und das, was er nicht dechiffriren konnte, geändert hat. Indessen, wenn die Manuskripte nur künftig leserlicher eingeschikt werden, so wird sich diesem Haus Creuz auch abhelffen lassen*'. — — —

Das von M. ausgiebigst verwandte mittel zur identificierung der recensionen ist sein glossar, das den einem autor eigentümlichen sprachschatz soweit festlegen soll, dass mit seiner hilfe die fraglichen kritiken als diesem oder jenem verfasser zugehörig erwiesen werden können. auch hier müssen wir den schon in früheren würdigungen des M.schen versuches erwähnten nahen zusammenhang zwischen der sprache Goethes, Herders und Mercks, die tatsache des geniestils, als ungeheuer erschwerend geltend machen. wenn jedoch M., im gedanken an dies hindernis, in der 3 aufl. (s. 87) erklärt: 'wir müssen hier alles beiseite lassen, was dem geniestil dieser jahre angehört, der Herder und Goethe gemeinsam ist', so ist das nichts anderes als eine zwar subjectiv ehrliche, aber objectiv bedeutungslose phrase. denn um sie wahr zu machen, müste doch M. zunächst einmal ein glossar des geniestils aufstellen und dessen wortschatz vom Goethe- und Herderglossar abziehen. aber nicht nur dass M. dies nicht tut, — es ist ja auch ganz unmöglich! man kann die lebendige sprache eines schriftstellers nicht nach ihren genie- und ihren, ja was denn: vielleicht rationalistischen alltagsbestandteilen trennen. vivisection in allen ehren, aber sie hat ihre grenzen.

Der zweite fehler des glossars ligt in einer methode, deren fehlerhaftigkeit wir schon in der frage der zuweisung von recensionen an beispielen erläutert haben. um den wortschatz eines beiträgers zu gewinnen, werden grofsenteils recensionen herangezogen, deren verfasser erst durch vorhergehende, durchaus unbewiesene stildiagnostische untersuchungen erschlossen worden ist. es dient also zu beweisendes dauernd als beweismaterial. das glossar ist daher meiner ansicht nach, obgleich sich für die sprache um 1770 vieles und schönes daraus lernen lässt, für den von M. beabsichtigten zweck unbrauchbar.

M. ist ja nicht einmal, in seinen an und für sich schon anfechtbaren bahnen, bis zum notwendigen ende gegangen. bei seiner mechanistischen auffassung des stilbegriffs, die ich, ohne es hier genauer darlegen zu wollen, principiell für verderblich halte, muste er sich doch wenigstens sagen, dass auf den stil und vor allem auf den wortschatz einer recension auch der stil und der wortschatz des recensierten buches einwürken. jeder der nicht immer werke ein und desselben schlages bespricht, wird dies an der hand von proben leicht nachweisen können. also müsten nicht nur die recensionen unter sich und mit den sonstigen schriftlichen äufserungen des vermeintlichen mitarbeiters, sondern auch noch mit dem kritisierten buche bis in alle einzelheiten hinein verglichen werden. hier führt sich, glaub' ich, diese methode selbst ad absurdum.

Max Morris ganze arbeit krankt eben, um es zusammenzufassen, von der ersten bis zur letzten seite daran, dass er sich trotz all seinem fleifse doch niemals über die methodischen

voraussetzungen und erfolgsbedingungen seines bemühens klar geworden ist. wir haben hier ein in der philologie leider nicht vereinzeltes beispiel dafür, wie der mangel an logischer besinnung jahrelange arbeit um den wolverdienten lohn betrügt. (es ist übrigens auffällig, dass meistens mediciner die opfer sind).

Denn dass M. in der 3 auflage widerum in die irre geht, das erhellt, glaub ich, ganz abgesehen von den principiellen methodischen einwendungen, aus dem ergebnis. 120 recensionen soll danach Goethe, dazu noch in seiner geniezeit, in einem zeitraume von höchstens 11 monaten verfasst haben. das sind beinahe drei kritiken in jeder woche und nicht nur drei kritiken, sondern auch drei gelesene, oder, wenn wir die damalige leichtigkeit Goethischer production zugeben, mindestens angelesene bücher! das glaube wer es mag. das stimmt auch nicht mit Goethes selbstzeugnissen überein. auf die auswahl der 34 recensionen von Goethe-Eckermann ist ja nichts zu geben, obgleich immerhin gesagt werden muss, dass zwischen 120 und 34 doch ein gewaltiger unterschied besteht, und dass eine so ausgiebige recensententätigkeit, wie die von Morris vermutete. bei sonst leidlicher fähigkeit der erinnerung sich doch einigermafsen im gedächtnis erhalten haben dürfte. aber mit den zeugnissen in Dichtung und Wahrheit sollte man nicht so leicht umspringen. denn dichtung wurde dies erinnerungswerk immer dort, wo sich unbewuster irrtum, anlass zur verschleierung oder der reiz zur poetischen ausschmückung der ereignisse vorfindet. aber wer einmal die stelle über die FGA. im 12 buche aufmerksam durchlist, wird hier alle drei factoren nicht für gegeben halten. die sätze: '*meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten*', das sind nicht diejenigen die Goethe, der sich bis in sein hohes alter so ganz besonders für die FGA. interessierte, gebraucht hätte, wenn er 'der chorführer' unter seinen mitarbeitern gewesen wäre. höchstens ein brief Goethes vom 25 dec. 1772 an Kestner könnte M.s ansicht unterstützen: '*Leider muss ich nun die schönen Stunden mit Rezensiren verderben ich tuhs aber mit gutem Muth denn es ist fürs letzte Blat*'. jedoch gar zu kühne vermutungen dürfen wir auch nicht an diesen, übrigens von M. nicht einmal angeführten brief knüpfen.

Vor allem aber widerspricht die ansicht, die viele von der geistigen structur des jungen Goethe haben werden, dem glauben, dass er fast ein jahr lang alle 2—3 tage ein buch gelesen und recensiert hat. wenn sich irgendein charakterzug durch alle entwicklungsstufen Goethes hindurchzieht, so ist es seine entschiedene abneigung gegen alle entpersönlichende wissensaufhäufung, gegen alle blofse hirnarbeit, die nur belehrt, ohne

innerlich zu bereichern. und zudem, wie soll solcher stubenhockerischer massenconsum 'ergiefsungen eines jugendlichen gemütes' erzeugen? diese lassen sich nicht alle paar tage commandieren, im gegenteil: ein zu wilden ergiefsungen geneigtes gemüt bäumt sich auf gegen alle massenreception von fremdem eigentum — oder es erstickt darin!

Also auch von dieser seite aus gesehen erscheinen mir Morris ergebnisse zum mindesten sehr zweifelhaft. immerhin hat seine arbeit ihre bedeutung. erstens einmal ist sie, wenn auch leider in negativem sinne, methodisch sehr lehrreich (ein vergleich der drei auflagen wäre ein vorzüglich schulendes thema für ein seminar fortgeschrittener germanisten). zweitens hat M.s kühner vorstofs die discussion über die FGA. stark in fluss gebracht und dabei mittelbar noch dies oder jenes sichere zeugnis zu tage fördern helfen. und dass wir, neben den überwiegenden unsicheren resultaten auch die wenigen sicheren ergebnisse und zeugnisse in der 3 auflage des M.schen werkes gesammelt vorfinden, das wird es immer für weitere untersuchungen als nützlich erscheinen lassen.

Freilich wäre dieser vorteil einfacher zu erreichen gewesen.

Leipzig. **Robert Ulich.**

Zur sprache des alten Goethe. ein versuch über die sprache des einzelnen. von **Ernst Lewy.** Berlin, Cassirer 1913. 30 ss. gr. 8°. — 1,50 m.

Diese schrift will nach der verlagsanzeige trotz ihrer kürze 'mehr als nur ein programm der neuen sprachwissenschaft sein, die sich bewust in gegensatz zu der herschenden historischen und philologischen sprachbetrachtung stellt'. wenn auf 20 textseiten auch nur ein solches programm erstrebt wäre, so würde sich die schrift schon epochemachend genug darstellen. lassen wir den zu prätentiösen und das persönliche über gebühr in den vordergrund schiebenden ton auch des büchleins selbst beiseite und halten wir uns an die sache. L. geht von dem gedanken aus, dass zwischen der geistigen und sprachlichen eigenart des individuums doch zweifellos zusammenhänge bestehn müssen. die schwierigkeit diese zu erfassen, so meint er, könne behoben werden in dem augenblick, wo es gelinge, zu der nachweislichen geistigen entwickelung des individuums eine parallellaufende entwickelung auch seiner sprachlichen eigentümlichkeiten festzustellen. das geeignete object zu beobachtungen dieser art scheint ihm der alte Goethe. eine reihe von eigentümlichkeiten seiner alterssprache, die L. grösteuteils älteren zusammenstellungen entnimmt, wird hier durchgeprüft, und das resultat ist: G.s sprache im alter weicht von der seiner jugend sehr beträchtlich

ab. der grund kann nur darin liegen dass der dichter eben alt geworden ist, dh. in einer völligen änderung seines temperaments. die eigentümlichkeiten seiner sprache stimmen nun zu denen teils des grönländischen, teils des türkischen, teils des indischen sprachtypus. mit allen diesen völkern teilt der alte Goethe aber offenbar die eigentümlichkeit, dass er eine allzugrofse activität scheut, dass er durch und durch contemplativ ist. und damit ist der zusammenhang zwischen temperament und sprache auf das einleuchtendste nachgewiesen.

Das bedenkliche der methode, die hier zur anwendung kommt, ligt zunächst darin, dass die sprache des einzelnen mit der eines ganzen volksstammes in parallele gesetzt wird. also der Grönländer, der Türke und, was das verwunderlichste ist, auch der Hindu hat einerlei temperament und infolge davon auch einerlei sprachtypus, während der alte Goethe einen solchen für sich allein beanspruchen kann. oder nähert sich vielleicht jeder älter werdende mann (oder jeder älter werdende vertreter des germanischen typus), in dem mafs als sich die activität des temperaments bei ihm verliert, dem betr. typus an? oder ist es nur dem genie vorbehalten, sich so zu wandeln? und wenn die lebensalter auf den sprachtypus so starken einfluss ausüben, wie spricht dann der junge Hindu, der junge Türke? für welches lebensalter sind die von Fink aufgestellten typen dann überhaupt verbindlich?

Weiterhin ligt doch eine sehr starke oberflächlichkeit in der kennzeichnung so grundverschiedener temperamente mit dem ausdruck 'beschaulich'. den alten Goethe einem beschaulichen Brahmanen an die seite gesetzt zu sehen, ergibt ja noch ein ganz anmutendes bild. nicht so der vergleich der beiden mit einem stumpfsinnigen Grönländer. was heifst contemplativ? ligt in diesem begriff nicht die vorstellung einer geistigen reife, die eben etwas zu betrachten hat, sei es in sich, sei es aufser sich? Lewy begeht bei der unbedenklichen gleichsetzung der temperamente der drei völker überhaupt den fehler, dass er das 'temperament' in viel zu äufserlichem sinne auffasst. dass nur die äufsere agilität eines volkstypus für seine sprache mafsgebend geworden ist, glaubt niemand. L. selbst spricht von geistigen eigentümlichkeiten, die denen der sprache parallel laufen sollen. dazu gehört doch wol vor allem das allgemeine geistige niveau, das sich in einer sprache und deren bildung widerspiegelt. dann aber ist eine parallele zwischen der sprache eines primitiven volkes und einem so künstlichen und aus geistigem hochstand hervorgegangenen idiom wie dem Sanskrit von vornherein als müfsig abzulehnen.

Wie steht es nun aber mit den einzelnen feststellungen von ähnlichkeiten zwischen der goethischen alterssprache und jenen typen? vor allem sind die prämissen zu bestreiten. eine reihe

von änderungen in Goethes sprachgebrauch kann wol aus einleuchtenderen gründen abgeleitet werden. auch im alter ist er litterarischen einflüssen sprachlicher art unterlegen, wie am besten der Divan beweist; die erste aufgabe wäre also gewesen, derartigen von aufsen an den dichter herantretenden veranlassungen zur annahme neuer sprachlicher eigenheiten nachzuforschen. (was Knauth s. 12 ff in diesem sinn zusammenstellt, ist erspriefslicher als Lewys schrift.) wir bemühen uns doch auch sonst, beim eindringen fremdartiger elemente in die sprache eines dichters deren litterarischem ursprung nachzuforschen; so zb. beim participialgebrauch: bei Kleist führen wir diesen auf französischen einfluss zurück, in der zeit der Hellenenkämpfe erscheint er als gräcisierende marotte, und bei Goethe sollte der grund seines eindringens nur im 'altwerden' des dichters liegen?

Noch bedenklicher mutet freilich eine weitere behauptung L.s an: dass nämlich die sämtlichen von ihm gebuchten erscheinungen in der sprache des früheren, speciell des jungen Goethe keine entsprechung haben. zweifellos hebt er mit recht etwa die neigung zur bildung von compositen als eine der seltsamsten gepflogenheiten des G.schen alters hervor: aber bei genauerer einsicht in das material würde L. wol kaum den satz aufrecht erhalten, dass derartiges der späten periode allein eignet. wer einigermafsen mit der sprache des jungen Goethe vertraut ist, der wird den compositionsbildungen: *Flammengauckelspiel, Fettbauch-Krummbein-Schelme* sofort die noch viel kühneren der jugend entgegenstellen: *Brandschandemaalgeburt* und *Knabenmorgen-Blütenträume.* man kann sich getrost mit L. auf den Faust berufen, weil dieser partieen aus allen schaffensperioden enthält: schon ein blick in die rubrik 'zusammensetzungen', die das durch vollständigkeit nicht ausgezeichnete Faustlexikon von Strehlke s. 155 f gibt, hätte L. lehren müssen, dass originelle bildungen dieser art würklich das ganze werk durchziehen, freilich den Urfaust und den zweiten teil in besonderem mafse auszeichnen. aber der *Brudersphären-Wettgesang* gehört der mittleren periode an. auch zu anderen erscheinungen liefsen sich aus der frühzeit parallelen auffinden, so zu der angeblich erst im alter entstandenen vorliebe für widerholungen, nach dem muster des von L. gebotenen beispieles: *Mit Drachen mag der Drache geizen.* Im Satyros heifst es: *Sich täte Kraft in Kraft vermehren, sich täte Kraft in Kraft verzehren* usw. wenn würklich sich der dichter in seiner mittleren periode von sprachlichen kühnheiten mancherlei art freigehalten hat, was aber in keinem fall ohne ins einzelne gehnde untersuchung behauptet werden darf, so können wir auch in dieser hinsicht im alter ein widerauftauchen von jugendeigenheiten sehen, die also in parallele stehn

würde zu dem in späterer zeit ja wider stärkeren hervortreten des heimischen dialects.

So bequem greifbar auf der oberfläche, wie dies in L.s darstellung erscheinen möchte, liegen die dinge also keineswegs, es bedürfte vor allem einer weit gründlicheren durchforschung des vorliegenden sprachlichen materials, um zur alterssprache Goethes die richtige stellung zu gewinnen. mit einem geringschätzigen seitenblick auf den 'beträchtlichen denkfehler' der leute, 'denen unwissend und unphilologisch dasselbe bedeutet', ist nichts gedient. die wichtigkeit der aufgabe die L. sich gestellt hat, ist ebensowenig zu verkennen, wie die unzulänglichkeit der zu ihrer lösung gebrauchten mittel.

Berlin, 26 juli 1914. **Hermann Schneider.**

LITTERATURNOTIZEN.

Bedeutungsentwicklung unseres wortschatzes, ein blick in das seelenleben der wörter. von geh. hofrat **dr Albert Waag.** 3 verm. aufl. Lahr i. B., Schauenburg 1915. XVI u. 192 ss. 8⁰. 3 m. — 'Auch in dieser neuen auflage glaubte ich, anlage und anordnung nicht ändern zu sollen, nachdem die zweite auflage widerum so vielseitigen beifall finden durfte' schreibt der verf. in der vorrede, und so ist sein buch im wesentlichen wider eine nach Pauls 'Prinzipien' geordnete, auf Pauls Wörterbuch beruhende sammlung von beispielen zu den verschiedenen arten der bedeutungsentwicklung im deutschen. die theoretischen erwägungen kommen auch stilistisch über ein der trefflichen disposition entsprechendes aneinanderreihen nicht viel hinaus (vgl. zb. die anfänge der absätze s. 163ff: 'reihen wir — an', 'weiterhin — auch, 'ebenso', 'auch', 'so — auch', 'aber — auch', 'aber nicht nur', 'geradeso', 'was sodann weiter — betrifft', 'wenden wir uns schliesslich'!): man hätte doch gern, etwa am schlusse, eine 'zusammenfassende darlegung und auch eine antwort auf die frage, was sich nun als charakteristisch deutsch ergibt. denn dass jetzt zu den französischen und englischen auch niederländische parallelen gesellt (und schliesslich dankenswerterweise in einer liste vereinigt) werden, besagt doch nur, dass zu beispielen neue beispiele kommen. nun wendet sich ja Waag an alle gebildeten, und es ist kein zweifel, dass er vielen die augen geöffnet hat für die beiträge zum vergnügen des verstandes und witzes, die ihnen verborgen lagen, und ich glaube, dass er namentlich durch die oberlehrer und lehrer hindurch in der schule freude und nutzen gebracht hat, aber in dieser zeitschrift muss ich doch den wunsch vertreten, dass der besitzer einer solchen sammlung sich reizen lassen möchte, nach vermögen endlich auch im theoretischen weiterzuschreiten.

Sachlich neues eigenes bringen die beispieldeutungen wol nur hie und da auf dem gebiete der umgangssprache; dafür sind sie sehr verständig und zuverlässig, was bei einer nicht rein fachmännischen darstellung doppelt wertvoll ist. vielleicht kann der verf. von den folgenden bemerkungen etwas verwerten.

Nr 73. *Er ist von Familie, von Stand* bezeichnet nicht eine *gute, geachtete Familie* (aus der man dienstmädchen und lehrlinge nimmt), sondern sehr viel mehr. — 134. *Genosse* ist durch den sozialdemokratischen gebrauch von *Gefährte* abgerückt. — 180. dass *Tier* im deutschen je auf wilde vierfüſsler beschränkt war, wird schwer glaublich zu machen sein: schon Notker übersetzt *animal* mit *tier* und *bestiae* mit *uualdtier*. — 191. *hart* kommt schon im ahd. als adjectiv vor. — 232. die *Butzenscheibe* hat mit *Butze* = kerngehäuse schwerlich zu tun; vgl. Heynes wörterbuch. — 246. *Lanke* ist als metrischer terminus widergeboren; vgl. Sarans Verslehre. — 258. dass *hie und da* fast nur zeitlich gebraucht würde, ist doch wol unrichtig. — 273. *Wurf der Volkslieder* würde ich statt vom würfelspiele vom faltenwerfen herleiten; vgl. *Schmiss haben* von einer zeichnung, die schneidig hingeworfen ist. — 296. *süſs* ist nicht erst unter einfluss des englischen *sweet* von frauen gesagt worden, es ist schon mhd.-frz., vgl. auch *suoze ist unser trehten* N. — 314. die dichterische belebung des leblosen, die einfühlung usw. könnte doch sehr viel eingängiger und fruchtbarer behandelt werden. — 339. dass *Bildsäule* und *Bildstock* ursprünglich nur träger eines bildes sind, wird ein mythologe nicht zugeben. — 381. *Brautlauf* bedeutet nicht brautzug, sondern lauf nach der braut. — 390. unter *Zunge* versteht man im mittelalter über sprache hinaus auch nation. — 434. in *Tausendfuſs* ist *-fuſs* nicht einzahl, hat überhaupt keinen numerus. — 471. dass *Abort* 'abgelegener ort' bedeute, erscheint zweifelhaft: vgl. *Abgott, Abgrund, Abgunst*. die zugehörigen euphemismen sind etwas zu kurz gekommen, und sie haben doch für Waags thema ein besondres interesse, weil da der bedeutungswandel bewust beschleunigt wird und die sprache so sehr ihren gesellschaftscharakter einbüſst, dass sie vielmehr diese verhüllenden bezeichnungen von familie zu familie anders gestaltet und immer wider unverständlich erhält. — 476 ff. in der sehr guten und klaren besprechung von *Herr, Frau, Fräulein* usw. fehlt etwa *ostelbischer Junker, Landjunker, Krautjunker*. — 482. unter den beispielen für das gesetzmäſsige sinken von titeln fehlt das beste: der *Wirkliche Geheimrat*, der besagt, dass *Geheimrat* kein geheimrat ist. — 485. *Was befehlen der Herr Hauptmann* bedeutet noch nicht die letzte verhöflichung der anrede: vgl. *Herrn Unteroffizier fehlen ein Knopf* u. dgl. — 514. das norddeutsche *alter Freund* bezeichnet nicht besondre vertrautheit, sondern ist ironisch und wird etwa an einen durchschauten gerichtet. — 522. *verheeren* heiſst nicht ursprünglich mit heer überziehen, sondern mit heer

zerstören. — 548 ff. bei den sog. modalen hilfszeitwörtern (*können, dürfen, müssen* usw.) wäre zu zeigen, wie sie ihre bedeutung mit- und durcheinander entwickeln. — 566. *Onkel* reden die Braunschweiger und Göttinger kinder jeden fremden erwachsenen an. — 570. statt *Johann* ist in Ostpreussen *Friedrich* appellativbezeichnung für hoteldiener. — 573. dass *Fähnrich* und *Wüterich* nach *Friedrich* gebildet wären, glaub ich nicht. es wird vielmehr *-erich* von *Enterich* (statt *Ent-terich*, ahd. *anetrecho* Gl. III 87. 7 Summ. Henr., vgl. nd. *Drake*) zu *Gänserich* und *Täuberich* gekommen und dann überhaupt zu masculinbildungen benutzt sein. (vgl. Kluge Etymologisches wörterbuch unter *Enterich*, Grimm Gr. III 516.). — 573. Zu *Trunkenbold, Raufbold* u. dgl. stellen sich auch *Marken-, Münzbold* = eifriger marken-, münzensammler. — 575. dass in *Nickelmann* der eigenname *Nikolaus* steckt, glaube ich nicht; es ist wol moviertes femininum *Nixe*. — 584. zu den eigennamen als tierbezeichnungen siehe noch Kluge aao. s. 272. — 602. in der wendung *einen Narren gefressen haben* bezeichnet der zusatz *an jem.* nicht das aufgeben, sondern das festhalten des ursprünglichen bildes. — 610. nicht der kopf, sondern der mann *springt über die Klinge*: siehe die beispiele bei Grimm. — 653. zu *schwanen* vgl. noch PBBeitr. 38. 329 ff und 500.

Königsberg, 4. 11. 18. **Georg Baesecke.**

Nomina agentis des schweizerdeutschen in ihrer bedeutungsentfaltung von **Manfred Szadrowsky** [= Beiträge zur schweizerdeutschen grammatik hrsg. von A. Bachmann XII]. Frauenfeld, Huber u. co. 1918. 170 ss. 8⁰. 7 m. — Die deutschen mundarten der Schweiz besitzen einen starken formtrieb. diese veranlagung hat bereits die arbeit WHodlers, die ich Anz. XXXVII 122 ff. ausführlich gewürdigt habe, aufgewiesen. darum eignet untersuchungen dieser eigenschaft ein bedeutender wert für die deutsche grammatik, da es möglich erscheint, hier an das sprachliche leben unserer älteren dialekte heranzukommen. freilich vermissen wir bei beiden arbeiten die hervorkehrung des geschichtlichen gesichtspunctes; indessen ergeben sich doch auch aus der betrachtung des gegenwärtigen zustandes gewisse anhalte für die beurteilung der in der vorzeit würkenden bildungsgesetze.

Wie aber in jeder mundart vorab die frage zu stellen ist, ob dem einzelnen worte eine allgemeine verbreitung zukommt, so gilt auch in den gruppen der nomina agentis, dass nur ein teil, wenn auch bei weitem der gröſsere, volle lebenskraft besitzt, dh. dass die wortschöpfung 'existiert', welche unbeschränkt widerholt werden kann. nichtsdestoweniger aber bedeuten auch gelegenheitsbildungen oder örtlich beschränkte formen für den sprachpsychologen ein wertvolles studienobject.

Als ergebnis vorliegender untersuchung sei festgestellt, dass logische betrachtungsweise das sprachgeschehen nicht erfasst. das volk denkt weniger als es empfindet. wenn also nomina agentis auch passiven sinn besitzen, so darf nicht von einem verstoſs gegen die logik gesprochen werden. der *drücker* an der tür drückt nach dem empfinden des volkes und ist nicht nur der gegenstand, mit dem gedrückt wird. hinzutritt die neigung zur personificierung: hat einer den *frörer*, dh. fieberfrost, so denkt das volk an einen dämon, der die krankheit erzeugt. der begriff des agens muss viel weiter gefasst werden, als wir zu tun gewohnt sind. auch der vorgang, das abstracte, kann als handelndes etwas vorgestellt werden, selbst dann noch, wenn dem neugeschaffenen wort der unbestimmte artikel den letzten rest der persönlichkeit vorenthält, wie es in dem falle *en nucker mache*[n] (schriftsprachlich: *ein nickerchen machen*) 'ein kurzes schläfchen machen' geschieht.

Während das *er*-suffix in der schriftsprache allein noch neue bildungen für nomina agentis schafft, ist im schweizerdeutschen dazu gelegentlich noch das alte *n*-suffix imstande. keine parallele findet sich in der gemeinsprache für die endung *-i*, der ein üppiges leben im schweizerischen innewohnt. bei diesem letzten bildungselement bietet sich die gelegenheit, in der streitfrage, ob die deutschen diminutive von den kosenamen ausgegangen sind, oder ob umgekehrt die hypokorismen auf eine diminuierende grundbedeutung zurückgeführt werden müssen, neues material zu gewinnen. zwar reicht das sprachgut des Schweizerischen idiotikons, das Sz. zur verfügung gestanden hat, zur geschichtlichen würdigung des gegenstandes nicht aus. aber eine anzahl beachtenswerter umstände spricht doch für Wredes annahme. zb. fällt auf, dass die meisten tiernamen auf *-i* nur als schmeichelnamen deutbar sind; ferner ist das fehlen der pflanzenbezeichnungen nach dem *i*-typ von bedeutung; denn hier wäre das verkleinernde bildungssuffix recht an seinem platze gewesen. der *rolli* ist ein karren, der lustig rollt, nicht ein kleiner karren. das gefühlsmoment prägt sich in den *i*-formen überall aus.

Auf alte bildungen wie *anke*[n] 'butter', *brunne*[n] 'brunnen' fällt aus dem zusammenhange, in den sie im kreise der reichen mundart gestellt werden, neues licht. so empfiehlt sich Sz.s buch dem grammatiker der deutschen schriftsprache auch in dieser hinsicht. die mundartforschung erweist sich eben nicht nur für die behandlung der lautlehre und der syntax, sondern auch für die erkenntnis der wortbildung anregend und befruchtend.

z. zt. Greifswald. **H. Teuchert.**

Die deutsche literatur bis zum beginn des XIX jahrhunderts von **Richard M. Meyer.** volksausgabe: erstes bis viertes tausend. Berlin, Georg Bondi 1916. XII u. 689 ss. mit 8 bild-

nissen. m. 4.50, geb. m. 6.—. — Richard M. Meyers hinterlassenes werk lässt die schriftstellerische eigenart des vielbelesenen und geistreichen forschers noch einmal hell und wirkungsvoll aufleuchten. von dem werk über die litteratur des XIX jahrhunderts. zu dem das vorliegende äufserlich in parallele tritt, unterscheidet es sich nicht unwesentlich und vorteilhaft. war jenes ein erster kecker wurf, der nicht durchaus geglückt ist, so knüpft der verfasser hier an dankbar benutzte vorgänger. das gibt ihm im aufbau wie in den einzelheiten gröfsere sicherheit. er schreibt knapp und anschaulich und gibt überall gute, nur hier und da etwas rasch und spitzig formulierte charakteristiken.

Die 'methode der wechselseitigen erhellung' hat er bis zur grösten virtuosität ausgebildet, wobei freilich nicht verschwiegen werden darf, dass die vergleiche oft mehr blenden als erhellen. so wenn Meyer den stil des Rolandsliedes mit dem der brüder Goncourt oder die behandlung der reime in der frühmittelhochdeutschen poesie mit der bei Freiligrath oder Rainer Maria Rilke vergleicht (um nur zwei ganz beliebig herausgegriffene beispiele aus unendlich vielen zu wählen). und ist man immer wider erstaunt, wieviel Meyer auf schritt und tritt einfällt, so muss es doch anderseits verdriefsen, ihn auch reine äufserlichkeiten in parallele setzen zu sehen, wie dass der sog. Seifried Helbling 15 satiren umfasst und dass Eberlin von Günzburg (ein viel citierter liebling) 15 'Bundesgenossen' hat aufmarschieren lassen.

Im aufbau seines buches folgt der verfasser bis 1500 den üblichen sprachperioden; dann folgen: Das zeitalter der reformation (1500—1600); Neuaufbau der litteratur (1600—1700); Der weg zu Goethe (1700—1750); Lessing, Herder, Wieland, Goethe; Schiller; Fortschreitende universalpoesie.

Das unvollendete schlusscapitel hat der herausgeber Pniower ergänzt. in der chronologie begegnen einige sonderbarkeiten: Angelus Silesius wird vor Opitz, Höck nach diesem, Heinse vor Wieland und vor dem Sturm und Drang, Lessing hinter Lichtenberg und Forster, dem Göttinger Hain und Matthisson besprochen. gelegentlich hat die anordnung auch einen lapsus calami oder doch mindestens einen misverständlichen ausdruck verschuldet. s. 477 heifst es im anschluss an den Werther: 'selbst Heinse hatte sich noch von den theoretikern des romans abhängig gemacht; Goethe lernt, aber für seine eigene kunst'. das 'hatte' verlegt Heinses romane, die schon 40 seiten vorher besprochen sind, vor den Werther! auch sonst fehlt es nicht an gröfseren und kleineren versehen.

Bemerkenswert für den erfolgreichen biographen Goethes ist die liebevolle behandlung Schillers, über den sich einige sehr hübsche bemerkungen finden. sonst erscheint Jean Paul als besonderer liebling des verfassers. dass Meyer einer der besten kenner unserer zeitgenössischen litteratur war, macht sich mehr-

fach geltend. er betont stark die entwicklung und ist geneigt. aus der gegenwart die mafsstäbe für die litteraturwerke der vorzeit zu holen. ich kann ihm darin nicht folgen. mir scheint, dass wir der litteratur der gegenwart noch zu nahe stehn, um sie ganz unbefangen würdigen zu können. wir sind heute, glaub ich, geneigt, den wert technischer fertigkeiten zu überschätzen, und geben auch in der litteratur zu viel auf die überraschende handhabung gewisser schriftstellerischer kunstmittel, durch die sich oft recht dürftige persönlichkeiten ein publicum schaffen.

Jena. **Victor Michels**.

Literaturgeschichte der deutchen Schweiz im mittelalter. ein vortrag mit anschliefsenden ausführungen und erläuterungen von dr. **Samuel Singer**, ord. prof. an der universität Bern. Bern, A. Francke 1916. 52 ss. 8°. 2 m. — Der hauptwert der arbeit, die als ergänzung zu Bächtolds grofsem werk gedacht ist, liegt in den reichhaltigen anmerkungen. besprochen werden Notker Balbulus, Tutilo und Ekkehard IV als vertreter der ersten periode (im wesentlichen nach Wilhelm Meyer und vWinterfeld), Hartmann vAue (den Singer mit Schulte für einen Schweizer hält), Rudolf vFenis, der verfasser des Osterspiels von Muri, Ulrich vZazikhoven, Konrad Fleck, Rudolf vEms, Konrad vWürzburg, der verf. des Reinfrid von Braunschweig und einige Schweizer minnesinger als solche der zweiten, Elsbeth Stagel, Konrad vAmmenhausen, Boner, Konrad vHelmsdorf und Heinrich vLaufenberg, die verfasser historischer volkslieder, Steinmar, Hadlaub, Heinrich vWittenweiler als der dritten. Notker Labeo ist nur erwähnt, da er nicht in eine geschichte der schönen litteratur gehöre. zum mindesten stark übertrieben scheint es mir, wenn es von Hartmann heifst, er habe es verstanden eine gemeinde von ästheten zu bilden, denen jede abweichung von dem feinen conversationston ein greuel war, die vor jedem falschen reim nervenzuckungen bekamen, nur bedingt richtig, dafs Rudolf vEms führer einer literarischer clique gewesen sei.

In den anmerkungen wird s. 39 hervorgehoben, dass die religiöse und die lehrhafte poesie im 13 jh. in der Schweiz ganz fehlt, und dass kein einziges gedicht der heldensage hier nachgewiesen werden kann, während Heinrich vWittenweiler zeigt, dass im 14 jh. Eckenlied, Laurin und Nibelungenlied *b dorthin wanderten[1]. — s. 41 werden einige textbesserungen zum osterspiel von Muri gegeben, s. 42 wird die frage nach der priorität von Erec und Lanzelet erörtert. — eine reihe kritischer beiträge gelten den von Bartsch herausgegebenen Schweizer minnesingern, von denen der Taler und Kelin s. 44, Otto zum

[1] die Nibelungenhss. ABC, an die mich ESchröder erinnert, hält S. wol für titolerisch.



Turne s. 45, der von Buwenburg, der von Trostberg s. 51 ausgeschieden, Rudolf von Rotenburg s. 44 und der bei Bartsch fehlende Hardecker s. 46 aber ihnen zugerechnet werden. — s. 44 wird der spottname *her Portenschei* beim Taler mit dem familiennamen *Türlischyger* zusammengestellt und wie *Türlistock* als bezeichnung eines ungeschickten menschen erklärt: zu *porte* = pforte und *schîe* 'pfahl'.

Jena. **Victor Michels.**

The sources of the British chronicle history in Spenser's Faerie Queene by **Carrie Anna Harper.** Bryn Mawr college monographs. Monograph series vol. VII. Philadelphia, the John C. Winston co., 1910, VIII u. 190 ss. 8⁰. — 1 dollar. — Die verfasserin sucht an erster stelle genauer als ihre vorgänger die quellen zu bestimmen, aus denen Edmund Spenser den geschichtlichen stoff für buch II canto 10, buch III canto 3 und ein paar strophen aus buch III canto 9 seiner Feenkönigin bezog. diese canti enthalten bekanntlich eine fast vollständige gereimte chronik der brittannischen könige von Brutus bis zu dem letzten, Cadwallader. besonders lehrreich ist diese studie, weil sie einen einblick in Spensers arbeitsmethode und in seinen gewissenhaften sinn gegenüber solcher materie gewährt. die gereimte chronik scheint wenigstens zum grösten teil eine arbeit für sich gewesen zu sein und erst nachher einen platz in der composition des grofsen gedichtes gefunden zu haben, ein verfahren das sich auch sonst bei Spenser nachweisen lässt. die beiden canti zeigen nicht denselben charakter: II 10 ist sorgfältig ausgearbeitet im anschluss an die quellen, III 3 verrät eine gewisse flüchtigkeit. — Spenser folgt für das ganze und den gang seiner darstellung der Historia des Galfrid von Monmouth, die zu seiner (Spensers) zeit als die hauptquelle der geschichte der Brittannier galt und sowol gedruckt als in hss. vorlag. die gestalt der personennamen (vgl. das verzeichnis s. 33—36) macht es wahrscheinlich, dass Spenser Galfrid in einer hs. benutzte, wenigstens findet sie sich so nicht in den beiden Pariser drucken von 1508 und 1517. San Martes ausgabe der Historia bietet dieselbe namengestalt wie Spenser. — in der widergabe des einzelnen zeigt Spenser manche abweichung von Galfrid. diese abweichungen sind jedoch keine willkürlichen erfindungen der phantasie des dichters. es ist der verf. gelungen, bis auf wenige fälle die autoren anzugeben, bei denen sich diese von Galfrid abweichenden änderungen finden. insbesondere hat Spenser sich gerichtet nach Holinshed und Stow, nach Hardyng und dem 'Mirror for magistrates', aber aufserdem noch andere zu rate gezogen. diese methode Spensers sich an eine einzige quelle für den gang seiner darstellung zu halten, aber darin nach anderen quellen zu ändern oder zu ergänzen, findet sich auch in seinen nicht-poetischen werken. der grund weshalb

Spenser diese oder jene angabe bevorzugte, lässt sich natürlich im einzelnen nicht immer vermuten, er mag danach gestrebt haben dasjenige zu geben, was er für das richtige hielt. durch diesen zug wird freilich nicht jede änderung erklärt (s. vf. 178 ff). bemerkenswert ist, dass Spenser in dieser historischen darstellung keinen zweifel kennt oder sich auch nur vermutend äufsert, und dass er sich regelmäfsig auf die brittannische seite stellt. nur in III 3 glaubt verf. einige willkürliche änderungen zu entdecken, indem Spenser aus poetischen gründen seine Britomart besonders herausarbeiten wollte. — nach Spensers auffassung stammte Elisabeth, seine 'most dreaded soveraigne' sowol von den vorfahren Arthurs als von den nachkommen der Britomart, ahnen wodurch sie alle irdischen fürsten weit übertreffe (II 10, 1). sowol am anfang von II 10 als von III 3 betont er diese abstammung.

Die untersuchung als ganzes und die behandlung der einzelnen strophen zeugen von fleifs, sorgfalt und gesunden kritischen principien.

Tilburg i. Holland. **J. F. D. Blöte.**

Das naturgefühl im mittelalter von **Wilhelm Ganzenmüller.** [Beitr. z. kulturgesch. des mittelalters. hrsg. v. Goetz. bd. 18.] Leipzig, Teubner 1914. 8⁰. 12 m. — Wenn die aufgabe einer wissenschaftlichen arbeit darauf beschränkt wäre, für das gestellte thema innerhalb der gesteckten zeitlichen und örtlichen grenzen möglichst erschöpfend den stoff zu durchforschen, keine mühe zu scheuen, um auch entlegene quellen zu erschliefsen, und nun die reiche beute von auszügen aus diesen quellen auseinanderzulegen und nach gewissen, mehr oder weniger zufällig gewählten, in jedem zeitabschnitt widerkehrenden gruppen anzuordnen, so wäre sie in der vorliegenden arbeit vielleicht als erfüllt zu betrachten. der verf. fasst sein thema als ein problem der form und stellt die frage: welches verhältnis bestand im mittelalter zwischen mensch und natur? und wie hat es sich in der litteratur ausgeprägt? einsetzend mit dem neutestamentlichen naturgefühl verfolgt G. eine entwicklungslinie über das ausgehnde altertum, die kirchenväter des 6 und 7 jh.s, die Irenmönche, Germanen, Karolinger bis hinab zur ritterdichtung des mittelalters. die innerhalb eines jeden solchen zeitabschnitts getroffene sachliche aufteilung des stoffes ist zu erkennen an stichwörtern wie den folgenden: tageszeiten, jahreszeiten, meer, sturm, gebirge, sonne, wald, wiese, paradies, pflanzen, tiere, jagd, naturparallelismus, typologische behandlung, teilnahme der natur usw. der verf. bringt zum schluss eine zusammenfassung: er lehnt das bestehen eines bestimmten geschmacks, die bevorzugung eines typus von landschaft für den behandelten zeitraum ab. er will das naturgefühl betrachtet wissen als spiegel, in dem sich 'die werte, die an dem geistigen horizont einer zeit dahinziehen', ab-

bilden. so sucht er am naturgefühl die beiden grofsen einschläge aufzuweisen, die das geistige leben des mittelalters am stärksten bestimmt haben, den christlichen und den antiken. die ausdrucksformen hat das mittelalter dem ausgehnden altertum entnommen. 'je schwächer die religiosität ist, um so mehr bleibt das alte unverändert, je stärker sie ist, um so mehr wird in der alten form neuer inhalt geboten'. in den ausdrucksformen ist der kampf zwischen antike und christentum ständig fühlbar geblieben. in der karolingischen renaissance und der mittelalterlichen aufklärung sieht G. höhepuncte des antiken, in den kirchenvätern und den grofsen mystikern des 12 und 13 jh s höhepuncte des christlichen einflusses auf das naturgefühl. von der höchsten steigerung des 'objectiv symbolischen' naturgefühls, wie sie Franz von Assisi darstellt, sieht verf. keinen weg zum 'subjectiv-sachlichen' naturgefühl der neuzeit führen, dessen wurzeln er vielmehr teils in der mittelalterlichen aufklärung (schulpoeten), teils in der minnedichtung des ritterstandes zu finden glaubt.

Nach der hier angedeuteten anlage der arbeit sollte man erwarten, dass ihr eine bestimmung der begriffe natur und naturgefühl zugrunde gelegt sei. dies ist leider nicht geschehen. es wird vielmehr einfach festgestellt, dass im begriff naturgefühl ausschliefsung sowol der wissenschaftlichen betrachtung der natur als ihrer behandlung in der kunst begründet sei. hier liegt m. e. ein logischer fehler vor. denn wenn, wie verf. richtig behauptet, nachbildung der natur nicht die aufgabe der bildenden kunst ist, und diese deshalb aufserhalb des rahmens der arbeit geblieben ist, so ist solche nachbildung ganz gewis ebenso wenig aufgabe der dichtenden kunst oder der litteratur, die vor allem vom verf. der darstellung zugrunde gelegt ist.

Das buch als ganzes betrachtet ist sehr viel mehr fleifsige sammelarbeit als würkliche wissenschaftliche leistung. es hätte gern weniger stoff ausgebreitet werden können — der arbeit wäre dadurch viel von ihrer schwerfälligkeit genommen worden. keinesfalls durfte aber auf lockerung und systematische durchdringung des stoffes verzichtet werden. der stoff lastet, statt dass er getragen wird. es wäre nicht nötig gewesen, dies als mangel besonders hervorzuheben, wenn die darstellung mit bescheideneren ansprüchen aufgetreten wäre. wenn dagegen verf. erklärt, nicht von aufsen her, durch vergleich mit altertum und neuzeit, sondern von innen heraus, aus der geistigen eigenart des mittelalters wolle dessen naturgefühl verstanden sein, und es bedürfe zu dessen sachgemäfser würdigung eines 'congenialen' verständnisses, so will er mit dem mafs gemessen sein, das eine ernste und bauende wissenschaft fordert. wenn verf. danach in seiner wissenschaftlichen kritik zu sätzen herabsteigt wie diesen: 'die beschreibung (des meeres bei Dracontius) ist ja nicht übel, aber der eindruck ist doch nicht persönlich genug verarbeitet' (s. 20), oder über eine frühlings-

schilderung des Fortunatus: 'leider stört hier für unser empfinden eine bemerkung über die angebliche keuschheit der bienen' (s. 43), so zeugt das nicht gerade von congenialem verständnis. (wer darf überhaupt wagen, sich ein solches zuzutrauen?!) und wenn endlich verf. in herablassendem tone über verschiedene immerhin verdienstvolle, wenn auch in mancher hinsicht unzureichende und anfechtbare vorarbeiten (Biese, Stockmayer) spricht, so sollte man zum mindesten voraussetzen dürfen, dass er sich in der über die geschichte des naturgefühls bisher erschienenen litteratur gründlich umgetan hätte. dies ist aber nicht der fall. verf. hat sich mit einer anzahl aufschlussreicher, z. t. auch systematisch beachtenswerter einzelarbeiten nicht auseinandergesetzt (zb. Lüning)[1]. eine arbeit wie die vorliegende fördert die geschichtswissenschaft nicht, wenn sie sich nicht als deren dienendes glied fühlt und die organische verbindung sucht mit allem was in gleicher richtung gebaut oder entworfen worden ist.

Friedrich Kammerer, zurzeit Vroenhoven (Belgien).

S. Gallische geschichtsquellen. neu herausgegeben von **G. Meyer von Knonau.** VI. Monachus Sangallensis (Notkerus Balbulus) de Carolo Magno. [sa. aus Mitteilungen z. vaterländ. geschichte hrsg. vom Hist. verein des kantons St. Gallen bd XXXVI]. St. Gallen, Fehr 1918. XV u. 64 ss. 8⁰. 2 fr. — Das köstliche anekdotenbüchlein des 'Mönchs von SGallen' aus den tagen Karls d. Gr. hätte längst jeder germanist gern in seiner bücherei gehabt, zumal seit ihm KZeumer allen zweifeln zum trotz die verfasserschaft Notkers I gesichert hatte. aber seither war es nur in den Mon. Germ. hist. Script. II und in Jaffés Bibliotheca rer. Germ. IV zu finden: eine handliche ausgabe erhalten wir erst durch Meyer von Knonau, und sie ist so sauber hergerichtet und so reich mit zuverlässigen und nützlichen anmerkungen ausgestattet, wie wir es bei diesem gelehrten gewöhnt sind. der text gibt keine neue recensio, sondern schliefst sich an den von Jaffé auf grund der hss. von Zwifalten und Wiblingen hergestellten an, wobei MvK. in einem falle, am schlusse von l. I c. X (s. 10) den bericht über den sänger Petrus als zusatz aus Ekkehart IV einklammert. unmittelbar vorher steht die bekannte wunderliche etymologie' welche den deutschen namen der 'matutina' *mette* von 'Metensit, ableitet. ist diese form *mette* für das ahd. der Karolingerzeis nicht sonderbar, wo Notker III gar noch *mattina* schreibt?

E. S.

[1] Die bis 1909 erschienene litteratur über dies gebiet findet sich im anhang meiner schrift: Zur geschichte des landschaftsgefühls im 18. jh. Berlin 1909, Calvary. die litteratur ist seither noch beträchtlich angewachsen.



Lamprechts Alexander. lautlehre und untersuchung der verfasserfrage nach den reimen. Greifswalder dissertation von **Joachim Kuhnt.** Halle 1915. 106 ss. 8⁰. — Einer der letzten schüler von Wilmanns bringt hier die wichtige frage zum vorläufigen abschluss, die genau ein menschenalter früher durch seinen lehrer angeschnitten wurde — von Zwierzina haben wir diesen abschluss vergeblich erwartet, nachdem er 1901 auf der Strafsburger philologenversammlung als erster die these von Wilmanns mit sprachlichen und reimtechnischen gründen gestützt hatte. ich habe mich damals im anschluss an Z.s vortrag und weiterhin aus mehrfachen seminararbeiten meiner schüler überzeugt, dass meine einwendungen gegen Wilmanns nicht stand hielten, obwol die tatsache, dass sich der reimgebrauch von S erst im verlaufe der fortsetzung festigt, auch jetzt bestehn bleibt. so sagen mir die sorgfältigen untersuchungen von K. kaum mehr etwas neues, obwol ihnen unbedingt das verdienst zukommt, die sprachliche scheidung zwischen Lamprecht (V) und seinem überarbeiter und fortsetzer (S) festgelegt zu haben. es war ein misgeschick, dass K. seine arbeit eben im druck abgeschlossen hatte, als Degering die fragmente von Lamprechts Tobias veröffentlichte und damit der frage eine kaum für möglich gehaltene feste unterlage gab. — als Lamprechts heimat scheint durch K. endgültig Moselfranken gesichert, den fortsetzer S sucht er im 'südlichen Hessen', was wol sagen will in der Wetterau oder in Nassau; hier scheint das letzte wort noch nicht gesprochen zu sein. E. S.

Die herkunft und die persönlichkeit des deutschordensdichter Heinrich von Hesler von dr. **C. Krollmann,** sa. aus der Zeitschr. d. Westpreufs. geschichtsvereins, heft 58 (1918) s. 95—110. — Kr. hält sich an die aussagen des dichters und das was die urkunden ergeben: er identificiert unbedenklich den von mir Zs. 53, 400 z. j. 1333 als propst, für 1341/42 als propst und comtur von Zschillen nachgewiesenen Heinrich von Hesler mit dem autor der 'Apokalypse' und des 'Nikodemusevangeliums', weist ihn dem thüringischen geschlechte zu und sucht infolgedessen auch das Apok. 16471 genannte 'Nebre' nicht in Westpreufsen, sondern findet es überzeugend in dem Unstrutstädtchen Nebra, das etwa drei meilen nördlich von Kloster Häseler und Burg Häseler ligt. dorthin wird also auch die entstehung der Apokalypse und jene anfechtung der übersetzung verlegt, von welcher die angeführte stelle berichtet. dem verf. erscheinen die urkundlichen zeugnisse für die thüringische herkunft des dichters und seines hauptwerkes so gewichtig, dass er die bedenken der germanisten gegenüber der sprache, die unserem bilde vom altthüringischen ganz und gar nicht entspricht, zurückweist und, um sie zu beheben, die besonderen siedelungverhältnisse von Heinrichs heimatgegend betont. ich stimme ihm darin bei,

dass wir im angesicht von historischen zeugnissen, wie sie hier sich mit der geographischen nachbarschaft von Häseler und Nebra vereinigen, uns nicht auf unser immerhin recht lückenhaftes wissen von den mittelalterlichen dialekten versteifen dürfen. seit es mir gelungen war, einen der zeit nach wol möglichen deutschordensritter Heinrich von Hesler im Osterlande aufzuzufinden, bin ich selbstverständlich nicht bei der ablehnung der thüringischen heimat stehn geblieben, und es ist etwas sonderbar, dass K., der gegen meinen älteren aufsatz Zs. 43, 183 ff lebhaft polemisiert (s. 97 ff), die 13 jahre später von mir gelieferten nachweise aus Zschillen und Mühlhausen, ohne sie zu vermehren, einfach übernimmt, indem er hier meinen namen verschweigt (s. 105 f). die zugehörigkeit der werke Heinrichs von Hesler zur deutschordenslitteratur bleibt unbestritten, und gerade nach dieser seite bedeutet die nützliche schrift des Königsberger stadtbibliothekars keinen fortschritt; urkundliche zeugnisse für einen aufenthalt Heinrichs in Preufsen fehlen nach wie vor, hier kann also vorläufig — und vielleicht für immer — nur die litteraturgeschichte ein wort sprechen. E. S.

Leonhard Stöckels Susanna-drama und die Bartfelder deutsche schaubühne im XVI jahrhundert. neudruck von Stöckels Historia von Susanna. eingeleitet und herausgegeben von **Klara Szilasi**. [in ungarischer sprache, als heft XXII der 'Német philologiai dolgozatok. szerbesztik: Petz Gedeon, Bleyer Jakob, Schmidt Henrik']. Budapest, Ferd. Pfeifer 1918. 127 ss. gr. 8⁰. 5,50 kr. — Da ich aufserhalb Budapests keinen der ungarischen sprache kundigen referenten habe finden können, will ich wenigstens auf das vorhandensein dieses neudrucks hinweisen, der uns ein als unicum überliefertes schauspiel der reformationszeit, das wir bisher nur aus Pilgers monographie über das Susanna-drama kannten, zugänglich macht. die einleitung, über die ein beigelegter auszug in deutscher sprache knapp orientiert, berichtet über Stöckels leben, der in Bartfeld in Oberungarn 1510 geboren und hier humanistisch vorgebildet, aus dem Breslauer Elisabethkloster 1530 nach Wittenberg kam, 1536 von Luther als rector nach Eisleben empfohlen wurde und nach einem zweiten Wittenberger aufenthalt 1539 als rector in seine vaterstadt zurückkehrte, wo er bis zu seinem tode 1560 gewürkt hat; die spärlichen daten über schulaufführungen in Bartfeld vor und nach Stöckel werden gesammelt (warum nicht in der originalsprache mitgeteilt?) und über die 'Susanna' in einer weise gehandelt, die uns offensichtlich nichts neues bringt. den neudruck (s. 51—127) hab ich nach stichproben mit dem einzigen erhaltenen druckexemplar auf der Berliner bibliothek verglichen und wol brauchbar, aber doch im einzelnen nicht immer zuverlässig gefunden: so ist im titel 'VNGERN' zu lesen, in den lateinischen distichen GPurkirchers stehn drei durch-

sichtige satzfehler, in der widmung stört schon in der 3 zeile 'bis' st. 'dis', im personenverzeichnis fehlt bei '4. Ratsherrn' die zahl, und dann enthält der alte druck nicht wenige druckfehler, die auch eine anspruchslose widergabe beseitigen müste: so gleich das 'weishit' der widmung. von besonderem interesse ist es, dass dies reformationsdrama als volksspiel festgelebt hat und so noch in einer handschrift aus dem vorigen jahrhundert erhalten ist, deren abweichungen, besonders kürzungen, unter dem text notiert sind. E. S.

Eine mittelniederdeutsche paraphrase des Hohenliedes, untersucht und herausgegeben von **Johanna Lürssen**. Breslau, MuHMarcus 1917. [Germanist. abhandlungen hsg. von FVogt heft 49.] VIII u. 242 ss. 9 m. — Die fleifsige, aber sehr einseitige arbeit bietet ausgabe und grammatische analyse. die verf. kennt fünf hss., von denen sie das Mscr. theol. 40 der Rostocker universitätsbibliothek (R) getreu abdruckt, während die anmerkungen wesentlich die abweichungen bringen, in denen die übrigen vier hss. gegen R übereinstimmen. ich will gegen diese verkürzung des variantenapparates nichts einwenden, wenn es dadurch auch unmöglich wird, die untersuchungen über das verhältnis der handschriften nachzuprüfen: zweifel bestehn höchstens bei w (Wolfenbüttler hs. Helmst. 1121). die sauberkeit des abdrucks zu bemängeln, hab ich keinen anlass: aber warum weicht die druckeinrichtung von den 'Deutschen texten des mittelalters' ab, deren vorbild bei solcher ausgabe am nächsten lag? und warum hat die verf. versäumt, auf dem handschriftenarchiv der Akademie der wissenschaften nachzufragen? sie hätte dort erfahren, dass die Lübecker stadtbibliothek in ihren Codices theol. germ. fol. 6 und 4° 26 noch zwei weitere handschriften derselben paraphrase besitzt, die sprachlich der Kopenhagener hs. vielleicht etwas näher stehn als der Rostocker und unter sich ganz eng verwant sind: die worte *desse hemmelschen ere* (R 139ª) fehlen beiden. für den text hätten sie freilich keinen gröfseren ertrag bedeutet. — die wenig ergiebige lautbeschreibung des nicht gerade interessanten textes bespricht alle fünf hss. gleichzeitig, was raum spart, aber sonst mehr verwirrt als klärt. hochdeutsche elemente, nach denen sorgsam gesucht wird, bietet die spätmnd. prosa kaum; die heimatbestimmung konnte nur sehr vage und unsicher ausfallen. dass auf syntax und stil nicht eingegangen wird, ist man gewöhnt. aber dass, soviel ich sah, nicht mit einer silbe die frage berührt wird, ob wir ein mnd. original vor uns haben, ob eine übertragung oder bearbeitung lateinischer quellen, ja dass nicht der bescheidenste anlauf zu einer litterarischen würdigung genommen wird, das ist doch gar zu dürftig. den einzig wertvollen beitrag zum gedanklichen verständnis der schrift liefert Vogt in einem nachtrag s. 231, wo er *sinderosis* 90a erklärt; die verf. interessierten anscheinend nur die buchstaben, laute oder allenfalls die worte. R.

Christian Weises dramen Regnerus und Ulvilda nebst einer abhandlung zur schwedischen und deutschen litteraturgeschichte hrsg. von **Wolf von Unwerth.** [Germanistische abhandlungen hrsg. von Friedrich Vogt. h. 46.] Breslau, M. & H. Marcus 1914. VIII u. 296 ss. 8°. 10 m. — Die sorgfältige und wertvolle ausgabe der beiden Weisischen dramen hätte an dieser stelle eine ausführlichere besprechung verdient. der referent, dem das buch kurz vor kriegsausbruch zugieng, wurde durch seine teilnahme am feldzuge daran verhindert. unterdessen ist die eingehende, in vielen puncten ablehnende besprechung Werner Richters in Herrigs Archiv (bd 134, s. 245ff) erschienen, die teils wegen ihres inhalts, teils wegen ihrer verletzenden form eine scharfe erwiderung WvUnwerths in der Zs. f. d. phil. (bd 47, 376ff) herausgefordert hat, wol das letzte was Unwerth vor seinem viel zu frühen tode geschrieben hat. es erübrigt sich daher, alle hier schon ausführlich erörterten puncte nochmals anzuschneiden.

Die untersuchung über die quellen der Weisischen dramen, insbesondere die behauptung, dass deutsche komödianten bei ihren gastspielreisen in Schweden das drama Svanhuita des schwedischen dichters Johannes Messenius aufgenommen hätten, und dass dieses hypothetische bandenstück die dichterische quelle für Weise und andere bearbeiter des stoffes geworden wäre, vermag auch mich nicht völlig zu überzeugen. was dagegen die textgestaltung in der ausgabe der beiden dramen anbetrifft, so stelle ich mich ganz auf Unwerths standpunct. gewis begegnet die herausgabe eines textes des 17 jh.s oftmals schwierigkeiten, die gröfser sind als die herausgabe eines mittelhochdeutschen textes, weil für die sprache jener zeit noch immer die philologische tradition fehlt, die die ältere periode seit Lachmann besitzt. wem die exacte philologische durchbildung fehlt, der soll ja von einer solchen aufgabe die finger lassen. und leider fehlt den litterarhistorikern diese durchbildung recht oft, sehr zum schaden des wissenschaftlichen rufes der jünger der 'neueren litteraturgeschichte'. im vorliegenden falle aber scheint mir WvUnwerth durchaus das richtige getroffen zu haben. ich halte es für wissenschaftlich höchst bedenklich, das verfahren Ludwig Fuldas bei seiner ausgabe zweier Weisischer dramen in der Deutschen National-Litteratur (bd 39) als das bessere hinzustellen. die bedingungen sind in jeder hinsicht verschieden. wenn auch das normalisierende verfahren Fuldas durchaus seine berechtigung hat — es kommt ganz darauf an, zu welchem zwecke die ausgabe gemacht wird —, so herscht doch wol kein zweifel darüber, dass die grundsätze der Hallischen neudrucke wissenschaftlich vorzuziehen sind. diese grundsätze sind in streng wissenschaftlichen ausgaben bisher stets üblich gewesen, und es ist unverständlich, wie eine wissenschaftlich so ernsthafte persönlichkeit wie Werner Richter hiervon abgehen kann.

Das bedauerlichste jedoch ist, dass Richter sich zu der ent-

gleisung hat hinreifsen lassen, die wissenschaftliche zuverlässigkeit Unwerths in zweifel zu ziehen und ihm den ganz unbewiesenen und unbeweisbaren vorwurf zu machen, er habe die handschrift ungenau widergegeben, blofs weil sie mit einer von Fulda mitgeteilten probe nicht übereinstimmt. es wäre dringend zu wünschen, dass diese journalistensitten in unsere wissenschaft keinen eingang fänden. die zeiten des Nibelungenstreites wollen wir doch nicht wider heraufbeschwören!

Auf die litterarhistorische bedeutung der beiden dramen, die leider ihren einfluss nicht auswürken konnten, weil sie eben ungedruckt blieben, hat schon Fulda hingewiesen. so begrüfsen wir es dankbar, dass sie durch die vorliegende ausgabe zugänglich gemacht worden sind. es wäre erfreulich, wenn noch mehrere der schwer erreichbaren und doch nicht nur für die litteraturgeschichte, sondern auch für die erziehungs- und schulgeschichte des 17 jh.s so wichtigen dramen des Zittauer rectors durch neudrucke der bequemen wissenschaftlichen benutzung erschlossen würden.

Berlin-Friedenau, im mai 1919. **C. Kaulfuſs-Diesch.**

Die romantische schule. ein beitrag zur geschichte des deutschen geistes von **Rudolf Haym.** dritte auflage, besorgt von **Oskar Walzel.** Berlin, Weidmann 1914. XII u. 989 ss. 8°. 18 m. — Da sich jeder germanist einmal einige monate mit Haym beschäftigen muss, war eine neue ausgabe dringend notwendig. sie konnte keinem andern übertragen werden als Walzel. er allein verfügt über die genaue kenntnis aller einschlägigen probleme. trotzdem war die aufgabe auch für ihn eine schwere, weil seine stellung gegenüber der romantik eine ganz andere ist. anpassungsfähigkeit und einfühlendes nacherleben sind ihm die hauptsache; er ruht nicht, bis er auch den erscheinungen, die auf den ersten blick befremden oder abstofsen, so nahe gekommen ist, dass er sie begreifen und würdigen kann. Haym verstand unter 'rein historischer haltung' genau das gegenteil: eine kühle kritische wertung, die das bleibende vom vergänglichen scheidet. Walzel absolviert die poetischen sünder nicht nur, sondern wird gewissermafsen mitschuldig, indem er ihr seelenleben zeitweilig zu seinem eigenen macht. Haym schrieb in einer zeit, die nichts von der romantik wissen wollte, sie aber auch nicht mehr bekämpfte, sondern als völlig erledigt, als eine längst verschwundene geistesbewegung betrachtete. Walzel hat selbst sehr erheblich zu ihrer neubelebung beigetragen. zwischen beiden forschern ligt die philosophie Nietzsches, dessen geistesverwantschaft mit den romantikern grade Walzel gern betont. hätte das Haym getan, dann würde er wol von den aphorismen des adelsphilosophen wie von der ästhetik Friedrich Schlegels gesagt haben, 'dass es ein vielfach unreifer, unbestimmter, unfertiger inhalt ist, der nur in der fertigsten, resolutesten und schneidendsten form sich hervorwagt'. ein

einigendes moment ligt gewis darin, dass Walzel genau wie Haym niemals den zusammenhang zwischen religion, philosophie und dichtung aus dem auge verliert. aber er ist auch hier wärmer; er beobachtet die romantische natursymbolik nicht nur, sondern ist von ihr entzückt. er fühlt sich Novalis verwandt, während Haym den 'Heinrich von Ofterdingen' einfach 'ein traumhaft verworrenes gebilde' nennt. in Walzels verehrung des symbols verrät sich der einfluss des gegen ende der neunziger jahre auch unsere dichtung beherschenden symbolismus. so tritt immer wider zu tage, dass es sich nicht nur um zwei der veranlagung nach völlig verschiedene forscher handelt, sondern dass hier auch noch zwei zeitalter sprechen.

Demnach war eine vergleichende überarbeitung unmöglich; auch widerstand es Walzels pietätvoller art durchaus, den text seines vorgängers zu verzerren. daher hat er sich auch in ihn eingelebt, ihn in einer feinsinnigen vorrede gewürdigt und es einfach für seine pflicht erklärt, 'Hayms worte zu wahren und zu schützen'. da er seine ergänzungen nunmehr nur als nachträge geben konnte, muste der schluss von Hayms eigenen nachträgen befreit werden. sie wurden daher dem texte eingefügt — ein wagnis das notwendig war, wenn das buch nicht ein monströses aussehen bekommen sollte. den anmerkungen Hayms sind [in eckigen klammern] die inzwischen erschienenen neuausgaben beigefügt, auch das war nötig. es hat keinen zweck, auf schwer erreichbare texte zu verweisen, wenn es leicht zugängliche gibt. der bibliographische anhang verzeichnet und charakterisiert alle wichtigen werke, die inzwischen über die von Haym behandelten probleme erschienen sind. hier werden auch in sachlicher kürze einwände gegen Hayms auffassung geäufsert hier kommen Dilthey, Minor, Joël, Kircher, Brecht, Abt, Poetzsch, Houben, Spranger, Heilborn, Ricarda Huch, Marie Joachimi-Dege usw. zu ihrem rechte, in viel zu bescheidener weise auch Walzel selbst.

So ist die schwierige aufgabe aufs glücklichste gelöst. gleich bewundernswert scheinen mir die wissenschaftliche gründlichkeit und die tactvolle art Walzels. er hat Hayms buch, ohne jemals dem älteren forscher ins wort zu fallen, so bereichert, dass es unmittelbar über den gegenwärtigen stand der wissenschaft unterrichtet. kann man bescheidener gegen einen vorgänger sein, von dessen denkweise man sich durch eine weite kluft getrennt fühlt?

Leipzig. **Rob. Riemann.**

Heinrich Zschokkes jugend- und bildungsjahre (bis 1798). ein beitrag zu seiner lebensgeschichte von **dr. Carl Günther.** Aarau, H. R. Sauerländer & co. 1918. 280 ss. 8⁰. 7 m. — Eine biographie Zschokkes ist nichts überflüssiges; denn was bis jetzt über sein leben geschrieben worden, leidet

alles an verschiedenen mängeln, deren geringster ungenügendes material ist. dieses gebrechen haftet auch noch dem lebensabriss an, den Hans Bodmer seiner ausgabe von Zschokkes schriften (Bong) vorausgeschickt hat. bedenklicher ist die gewollte einseitigkeit CWüests (HZschokke, HPestalozzi und HKleist 1910).

In gewissem sinne ist allerdings Zschokke selbst schuld an diesen schwierigkeiten. indem er, kaum Schweizerbürger geworden, sofort tätig in die politik eingriff und sich dazu noch zur partei der eindringlinge, der Franzosen, schlug, hat er sich auf lange zeit hinaus die sympathieen mancher kreise verscherzt. dies hat auch manche scharfe urteile von zeitgenossen über ihn verschuldet (vgl. G. s. 2). lehrreich auch noch für unsere zeit scheint mir, dass UHegner, solange er Zsch. nur aus dessen schriften kannte, eine abneigung gegen ihn hatte, sie dann aber bei persönlicher bekanntschaft ablegte (vgl. HWaser UHegner s. 284 f). ferner hat Zschokke mit so sorgloser ungenauigkeit sein leben in der Selbstschau beschrieben, dass es nicht verwunderlich ist, wenn man ihm fälschung vorgeworfen hat, besonders wenn man beobachtet, dass die meisten fehler änderungen zu seinen gunsten sind.

So bestand denn die erste aufgabe des verfassers darin, neue, zuverlässigere quellen aufzusuchen. trotz seinen redlichen bemühungen konnte ihm dies leider nicht überall gelingen, so besonders bei der jugendzeit; hiefür sieht er sich meist einzig auf Zschokkes autobiographische schriften angewiesen. dies bringt leider da und dort eine gewisse unsicherheit in die beschreibung, die der verf. aber auch ehrlich zugibt, freilich nicht immer zum vorteil der darstellung (vgl. s. 27: 'soll', 'scheint', 'vielleicht'). in manchen wichtigen puncten ist es dem verf. gelungen die Selbstschau zu berichtigen (die wichtigsten stellen: s. 76. 122f. 164. 183. 202). hier wird besonders deutlich, wie sich in Zschokkes erinnerung alles zu seinen gunsten verschob. dass dabei nirgends einige absicht mitspielte (G. s. 2f), will mir nicht recht glaubhaft erscheinen; denn Zsch. hat zb. in der Selbstschau eine ernsthafte jugendliebe vollständig übergangen (s. 149), ja sogar, wie mir scheint, absichtlich die liebe durch eine allgemein gehaltene schilderung von liebeleien verdeckt. wenn wir auch an einigen wendepuncten von Zschokkes leben über seine beweggründe noch im unklaren bleiben, so ist es doch dem verf. gelungen, in die Graubündener zeit, besonders mit hilfe des Tscharnerschen familienarchivs, viel licht zu bringen. diese partie der arbeit scheint mir am besten gelungen zu sein, weil der verf., wie es seine absicht war, hier besonders gut die schilderung der umgebung und der zustände jener zeit einflocht. mit recht verzichtete er aber darauf, auf die litterarischen producte der frühzeit gründlicher einzugehn, weil sie es nicht

verdienen (schon Zsch. selbst stand ihnen auffallend kühl gegenüber; vgl. s. 102 das geständnis, dass er nur des geldes wegen schreibe). hervorzuheben wäre hier nur, dass Zsch. wol infolge des frühen todes seiner mutter auch die dichterische gestalt der mutter nicht kennt, ferner dass er im einklang mit seinen ästhetischen ansichten (s. 113) auch in seinen dichtungen moralische würkung sucht; das weist schon auf den späteren volksschriftsteller hin. schliefslich gewährt der erfolg seiner schriften auch einen einblick in den geschmack des grofsen publicums jener zeit.

Auf s. 84 hat der verf. gerecht die vorzüge und mängel des jungen Zsch. gegeneinander abgewogen: auf der einen seite ehrgeiz, drang etwas nützliches zu schaffen, journalistische begabung, anpassungsfähigkeit; auf der andern seite mangel an originalität und tiefer künstlerischer begabung.

Schliefslich will ich nicht vergessen zu erwähnen, dass der verf. in seiner arbeit (sie ist als Zürcher dissertation erschienen), wo es immer möglich war, genaue angaben gesammelt und manche ungenauigkeiten der frühern biographie corrigiert hat.

Riehen bei Basel. **Paul Geiger.**

Das gerettete Venedig, eine vergleichende studie von **Fritz Winther.** [University of California publications in modern philosophy, vol. 3, nr. 2 pp. 87—246.] Berkeley, Univ. of Cal. press 1913. 8°. 1.50 doll. — Die verschwörung zu Venedig vom jahre 1618 hat Ranke in einer denkwürdigen studie als rechtzeitig verhinderten abenteurerstreich von geringer tragweite verificiert. doch seit der phantasievollen und lebhaften schilderung des den germanisten mindestens durch Schiller vertrauten abbé de St. Réal haben dichter aller arten und völker diesen stoff mannigfach umworben. in einer Rostocker dissertation hat JFalke 1906 die bearbeitungen des 'geretteten Venedig' schlecht und recht gewürdigt. der verf. vorliegender arbeit muste sich also eine andere aufgabe stellen: er nahm ohne äufsere nötigung drei stücke aus der liste seines vorgängers heraus und verglich sie nach psychologischer methode. Otway, dessen 'Venice preserved' das bedeutendste englische drama zwischen Shakespeare und Shelley genannt wird, Antoine de la Fosse, ein epigone der französischen classischen tragödie, und Hofmannsthal sind die drei dichter. Grillparzers anziehendes fragment bleibt unberücksichtigt. wir erfahren, dass den Engländer eine den verstand beherschende einbildungskraft, den Franzosen ein die phantasie unterdrückender verstand und den Deutschen die vereinigung von verstand und phantasie auszeichnet. nach solchen mir wenig vertrauen einflöfsenden grundthesen legt der verf. auf den nächsten 40 seiten mit splendidem abdruck ganzer replikencomplexe den 'nachdruck auf diejenigen triebfedern der gestalten, die jeweils einer gattung von menschen gemeinsam sind'. in einem lediglich die handlung

beschreibenden primaneraufsatzstil werden die freundschaft und die ehe mit trivialen randbemerkungen über die wandlung des deutschen frauenideals abgehandelt. gegenüber dem sentimentalen Franzosen zeichnet Hofmannsthal die heldin ohne rührscenen: 'denn das moderne Deutschland mit seiner herrenmoral, seinem brutalen protzentum ..., das statt der Fliegenden blätter und Gartenlaube die Jugend und den Simplizissimus liest, ist endlich die (!) sentimentalität des vorherigen geschlechtes überdrüssig geworden!' in diesem stil kriecht die abhandlung in sattsamer umschreibung des inhalts der zu vergleichenden stücke dahin. in den weiteren abschnitten betrachtet Winther das gewissen und die moralischen begriffe der personen, als lebten sie in urprosaischer atmosphäre, nicht wie dichtergestalten, sondern wie menschen des realen lebens. die berufung auf den vergleichenden litterarhistoriker Wetz und seinen ausdruck 'zwangslagenconflict' drückt dem leser den schlüssel zum verständnis des ganzen buches in die hand, das gegen den schluss hin manches kluge wort über Hofmannsthal bringt, der W. eben im grunde viel wichtiger ist, als Otway und de la Fosse. doch auch hierbei fehlt der farbige hintergrund, trotzdem es nah genug lag, Hofmannsthals liebe zur renaissance zu zeitgenössischen dramen in beziehung zu setzen. es wimmelt in dieser citatenreichen studie an schiefen und voreiligen verallgemeinerungen: 'fast alle grofsen deutschen dichter waren zum mindesten auch lyriker' (s. 221), 'die darstellung des ich ist ein merkstein im gedankenreich des jetzt' (s. 215).

Die leser des Anz. f. d. a. haben besseres zu tun als sich mit der faden abgeschmackten schöngeisterei dieses buches abzugeben, und so bemerke ich nur noch abschliefsend, dass sein verf. die deutsche sprache wie ein ausländer handhabt. unter der fülle der grammatischen und stilistischen misverständnisse bezeichnen den höhepunct (s. 90): 'eine handlung, welche die noch zuckenden fetzen des lebens aneinanderreiht' und s. 146: 'man stelle sich unter Hofmannsthals Belvidera ... keine zum äufsersten drängende pionier-frau vor. ihre umrisslinie behält .... immer eine schöne rundung!'

Greifswald. **Werner Richter.**

Das martyrium der Charlotte von Stein. versuch ihrer rechtfertigung von **Ida Boy-Ed.** Stuttg. u. Berlin, JGCotta nachf. 1916. — Hat frau von Stein sich dem geliebten ganz geschenkt? die frage ist gewis nicht gleichgiltig. die verf. sucht sie in feinen und lebhaften darlegungen aus persönlichem einfühlen und nacherleben zu bejahen: so persönlich wie Ricarda Huch sich mit den romantikern und etwa auch Gundolf mit Goethe nachschaffend auseinandersetzt. diese art ist nicht rein wissenschaftlich; aber das urteil einer kräftig mit der frau empfindenden frau ist hier trotz-

dem von belang. ihr hauptargument gibt die verbitterung und der tiefe groll her, mit dem frau von Stein den freund nach dessen heimkehr aus Italien, zumal nach seinem bunde mit Christiane behandelt, statt die seelische freundschaft weiter zu pflegen, die ihr nicht versagt ward. 'ein rückschlag von solcher stärke ist nach der zerstörung eines seelenbündnisses nicht möglich!' (s. 79). aber dies verhältnis ist nicht typisch, darf nicht mit dem gemeingültigen mafsstab gemessen werden, und der versuch der beweisführung aus bekannten briefstellen versagt. es gab zeiten, wo es mir erlösend gewesen wäre, den unnatürlichen platonischen liebesbund widerlegt zu sehen; briefe und zeugnisse haben mich doch immer wider zu ihm zurückgeführt, und die verf. urteilt weniger nach den objectiven belegen als nach eigner innerer gewisheit. aus solchem mitleben fällt manches glückliche licht auf phasen dieser übersinnlich-sinnlichen liebe; aber was bewiesen werden sollte, lässt sich so nicht beweisen. der ungewöhnliche bund zweier ungewöhnlichen menschen hat seine eignen gesetze. R.

Deutsche eigenart und deutsche schicksale. zwölf bücher von prof. dr **Karl Fischer**. abteilung 1. Berlin, CASchwetschke & sohn (1917). 161 ss. gr. 8°. 3 m. — Der greise historiker hoffte seines volkes innere kraft für den weltkrieg zu stärken, indem er ihm seine geschichte als eindringliche lehre in knappen hauptzügen nahebrachte. von den 3 heften, die das ganze füllen soll, reicht das erste, mir vorliegende nur bis zum ende der Karolinger: die frühzeit ist räumlich stark bevorzugt, weil hier reichere bilder der 'schicksale' die schwächere directe bezeugung der 'eigenart' ersetzen müssen. der stoff wird geschickt in einzelbilder zerlegt, die doch des zusammenhangs nicht entbehren; die darstellung ist recht anschaulich und namentlich dadurch wirksam, dass die quellenschriftsteller, Tacitus und Ammian, die Vita Severini und Gregor von Tours, Beowulf und Heliand und wie sie heifsen, von ihrem stil und wortlaut mit recht manches herleihen müssen. der abschnitt über 'deutsche frühkultur', der zeugnisse und zeiten, deutsches und nordisches, wunderlich mischt, und namentlich über die runen allerlei bedenkliches aussagt, verrät freilich, dass der verfasser nicht eigentlich philologe ist. absichtlich bleibt die sage beiseite: Ermanrich kommt überhaupt nicht vor, aber auch Dietrich von Bern und die Langobarden fahren schlecht, und Chlodwig rückt in eine allzu bevorzugte stellung. aber auch Karl der Grofse tritt nicht in voller gröfse und rundung auf. die grofsen werden durch den verfall überschattet, der bei den nachfolgern einsetzt. auch weltgeschichtlich würde ich die fruchtbaren führer liebevoller herausheben. aber vielleicht wollte F. gerade durch die zerstörenden 'schicksale' belehren, die an den grofsen abprallten, die kleinen aber ins verderben rissen. die lehre tat uns not; auch die Germanen der völkerwanderung hätten uns warnen können. aber wann hat je ein volk aus der geschichte gelernt, bevor das un-

heil ihm diese schule aufzwang? also zu spät: wenn es je zu spät wäre zu lernen. R.

Der deutsche gedanke bei Jakob Grimm, in Grimms eignen worten dargestellt von **Theodor Matthias**. Leipzig, RVoigtländer 1915. 134 ss. 8⁰. 2 m. — Durch diese auswahl erquickender deutscher worte, die dem andenken des gefallnen sohnes gewidmet ist, hoffte M. 'dem kommenden gröfseren Deutschland' geistig zu helfen. es ist anders geworden: wir haben nicht nur den krieg, sondern fast schon den glauben an unser volk verloren. um so woltätiger kann diese gute sammlung wirken, die in jeder silbe ein warmes schlichtes bekenntnis zum deutschen volke bedeutet: 'ich liebe mein vaterland, mein vaterland ist mir über alles gegangen', dies einfache geständnis, das der ehrwürdige mann 1847 auf der Lübecker germanistenversammlung unter tränen aussprach, könnte als motto voranstehn. jede seite der trefflichen lese bewegt uns das herz; gutes und gesundes empfinden hat den verdienten herausgeber geleitet. schade nur, dass er, sonst mit eignem sehr zurückhaltend, es doch nicht lassen konnte, einer an sich unbefangen gewählten reihe von äufserungen JGrimms über die deutsche sprache den üblichen werbeartikel für den deutschen sprachverein anzuschliefsen. und ist ihm würklich bei der 'deutschwissenschaft' (s. 6) wol? JGrimm sagt s. 108 im gleichen sinne 'deutsche wissenschaft'. im vaterländischen geiste betont JGrimm wider und wider den wert der vergangenheit, der geschichte: ernste mahnungen, die uns heute besonders not tun. den schwachmütigen, die sich damit trösten, wir könnten abermals das volk der dichter und denker werden, empfehle ich das wort s. 112, das 'ein stolzes bewustsein der stärke und der macht des vaterlandes' verlangt 'als eines bodens, von dem der geist sich schwingen, auf dem er weilend sich niederlassen könne'. und der grofse gelehrte, der so tief in seinem volke wurzelt, verkennt doch keinen augenblick die oligarchie des geistes, bekennt sich zur freiheit, lehnt aber die gleichheit und selbst die brüderlichkeit ab, und warnt 1848 hart vor den selbstsüchtigen, die es gelüstet 'nach dem bodenlosen meer einer allgemeinheit, das alle länder überfluten soll'. auch philologen empfehle ich das heftchen, auf dass es sie zu den reden und vorreden selbst weiterleite, aus denen M. die erlesenen sätze entnommen hat. leider macht er es nicht eben leicht, sie an ihrer stelle aufzufinden. R.

Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln begründet von Konstantin Höhlbaum fortgesetzt von Joseph Hansen. xv band (heft 36 u. 37). mit unterstützung der stadt Köln. Köln, Du Mont-Schauberg 1918. x u. 608 ss. 8⁰. 26,40 m. — Dieser stattliche band enthält Regesten und auszüge zur geschichte der universität Köln 1388—1559 von **Herm. Keussen**. der unermüdliche fleifs und die ordnende gelehrsamkeit des verdienten herausgebers der matrikel und verfassers der topo-

graphie von Altköln haben hier chronologisch aufgereiht, nicht nur was die urkunden und acten des Kölner stadtarchivs zur geschichte der alten universität hergeben, sondern alles einschlägige was ihm in langjähriger sammelarbeit in zahlreichen archiven und druckwerken begegnet ist. über die erhaltenen und verlorenen acten der universität: aufzeichnungen des rectors und und der bedelle, decanats- und facultätsbücher, acten der gymnasien und stiftungen berichtet in knappster form die einleitung. mit besonderem interesse erfahren wir hier (s. IX), dass es K. gelungen ist, auch die reststücke des von ihm 1899 zur hälfte publicierten bibliothekskatalogs der artistenfacultät von 1474 aufzufinden. die regestenform des werkes könnte eine gefahr für den stoff werden, dessen interesse zum nicht geringen teil ein culturgeschichtliches ist: dass aller raumsparung zum trotz diese seite voll zur geltung kommt, dafür sorgt die umfassende geschichtliche bildung des bearbeiters. ein lesebuch ist natürlich daraus nicht geworden, obwol der kundige geschichtsfreund gern ein paar seiten hintereinander lesen wird — so sind denn die von Phil. Nottbrock bearbeiteten register, deren zuverlässigkeit ich ausreichend geprüft habe, ein wertvoller bestandteil des bandes: auf den artikel 'Köln, stadt' s. 575—581 weis ich ausdrücklich hin, weil man hier manches findet was man sonst vergeblich sucht: so auch den sonderabschnitt 'universität' s. 579 —581. unter den personennamen steckt eine fülle von material zur gelehrtengeschichte. das sachregister (s. 607. 608) ist etwas mager ausgefallen: man darf hier nicht etwa historische beziehungen suchen, wie die der universität zu den concilien, die vielmehr unter 'Basel', 'Konstanz' ('Huss' und 'Hussiten'), 'Trient' zu finden sind, sondern ausschliefslich das culturgeschichtliche und das was sich (wie die hansetage) unter keinen orts- oder personennamen unterbringen liefs. ich notiere die artikel 'buchdrucker', 'bücherverzeichnisse', 'judenbücher', 'ketzer', 'schmähschriften' und die einzige theateraufführung s. 473 (nr 3506): 1553 wollen studenten ein spiel von Judith und Holophernes auf dem Altenmarkt aufführen, werden aber an das kloster Mariengreden verwiesen, wo sie dann wahrscheinlich 'uff den dielen' agiert haben. erfolglos gesucht hab ich den artikel 'Koelhoff', auf den doch s. 607 unter 'buchdrucker' verwiesen wird. E. S.

Bilderatlas zur geschichte der stadt Frankfurt am Main von **Bernhard Müller** herausgegeben von der Städtischen historischen kommission [= Geschichte der stadt Frankfurt a. M. in wort und bild bd IIa]. Frankfurt a. M., comm.-verlag von Moritz Diesterweg 1916. VIII ss. u. 123 tafeln in querfolio. 8 m., geb. 10 m. — Dieser atlas geht vorläufig ohne die erläuterungen von prof. dr FrBothe hinaus, mit denen zusammen er den II bd des gesamtwerks bilden sollte (vgl. über bd I Anz.

xxxvii 55); auf diesen commentar, den die nicht-Frankfurter noch schmerzlicher vermissen als die 'hiesige', müssen wir warten, bis prof. Bothe aus dem kriege heimgekehrt sein wird. aber inzwischen dürfen wir uns an dem staunenswerten reichtum dieser schönen bildertafeln erfreuen, denen nur allenfalls Strafsburg mit dem wundervollen werke von Seyboth den rang abzulaufen vermag. der rahmen der illustrationen ist hier allerdings zeitlich und stofflich weiter gespannt als im 'Alten Strafsburg'. auf den ersten 9 tafeln lernen wir die bodenfunde der vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen zeit kennen: von der jüngern steinzeit bis ins 8 jh. und dann tun wir freilich einen sprung von 7—8 jahrhunderten, denn da 'die vergangenheit der stadt in ihrer eigenen darstellung erscheinen' soll, das mittelalter uns aber wol viele bauten und sonstige werke der grofsen und kleinen kunst, aber keine darstellungen überliefert hat, so beginnen die pläne und ansichten (taf. 10—25) erst mit dem j. 1492 oder eigentlich erst mit 1535, um dann bis zum j. 1866, dem endpunct des werkes herunterzureichen. mit den 'befestigungen und militärischen bauten' (taf. 26—39) betreten wir zuerst ein gebiet, auf dem der besondere vorzug des werkes sich geltend macht. jeder Goethefreund kennt ja die anheimelnden zeichnungen und aquarellbilder, auf denen CThReiffenstein in den 1850er und 1860er jahren die malerischen reize des alten Frankfurt festgehalten hat; aus dem i bande des werkes wissen wir bereits, dass Reiffenstein zwar der liebenswürdigste, aber doch nur einer von vielen Frankfurter künstlern ist, die vor, neben und nach ihm die alten bauten und die baulichen winkel der innenstadt, die höfe und landsitze vor den toren, die schönheit des Mainufers mit griffel und stift, pinsel und nadel gebannt haben, und der kundige hüter und mehrer des historischen museums, der jetzt ungeahnte schätze ausschüttet, versichert uns, es wäre ihm ein leichtes gewesen, den atlas auf den dreifachen umfang zu bringen. so ziehen denn nach den festungswerken alle arten von öffentlichen und privaten bauten, mit der alten brücke beginnend und mit dem judenviertel schliefsend, an uns vorüber (taf. 26—84). dann folgen 'ereignisse' (taf. 85—100): an der spitze ein ölgemälde des 16 jh.s, das die schlacht bei Cronberg 1389 darzustellen versucht, am schluss der einzug der Preufsen am 16 juli 1866. den kaiserkrönungen sind im anschluss daran drei weitere tafeln gewidmet (101—103). der gröste Frankfurter, Goethe, beansprucht taf. 104 u. 105. es folgen das Frankfurter militär und schützenwesen (106—109), das handwerk, seine feste und zunftaltertümer (109—111); weiter münzen und denkmünzen (112. 113), bildnisse berühmter Frankfurter von Jacob Heller bis auf FrStolze und den Struwelpeter-Hoffmann herab (114—118), fayence und porcellan von Frankfurt und Höchst aus dem 18 jh. (119), schliefslich möbel und allerlei

'verschiedenes' (120—123) die ausstattung des anziehenden und wertvollen werkes hat in keiner weise unter dem kriege gelitten, und der niedrige preis ist nur durch die munificenz der stadt zu erklären, die hier ein einzigartiges bildliches urkundenbuch ihrer geschichte gefördert und allen mitbürgern zugänglich gemacht hat. E. S.

Die berufe der stadt Frankfurt a. M. im mittelalter von Karl Bücher [Abhandlungen der phil.-hist. cl. d. Kgl. sächs. ges. d. wiss. bd xxx nr 3]. Leipzig, Teubner 1914. 143 ss. gr. 8°. 4,50 m. — Indem Bücher seine durch mehr als ein menschenalter betriebenen social-statistischen studien über die bevölkerung des mittelalterlichen Frankfurt zum abschluss brachte, hat er sich entschlossen, einen wesentlichen teil seiner ergebnisse in einem 'berufswörterbuch' zusammenzufassen, das also keineswegs eine nebenfrucht darstellt, und am wenigsten eine leichtgewonnene, denn es ist die ungeheuer mühselige arbeit langer jahre darauf verwendet worden. was hier vorligt ist eine leistung wie sie bisher weder die nationalökonomie noch die lexikographie aufzuweisen hat, ein werk von verblüffendem reichtum und staunenswerter akribie, ein buch in dem der philologe alle sittlichen und methodischen grundsätze seiner wissenschaft vorbildlich durchgeführt sieht. der verf. lehnt es mit recht ab, etymologie zu treiben — sie würde hier auch wenig sinn und zweck haben; aber für alle seiten der wortgeschichte hat er einen scharfen blick: die morphologie, die biologie und die chronologie der hier in betracht kommenden wortgruppen, das zeitliche nacheinander und nebeneinander hat er beständig im auge, nicht nur in der für den sprachforscher höchst lehrreichen einleitung (s. 1—20), sondern auch überall im wörterbuche selbst. alle schwierigkeiten der deutung, die trennung von echten berufsnamen, zunamen, werdenden familiennamen, sind ihm gegenwärtig, und im einzelnen hat er eine fülle neuer und sicherer deutungen gewonnen, gerade dadurch dass er ein zeitlich und örtlich beschränktes, aber innerhalb dieser grenzen überquellend reiches material verarbeitete. so bietet dies werk nicht nur dem deutschen wörterbuch und der wortbildungslehre, sondern vor allem auch der erforschung der familiennamen, ihrer deutung und geographie höchst wertvollen stoff, und zwar keineswegs rohstoff dar.

Die zahl der hier vereinigten und urkundlich mit allen cautelen bezeugten namen von berufen (gewerben und ämtern) erreicht etwa 1800. die bekannte tatsache der weitgehnden berufsteilung im ma.-lichen gewerbe wird hier etwa bestätigt, indem aus dem alten schmiedegewerbe 45 berufsarten abgeleitet werden (s. 17, bes. lehrreich der artikel *slosser* s. 116); demgegenüber hat die arbeitsteilung nur eben in der wollweberei platz gegriffen, wo sie im laufe des 14 jh.s zu 19 verschiedenen benennungen führt (c. 17). für die geschichte der technik fällt allerlei interessantes detail ab: so sind *radspinnersen* (s. 97) seit 1358 bezeugt, während uns das

conversationslexikon belehrt, das spinnrad sei um 1520 zu Wolfenbüttel erfunden! [doch vgl. DWb. X 2544.] merkwürdig zahlreich sind die gewerbe welche die vorbereitung des buchdrucks bekunden (s. 16). für die öffentliche dirne gibt es 18, für den abtrittsfeger 6 verschiedene bezeichnungen usw.

In dem wörterbuch selbst zu lesen ist ein genuss, den sich kein freund der deutschen sprache und culturgeschichte sollte entgehn lassen. im einzelnen bleiben noch manche zweifel, aber nur wenige die nicht B. selbst empfunden hat. die beiden *reimer* von aa. 1417. 1419 (s. 98) müssen zu *reim* 'tendicula' gehören, sie können mit *rîmen* nichts zu tun haben; um so sicherer gehört der litteratur *Ernbode der sprecher* a. 1358 (s. 120), der sich schon durch seinen namen verrät. wenn auch *schuchworte* zum ersten male 1508 durch *schuster* ersetzt wird, *schuchter* (s. 109) ist doch auch auf *schuohster* zurückzuführen (vgl. *sehter* < *sehster*). können nicht die beiden *pifendrewer* (s. 93) auch bohrer von brunnenröhren sein? für den *pfeiffentreier* von Lüneburg im Ulensp. hist. 66 freilich, der 'ein landfahrer gewesen und mit dem lotterholz umgelaufen war', trifft gewis Büchers deutung allein zu.

E. S.

Das städtische beamtentum im mittelalter. vortrag gehalten in der Gehe-stiftung zu Dresden am 10 october 1914 von prof dr **Karl Bücher** [Vorträge der Gehe-stiftung zu Dresden bd VII heft 1]. Leipzig u. Dresden, B. G. Teubner 1915. 22 ss. 8⁰. 0,80 m. — Auch in diesem höchst lesenswerten vortrag steht Bücher auf seinem wissenschaftlichen heimatsboden: es ist das Frankfurt des 14 u. 15 jh.s, dessen reiches archivalisches material er inzwischen in den 'Frankfurter amtsurkunden' (Frkf. 1915) veröffentlicht hat. die üppige entwickelung dieses städtischen unterbeamtentums, seine gliederung, sein verhältnis zu rat und publicum, seine materielle stellung werden dargelegt, die durchgreifenden unterschiede zwischen dem beamtentum der mittelalterlichen stadt und dem des modernen staates, dessen anfänge doch in den städten des mittelalters liegen, aufgedeckt, eine lehrreiche parallele zwischen den beamten und den zünften gezogen. beiden gemeinsam ist von haus aus 'als vornehmster gedanke der vom gemeinwol, vom allgemeinen besten. für das gewerbe hat eine spätere zeit ihn fallen gelassen; aber für das beamtentum ist er mit immer gröfserer schärfe durchgebildet worden und wird ihm niemals verloren gehn können'. — dürfen wir das auch heute noch hoffen? E. S.

Unerklärte niederdeutsche strafsennamen in Hamburg und anderswo. ein beitrag zum alten deutschen städtewesen von **Erwin Volckmann**. Hamburg, Ackermann & Wulff nachf. 1917. 54 ss. 8⁰. 1,50 m. — Das von einem historisch gebildeten verfasser mit eindringlicher beredsamkeit geschriebene büchlein schürft tiefer als das Quickbornheft von

Schnidtger, Plattdeutsche strafsennamen in Hamburg, gelangt aber gerade in der hauptsache wider nicht zu überzeugenden ergebnissen. *Kattrepel* (ich füge zu der liste über die verbreitung s. 10 hinzu: Königslutter) wird als bedeutungsgleich mit *Katthagen* u. ä. hingestellt, wobei *repel* als ein ahd. *reifil* gefasst wird: dies *rêpel* ist aber nur in der bedeutung 'subsellium' vorhanden! V. bezieht alle *Kattrepel* und *Katthagen* (s. 9 ff) auf alte bollwerke, nimmt also *katte* in der bedeutung 'ballistarium' — dabei übersieht er, dass die *katte* zunächst ein belagerungs-, nicht ein verteidigungsinstrument ist und dass die dorfnamen allein schon diese deutung bedenklich machen; er begeht aufserdem hier wie im folgenden den fehler, den ausdruck überall wo er vorkommt, wenn nicht als bodenständig, so doch als sinnvoll zu betrachten, während doch die strafsennamen wie die siedlungsnamen recht oft einfach übertragen sind. — *Schôpenstēl* (s. 31 ff) — auf diese form weisen alle vorkommen hin! — könnte man nur durch eine scherzhafte umstellung allenfalls aus *Schēpenstôl* ableiten; diese spielerei halte ich nicht für unmöglich (vgl. thüringische vogelnamen wie *Zahlredchen* < *Radzehlchen*), aber sie könnte doch nur einmal vorgekommen sein, und in dieser umwandlung wäre dann der name (von Hamburg aus?) gewandert. vorläufig zieh ich die erklärung 'stiel einer *schôpe* (schöpfkelle)' vor: sie ist ebensowenig anstöfsig wie das häufige 'Schlüssel' für ein schlüsselartig geformtes flurstück; vgl. auch den strafsennamen *Pfannstiel* in Augsburg. — die nur in Hamburg vorkommenden *Raboysen* mögen immerhin mit dem für Gent bezeugten franz. *rabot* für eine schleuse zusammenhängen, obwol mir die verwendung eiserner 'schützen' in so früher zeit erst bewiesen werden müste. — den im ehemals slavischen nordosten von Hamburg bis Pommern und Meifsen vielbezeugten namen *Grimm(e)* (s. 25 ff) kann ich mich nicht entschliefsen mit dem deutschen adj. *grim(m)* 'sehr zornig, schrecklich, wild' zusammenzubringen, blofs weil es möglich ist, ihn überall auf 'wüstes, unbebautes gelände' zu beziehen. am ende hängt er mit dem von V. selbst als slavisch anerkannten *Cremon* (s. 51 ff) zusammen, für dessen verbreitung ich noch das vorkommen als hamburgischer schiffsname (Vogel Geschichte d. d. seeschiffahrt I 490 'Cremun') und anderseits den ortsnamen 'Kremon' an der livländ. Aa anführe.

E. S.

Wissenschaftliche beihefte zur deutschen Alpenforschung herausgegeben vom Bunde der sprachinselfreunde. 3. heft. Leipzig, verlag d. Mitteilungen Bund der sprachinselfreunde 1918. 54 ss. 8⁰. 0,80 m. — Etwas wissenschaftliches wird man in dem wunderlich angeordneten hefte vergeblich suchen: der verfasser, herr ABass, versteht darunter wahrscheinlich den 'schriftennachweis', der s. 3—19 die litteratur über die sprachinseln chronologisch, aber unvollständig und

kritiklos aufreiht, worauf dann s. 20—24 noch geologische und paläontologische litteratur über das gebiet der sieben gemeinden folgt. als besonderes curiosum sei noch erwähnt, dass herr Bass s. 16 unten ratschläge für junge doctoranden gibt. E. S.

Berichte aus dem Knopf-museum Heinrich Waldes, Prag-Wrschowitz. illustrierte vierteljahrschrift, herausgeber: Knopf-museum **Heinrich Waldes**, sammlung von kleiderverschlüssen aller arten und zeiten. jahrgang I 1916 mit 55 abbildungen u. 6 tafeln. 88 ss. 8⁰; jahrgang II 1917 mit 44 abbildungen u. 4 tafeln. 72 ss. 4⁰. Prag-Wrschowitz, selbstverlag 1916. 1917. — Das Knopf-museum ist die gründung eines industriellen, der die mittel welche er durch die vertreibung des druckknopfes gewonnen hat, teilweise in den dienst der wissenschaft stellt: er strebt die wissenschaftliche erforschung der kleiderverschlüsse aller länder, völker und zeiten an und vereinigt in einem museum gegenständlich und bildlich ein rasch anwachsendes anschauungsmaterial, zu dem er selbst den grundstock auf langjährigen reisen gesammelt hat. über das culturgeschichtliche interesse der mit dem knopf zusammenhangenden fragen hat er sich nicht getäuscht: grofse und kleine museen haben ihn und seine wissenschaftlichen mitarbeiter gern unterstützt, und gelehrte von ruf veröffentlichen wertvolle beiträge in den Berichten: so PWolters: Wie hiefs der knopf bei den Griechen? I. 66 ff, RForrer: Über knöpfe und knöpfung im römischen Ägypten I 29 ff — oder gestatten deren widerabdruck, wie Flinders Petrie: Frühägyptische knöpfe I 25 ff. eine reihe von aufsätzen behandelt die technologie des knopfes, so bes. KFirbas I 13 ff. 40 ff. 71 ff, und das alte knopfmachergewerbe I 15 ff. 18 ff. 44 ff. 74 ff. ein lieblingsfeld verspricht diese fröhliche wissenschaft für die damen zu werden: Leopoldine Auzinger führt uns auf wanderungen durch die Berliner museen, vom völkermuseum bis zur gemäldegalerie: I 3 ff. 31 ff. 60 ff, Rose Julien behandelt den knopf in der volkstracht I 49 ff. beide abhandlungen sind reich mit abbildungen geschmückt. — dass die von dem gründer des museums in auftrag gegebene geschichte des knopfes durch den tod des dr EMSchranka vorläufig hinausgeschoben wird, hat die wissenschaft gewis nicht zu bedauern, denn die 'monographieen' dieses schriftstellers stehn durchweg nicht auf dem niveau, zu dem sich die Berichte sichtlich emporarbeiten. dies bezeugt auch der inzwischen erschienene II jahrgang, der übrigens — mitten im kriege — in vergröfertem format und noch reicherer ausstattung erschienen ist und von den eigenen beständen des museums vielfach kunde gibt. daneben haben das Grüne gewölbe und die unerschöpflichen sammlungen Forrers wertvollen stoff geliefert. E. S.

Aus leben und sprache des Schweizer soldaten. proben aus den einsendungen schweizerischer wehrmänner zu-

sammengestellt von **Hanns Bächtold** [4 u. 5 stark verm. tausend der 'Volkskundl. mitteilungen aus dem Schweiz. soldatenleben']. Basel, Verlag der Schweiz. gesellschaft f. volkskunde 1916. 78 ss. 8⁰. 2 fr. — Die moderne Schweiz kennt einen soldatenstand, ein soldatenleben und damit eine soldatensprache eigentlich erst, seitdem der weltkrieg ihren waffenfähigen söhnen einen nun schon jahre andauernden grenzdienst auferlegt hat. mit einem male hat sich hier der Schweiz. gesellschaft für volkskunde ein neues arbeitsgebiet erschlossen, und sie hat es mit dem geschick und der energie in angriff genommen, die wir an ihren leitern gewohnt sind. in dem vorliegenden heft erhalten wir zunächst proben, die aber gleich das ganze gebiet der soldatischen volkskunde, von deutscher und französischer seite, umspannen und, mit gutem geschmack ausgewählt, zugleich zu einer werbeschrift verarbeitet sind. das interesse an glauben und brauch, lied und spruch, humor und wortschatz des schweizerischen militärs ist für uns und die wissenschaft ein doppeltes: einmal sehen wir hier eine neue u. zw. eine doppelte standessprache im entstehen, und dann ist es von wert festzustellen, was sie mit der deutschen soldatensprache und dem 'argot du poilu' gemeinsam hat aus den gleichen realen und psychologischen quellen, und weiter was sie von den nachbarn- und stammesgenossen im norden und westen direct entlehnt, obwol der verkehr gewis nur durch schmale kanäle läuft. natürlich geht dies probeheft auf derartige fragen, die sich jedem kundigen auf deutscher wie französischer seite aufdrängen, zunächst nicht ein; es gibt eine auswahl aus dem zurzeit vorliegenden material, soweit es geordnet ist, und diese ist mit mehr tact und mit weniger wichtigtuerei getroffen, als wir sie in der kriegslitteratur der kämpfenden parteien gewohnt sind. besonders hervorgehoben seien die alten und neuen soldatenlieder s. 33—48, vgl. s. 50—53. E. S.

EIN UNGEDRUCKTER BRIEF JACOB GRIMMS.

Am 9 februar 1919 *starb Auguste Grimm, 86jährig, das letzte kind Wilhelm Grimms; für alle die sie kannten eine herzerquickende trägerin der Grimmischen familienüberlieferungen, eine rechte verkörperung des gemütvollen geistes aus tagen da es noch keine telephone, flugzeuge und arbeiterfrage gab. sie schenkte mir diesen brief, den einst der geliebte 'apapa' dem 12jährigen nichtchen geschrieben hatte. als leser denkt er sich freilich nicht so sehr die Gustelmaus als den ganzen familienkreis. echt Jacob Grimmisch, ist der brief reicher an stoff als an persönlichem erguss, episch, nicht lyrisch-gnomisch. es fehlt ihm nicht das blümchen, von einem papierstreifen mit zwei oblaten säuberlich*

festgehalten. der beobachter von land und volk gibt sich hier im hausrock und scheint die meinung widerlegen zu wollen, als schäme sich der Deutsche vom essen zu erzählen. man nehme das blatt als eine harmlos-häusliche ergänzung zu den 'Scandinavischen eindrücken', die Grimm in der Berliner akademie vorlas und die sich an der stelle über die Däninnen mit dem brief berühren (Kleinere schriften I 78).

Die vorlesung vor dem Kgl. Nordiske Oldskriftselskab behandelte die nordischen namen des Reichenauer nekrologs und ist gedruckt Kl. schr. V 349 ff. *mit Müller muss wol der theologe Julius M. gemeint sein, Karl Otfrieds jüngrer bruder, der in Göttingen* 1834 f *mit den Grimms zusammen war und* 1839—78 *in Halle lebte. Lützow scheint, nach dem todesjahr* 1844, *der generalleutnant Leo freiherr v. L. zu sein, bruder des freischarenführers; ebenfalls eine Göttinger bekanntschaft? Engelstoft ist der historiker Laurids E.* 1774—1851. *die übrigen sind bekannt bis auf pastor Johansen, den ich nicht nachweisen kann.*

Berlin, april 1919. **A. Heusler.**

Copenhagen 18 sept. 1844.

Liebe Gustelmaus, ich habe ein paar tage länger den brief aufgeschoben, weil ich euch bestimmte nachricht über meine rückreise geben wollte und bisher noch unentschlossen war, welchen weg ich einzuschlagen hätte. Nachdem ich zuletzt auf ofnem meer ein paar zeilen geschrieben hatte, die schon ein paar tage darauf in euern händen waren, landete ich in Ystad, und miethete einen schlechten, unbedeckten wagen um nach Lund zu fahren, denn es war schönes, warmes wetter, aber diese reise gieng langsam und nahm einen vollen tag weg. die gegend ist gut angebaut und hügelig, die bauernhäuser sind nicht mehr auf schwedische art roth, sondern auf dänische weiss oder grau. In Lund blieb ich zwei tage und war jeden tag zum essen eingeladen, den zweiten tag unter dem champagner trinken brach ein so heftiges gewitter aus, wie ich nie erlebt habe, die blitze schnell hintereinander und zuweilen ohne donnerschlag. Denselben abend noch fuhr ich in der diligence, welches aber eine art omnibus ist, wie sie von Cassel nach Göttingen giengen, nach Malmö, einer lebhaften handelsstadt, die die grösste stadt in Schonen ist, ungefähr von 14000 einwohnern. Den folgenden morgen 6 uhr auf dem dampfschif nach Copenhagen, das schon um 9 uhr erreicht war. Seit der zeit bin ich hier.

Schon zu Lund erfuhr ich aus den zeitungen die drei todesfälle von Kopitar, Benecke und Lützow, die mir nachher eure briefe bestätigten. Zu Stockholm noch sprach ich prof. Tholuck aus Halle, der Müllers zustand für bedenklich, für noch gefährlicher aber den der frau Müller in Halle hält, deren halsschwindsucht

schwerlich geheilt werden könne. Das sind harte leidensvolle aussichten für die armen kinder.

Zu Stockholm war mir im schönen thiergarten (djurgården, sprich juhrgorden) ein abschiedsfest gegeben worden, von welchem ich 1/2 12 uhr nachts unter sternhimmel und schwedischem gesang auf dem mälaresee auf einem nachen zurückkam, es war dabei etwas kalt; doch wenn man das weiss und sich in acht nimmt verkältet man sich nicht.

Copenhagen darf sich nicht mit Stockholm messen, das weit edler und grossartiger aussieht, auch unmittelbar überall durch meer und seen belebt wird. hier in Copenhagen stösst das meer nicht unmittelbar an die strassen und ⟨man⟩ muss erst in den hafen gehn, um es zu erblicken. nur ein schmaler canal reicht in die stadt, deren strassen mir auch nicht sehr gefallen. Doch ist ein grosser unregelmässiger platz da und ein schöner garten um ein schloss (die Rosenburg), wo kindermädchen mit rothen bändern die kleinen kinder herum tragen. Die Däninnen scheinen mir weniger hübsch als die Schwedinnen, nur sehen sie gesunder und frischer aus.

Ich war im theater und sah Molieres Don Juan und ein ballet zu ehren des schwed. dichters Bellmann. es wurde beides gut gespielt und gut getanzt und das ballet hätte dir anzusehn gewis freude gemacht.

Ich werde hier oft zum essen eingeladen, gestern war ich bei pastor Grundvig (eine meile weit auf dem land), den sonntag bei prof. Kolderup Rosenvinge zu Lyngbye (drei stunden weit), mehrmals bei Molbech. morgen soll ich bei conferentsrath Engelstoft und übermorgen bei pastor Johansen (einem Holsteiner, der uns einmal in Cassel besuchte,) ⟨essen *oder ähnl.*⟩ Im gasthof ist aber das essen besser als in solchen gesellschaften. niemals und nirgends fehlt aber die von Dahlmanns her bekannte rothe grütze mit rahm, der hier und in Schweden überall sehr gut ist. Sonst ist die dänische speise schon mehr auf unsre art als die schwedische, bei der es mir einigemal unheimlich ward.

Dem könig kann ich mich hier nicht vorstellen lassen, da er in Jütland ist, und erst ende des monats wieder kommt. Den könig von Schweden fand ich nach stattgehabter vorstellung nochmals im garten des schlosses Haga, wo er mich erkannte, anredete und der königin vorstellte. beide majestäten sprachen recht gut deutsch.

Schade dass ich Gervinusens nicht zu sehn bekomme, ich konnte nicht frühe genug abreisen, weil ich in der sitzung der Nord. alterthumsgesellschaft etwas vorzulesen übernommen hatte und das ist erst gestern abend geschehn. Nun könnte ich in den nächsten tagen fort, aber das Stettiner dampfschiff geht erst wieder dienstag und wollte ich über Kiel, so gäbe das dort und zu Hamburg noch längern aufenthalt. Die letzte woche ist hier

schon recht kühl oder gar kalt, welcher abstand, wenn ich das zu der milden wärme in Florenz voriges jahr zu derselben zeit halte. ich fange an die vielen besuche und einladungen müde zu werden, und müste in Kiel das hier beendigte von neuem anfangen. So habe ich mich also gestern abend im bett dafür entschieden, nicht nach Kiel zu gehn, sondern bis dienstag den 24 hier zu bleiben, wo der Stettiner vapore 1 uhr nachmittags abfährt. so bin ich dann, wenn nichts dazwischen tritt, mittwoch (heut über acht tage) den 25 abends wieder bei euch, worauf ich mich sehr freue. Gervinus wird dann längst fort sein.

Liebes kind, ich danke dir und der mutter und Rudolf für die hübschen briefe, die mir richtig zugekommen sind, ich hoffe das ganze haus gesund wieder zu sehn, wenn Dortchen doch auch die bessern tage zu einer erholenden ausfahrt genutzt hat. Wer weiss, ist das wetter im nächsten monat noch besser als jetzt, so kann ich vielleicht dabei sein, wenn noch etwas unternommen wird.

Seid alle von herzen gegrüsst bis zu frohem wiedersehn.

Dein treuer Jacob Grimm

dies kräutchen ist aus
dem schwedischen meer.

Fräulein Auguste Grimm
Berlin
Lennestrasse 8.

MITTEILUNGEN.

Universität Basel. Die Akademische gesellschaft in Basel hat zu beginn dieses jahres aus den erträgnissen der 1869 errichteten 'Wackernagel-stiftung' ein 'Wackernagelstipendium' im betrag von frs. 1000 jährlich gestiftet, das an jüngere germanisten vergeben werden soll, die während wenigstens vier semestern an der universität Basel germanistischen studien obgelegen haben; bei bürgern von Baselstadt gilt diese bedingung nicht, sondern genügt auch ein sonstiger ausweis über germanistische studien. zweck des stipendiums ist, dem stipendiaten förderung und abschluss seiner studien zu ermöglichen. insbesondere kommen dabei der besuch auswärtiger bildungsanstalten und bibliotheken, reisen für forschungszwecke und ähnliche wissenschaftliche unternehmungen in betracht.

Das stipendium wird alljährlich zur bewerbung ausgeschrieben; es wird von einer commission vergeben, der sämtliche in Basel lehrende professoren der deutschen philologie angehören.

Greifswalder Preisaufgabe. Herr rittergutsbesitzer F. Briest-Boltenhagen hat seine liebe zur heimat und den wunsch, die erforschung ihrer vergangenheit zu fördern, dadurch betätigt, dass er der philosophischen facultät der universität Greifswald die summe von 1500 m. zur ausschreibung einer preisaufgabe aus dem gebiete der ortsnamenforschung Pommerns zur verfügung gestellt hat. die näheren bedingungen für die arbeit und die ausführlichere umschreibung der aufgabe sind vom decan der philosophischen facultät der universität Greifswald zu erfahren. bewerbungen sind bis zum 15 mai 1922 an diesen, und zwar in der für preisarbeiten üblichen form (kennwort auf der arbeit, name des verfassers in verschlossenem briefumschlag) einzureichen.

Sprachatlas. Von G. Wenker, Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland, I abteil. 1 lief. (6 blätter) und einleitung, Strafsburg 1881. (20 m.), ist noch ein restbestand vorhanden. der unter ausschluss jeder buchhändlerischen speculation an fachgenossen und sonstige interessenten, auch an seminare und bibliotheken zu ermäfsigtem preise abgegeben werden kann. ich erbitte meldungen mit genauer persönlicher adresse und werde dann an diese je ein exemplar gegen postnachnahme von 3,50 m. abgehn lassen.

Prof. Wrede, Marburg i. H., Gisselbergerstr. 19.

PERSONALNOTIZEN

Am 13 aug. 1918 starb in Kopenhagen 54 jährig Jakob Jakobsen, ein Faering, nach dem tode des propstes Hammershaimb der ausgezeichnetste kenner von sprache und überlieferung seiner heimat wie der Shetlands- und Orkneyinseln. — am 16 jan. 1919 verschied, 68 jahr alt, Björn Magnusson Ólsen, der erste vertreter der isländischen sprache und culturgeschichte an der 1911 neu errichteten universität Reykjavík.

Am 14 jan. 1919 starb 70 jährig Wolfgang Schlüter, der besonders die altniederdeutschen studien durch tüchtige monographieen gefördert hat. im gleichen alter verschied am 9 februar der litterarhistoriker Ludwig Geiger zu Berlin; 67 jährig am 13 mai der geschichtschreiber des dramas Wilhelm Creizenach in Dresden.

Ein opfer der Berliner revolutionskämpfe wurde am 6 märz 1919 der langjährige vorsitzende der Gesellschaft für deutsche philologie Gotthold Bötticher (geb. 1850), dessen jugendarbeiten über Wolfram von Eschenbach i. z. anregend gewürkt haben.

Weiter wird gemeldet der tod von Franz Ferdinand Heitmüller, dem verdienten mitarbeiter der Weimarer Goethe-ausgabe und kenner der hamburgischen litteratur († 2 april 1919), sowie

der von PAUL STACHEL, dem verfasser der vortrefflichen monographie über Seneca und das renaissancedrama. der in Zürich 75 jährig verstorbene archäolog HUGO BLÜMNER stand uns durch seine arbeiten für Lessing und Winckelmann nahe.

Die englische philologie trauert um ERIK BJÖRKMAN, professor in Upsala, gest. 10 mai 1919; die vergleichende sprachwissenschaft beklagt den verlust von OTTO SCHRADER in Breslau und KARL BRUGMANN in Leipzig († 29 juni 1919).

An der neuerrichteten universität Hamburg wurde prof. CONRAD BORCHLING zum ordinarius für ältere deutsche sprache und litteratur, prof. OTTO LAUFFER, der director des Museums für hamburgische geschichte, zum ordinarius der deutschen altertums- und volkskunde ernannt; prof. ROBERT PETSCH von Posen wurde als ao. professor der neuern deutschen litteraturgeschichte dorthin berufen.

An die universität Heidelberg, wo W. BRAUNE vom lehramt zurücktritt, wurde prof. FRIEDRICH PANZER von Frankfurt a. M. berufen. — nachfolger O. BRENNERS in Würzburg, der gleichfalls in den ruhestand tritt, wurde prof. KARL HELM von Giefsen. — an der universität Bonn wurde prof. THEODOR FRINGS zum ord. professor mit dem besonderen lehrauftrag für niederländische, niederdeutsche und rheinische sprache und litteratur ernannt.

Prof. MAX HERRMANN in Berlin erhielt die durch Geigers tod erledigte ao. professur für litteraturgeschichte der renaissance und des humanismus.

Auf den durch Vietors tod erledigten lehrstuhl der englischen philologie in Marburg wurde prof. MAX DEUTSCHBEIN von Halle berufen.

Für neuere deutsche litteraturgeschichte haben sich habilitiert dr ADOLF VON GROLMAN in Giefsen, dr ERNST BERTRAM in Bonn, dr WOLFGANG LIEPE in Halle.

An die universität Hamburg wurde der privatdocent dr HEINRICH JUNKER von Giefsen als ao. professor der vgl. sprachwissenschaft berufen. — prof. dr HERMANN JACOBSOHN in Marburg wurde zum ordinarius befördert.

EHRENTAFEL IV.

Bereits am 14 dec. 1914 ist bei Flirey GUSTAV GRAU gefallen, der mit eindringendem scharfsinn die quellen der germanischen darstellungen des jüngsten gerichts aufsuchte. — am 28 aug. 1919 erlag den strapazen des feldzugs, nachdem er eine zweite, schwere verwundung glücklich überstanden hatte, im 28 lebensjahre KURT PLENIO, in dem unsere wissenschaft eine ihrer schönsten hoffnungen betrauert.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir werden von jetzt ab alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind, an dieser stelle mit preisangabe verzeichnen. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle, wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 15 februar bis zum 30 september sind eingelaufen:

Vom altertum zur gegenwart. die kulturzusammenhänge in den hauptepochen und auf den hauptgebieten. skizzen von F. Boll, L. Curtius, A. Dopsch usw. Leipzig, Teubner 1919. VIII u. 308 ss. 8°. — 9 m., geb. 10,50 m.

Lunds Universitets årsskrift n. f., sonderabdrücke aus afd. I bd. 14. Leipzig, Harrassowitz 1918. gr 8°:

- **A. Kock**, Altnordischer u-umlaut in ableitungs- und beugungsendungen. 30 ss. — 1 kr.
- **E A. Kock**, Jubilee jaunts and jottings. 250 contributions to the interpretation and prosody of old westteutonic alliterative poetry. 82 ss. — 2 kr. 75 öre.
- **A. Lindquist**, Urg. DAGAN-DAGA in wörtern des typus ahd. *siohtago*, mnd. *rikedage*, an. *skildagi* bzw. mhd. *irretac*. 45 ss. — 1 kr. 50 öre.
- **J. Sahlgren**, Västgötska ortnamn av typen 'Kölingared' och andra ortnamn som berätta om secundär bebyggelse. 25 ss. — 75 öre.
- **E. Wigforss**, De korta rotstavelserna i Skånemålen. 70 ss. — 2 kr.

C. Blümlein, Bilder aus dem römisch-germanischen kulturleben (nach funden und denkmälern). München, R. Oldenbourg 1918. 120 ss. 4°. — 5 m.

Dahlerup, Jacobsen, Jensen, Ordbog over det danske sprog. II halvbind. København. Gyldendal 1919.

K. Demeter, Studien zur Kurmainzer kanzleisprache (ca. 1400—1550): im Archiv für hessische geschichte u. altertumskunde n. f. bd. XII, Darmstadt 1919, s. 457—558.

Deutschunterricht und Deutschkunde. Berlin O 1919, Salle. 8°. — à 1,60 m.

- h. 3: **O. Weise**, Deutsche heimat und stammesart im unterricht an höhern schulen. 66 ss.
- h. 4: **P. Herrmann**, Glaube und brauch der alten Deutschen im unterricht auf der oberstufe höherer schulen 78 ss.
- h. 5: **P. Herrmann**, Einführung in die deutsche mythologie auf höhern lehranstalten. 77 ss.

H. Fischer, Schwäbisches wörterbuch. 58. lieferung. Tübingen, H. Laupp 1919. — 4,40 m.

Fontes rerum Austriacarum. Österr. geschichtsquellen. II abt. Der briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini. III abt. 1 bd. Wien, A. Hölder in comm. 1918. XV u. 634 ss. 8°. — 25 m.

P. Gaude, Das Odysseusthema in der neuern deutschen litteratur. Greifswalder dissertation. Halle a. S., druck von E. Karras 1916.

A. v. Grolman Fr. Hölderlins Hyperion. stilkritische studien zu dem problem der entwickelung dichterischer ausdrucksformen. Karlsruhe, C. F. Müller 1919. 94 ss. 8°. — 5,50 m.

Jahrbuch der Goethe-gesellschaft im auftrage des vorstandes herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 6 bd. Weimar, verlag der Goethe-gesellschaft, in comm. beim Insel verlag zu Leipzig 1919. VIII u. 341 ss. 8°. — 10 m.

A Köster, Prolegomena zu einer ausgabe der werke Theodor Storms. [Ber. üb. d. verh. d. Sächs. ges. d. wiss.] Leipzig, Teubner 1918. 73 ss. 8°. — 2,40 m.

C. v. Kraus, Die lieder Reimars des Alten. I teil. Die einzelnen lieder. II teil. Die reihenfolge der lieder. [Abhandlungen der Bayr. akademie der wissenschaften. philos.-philolog. u. histor. klasse. XXX 4. 6.] München, G. Franz in comm. 1919. 90 ss. 67 ss. 4°.

O. Lauffer, Das deutsche haus in dorf u. stadt [Wissenschaft u. Bildung nr 152]. Leipzig, Quelle & Meyer 1919. 126 ss. — 1,25 m.

H. Logeman. A commentary, critical and explanatory, on the norwegian text of Henrik Ibsens Peer Gynt, its language, literary associations and folklore. Haag, Nijhoff 1917. XIV u. 484 ss. 8°. — 9 gld.

Hundert jahre A. Marcus und E. Webers verlag. Bonn am Rhein 1919. VIII u. 392 ss.

Neuphilologische mitteilungen 1919 h. 1—4 (Helsingfors).

A. Noreen, Vårt språk. 28 h. (bd. VII 6). Lund. Gleerup 1919. — 3,75 kr.

E. Öhmann, Studien über die französischen worte im deutschen im 12 u. 13 jh. [dissertation von Helsingfors]. Helsinki 1918. 155 ss. 8°.

G. Roethe, Deutsche dichter des 18 u. 19 jhs. und ihre politik [Staat, recht und volk, heft 1]. Berlin, Weidmann 1919. 30 ss. 8°. — 1 m.

G. Roethe, Goethes Campagne in Frankreich 1792. eine philologische untersuchung aus dem weltkriege. Berlin, Weidmann 1919. 383 ss. 8°. — 17,60 m.

E. Rooth, Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten hälfte des 14 jh s untersucht und herausgegeben. akademische abhandlung. Uppsala 1919. 17, cxxxiv u. 164 ss. 8°.

M. Scherrer, Kampf und krieg im deutschen drama von Gottsched bis Kleist. zur form- und sachgeschichte der dramatischen dichtung. Zürich, Rascher & cie. 1919. 428 ss. 8°. — 8 m.

K. Schiffmann, Die stationsnamen der bahn- und schiffahrtslinien in Oberösterreich erklärt. 4 aufl. Linz, selbstverlag 1919. 40 ss. 8°. — 2 kr.

E. Schröder, Zwei altdeutsche schwänke. Die böse Frau, der Weinschwelg. 2 aufl. Leipzig, S. Hirzel 1919. 52 ss. — 3 m.

C. Schuchhardt, Alteuropa in seiner kultur- und stilentwicklung. mit 35 tafeln und 106 textabbildungen. Strafsburg, Trübner 1919. XII u. 350 ss. 8°. — 17 m.

E. Sievers, Metrische studien IV. Die altschwedischen Upplandslagh usw. II teil: texte. Leipzig, Teubner 1919. s. 265—620, gr. 8°.

O. Skulerud, Catalogue of norske manuscripts in Edinburgh, Dublin and Manchester. Christiania, Dybwad 1919. V u. 76 ss. gr. 8°. — 8 kr.

Sprak och Stil, bd XVIII, h. 4—5. Uppsala, A. B. Akademiska bokhandel 1919.

Theodor Storms Sämtliche werke in 8 bänden, herausgegeben von **Albert Köster.** I—III band. Leipzig, Insel-verlag 1919. 404. 339. 303 ss. 8°. — je 6 m, hl. 9 m.

Werner, J., Aus Züricher handschriften. der versammlung der schweizerischen bibliothekare in Zürich mai 1919 gewidmet. Zürich, druck von F. Amberger vorm. D. Bürkli 1919. 80 ss. 8°.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXIX, 3. 4. april 1920

Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung aus den quellen von **Karl Goedeke**. dritte neu bearbeitete auflage. nach dem tode des verfassers in verbindung mit fachgelehrten fortgeführt von **Edmund Goetze**. vierter band III. abteilung. vom siebenjährigen bis zum weltkriege. sechstes buch, erste abteilung III. teil. — vierter bd IV. abteilung. nachträge, berichtigungen und register zu IV. bd, abteilung II und III. — zweite ganz neu bearbeitete auflage. zehnter band. vom weltfrieden bis zur französischen revolution 1830. achtes buch, dritte abteilung. — vierter bd I. abteilung. vom siebenjährigen bis zum weltkriege. sechstes buch, erste abteilung, 1. teil. Dresden, LEhlermann. 1912. XVI u. 826 ss.; 1913. 321 ss.; 1913. VII u. 684 ss.; 1916. VIII u. 1232 ss.

Nach längerer pause (s. Anz. XXXVI 278) habe ich über vier inzwischen zum abschluss gekommene bände des neuen Goedeke zu berichten: über die neubearbeitung der paragraphen 201—232, die bis zu Goethes geburt führen und jetzt statt 418 seiten der zweiten auflage 1161 seiten in anspruch nehmen, über fortsetzung und schluss der neuen Goethe-bibliographie nebst register sowie über die neugestaltung der paragraphen 332 und 333, in denen die romane und epopöen der jahre 1815—30 verzeichnet sind. in dem ersten der hier zu besprechenden bände bilden Klopstock, Lavater, Lessing, Wieland, Herder, die Stürmer und dränger die höhepuncte. vor allem ist Lessing durch Muncker, der jetzt das ganze dritte capitel mit Klopstock (früher 18, jetzt 25 ss., dabei engerer druck) und Lavater (s. 242—281 gegenüber zwei seiten in der 2. aufl.!) übernommen hat, bei mustergültiger anordnung sorgfältigste revision — sie kam auch dem einleitenden lebensbild des dichters (s. 303 ff) zu gute — zu teil geworden. die früheren 26 ss. sind zu 171 angewachsen. auch die übersetzungen Lessingscher werke in fremde sprachen haben eingehendste berücksichtigung gefunden. für Wieland, dessen leben gleichfalls Muncker schon in der 2. aufl. neu geschildert hatte, konnte Goetze das bibliographische durch benutzung der sammlungen des dr med. GStumme in Leipzig wesentlich vervollständigen. den Herderparagraphen (gegenüber früheren 25 jetzt 56 ss.) übernahm nach Redlichs tode Ernst Naumann. die Stürmer und dränger (§ 230) hat WStammler auf grund der reichen vorarbeiten und mit unterstützung ASauers fertiggestellt, den abschnitt über Lenz selbständig beigesteuert. das einleitende litteraturverzeichnis zu diesem § umfasst jetzt 71 (früher 16) nrr. die bibliographie der musen-

almanache (§ 231) wurde von StHock erneuert. um die schon früher von ihnen bearbeiteten §§ 222 (popularphilosophen) und 224 romane) haben auch jetzt wider DJacoby und KMüller-Fraureuth (sich verdient gemacht. im einzelnen ist überall das streben nach vervollständigung und, wenn nötig, richtigstellung der angaben über werke und lebensdaten der verfasser zu erkennen, man vgl. nur die artikel Gerstenberg, Zollikofer, Pfenninger, ALKarschin, AvThümmel, JJBode, AGMeifsner, Wagenseil, vWestenrieder, Jünger, die dichter des Sturm und dranges und des Göttinger dichterbundes. frühere anonyma sind ihrem verfasser zugewiesen (s. 48 nr 23. 24, vgl. in der 2. aufl. s. 29 nr 22). eine gröfsere anzahl von schriftstellern wie JJHess (s. 22), JCharlotte Unzerin (s. 109)[1], JFTiede (s. 119), EvRochow (s. 511. 1148, bearbeitet von FJonas), JGSchlosser (s. 513), JFSchiller (s. 620), LMeister (s. 622), EvOertel (s. 624), SFTrescho (s. 644, bearbeitet von JSembritzki) erscheint jetzt zum ersten male im Grundriss. § 219 (geistliche dichter) ist gleichfalls durch eine grofse menge neuer namen bereichert worden. der anteil Österreichs an der barden- und politischen gelegenheitsdichtung tritt stärker als bisher hervor, insbes. der sich um Denis scharende kreis (s. 193ff). sehr willkommen sind die auszüge aus den bedeutenderen, tonangebenden sammelwerken und kritischen organen dieser zeit: die Bremer beyträge werden durch genaue inhaltsangabe s. 53—65 übersichtlich zur anschauung gebracht, von JHMercks recensionstätigkeit an den Frankfurter gelehrten anzeigen, der Allgemeinen deutschen bibliothek und dem Teutschen Merkur geben die auszüge aus den genannten zeitschriften (s. 749ff) einen guten überblick, ein gleiches verfahren bringt uns die journalistische tätigkeit eines WLWekhrlin (s. 834ff) nahe. das schon für die 2 aufl. herangezogene briefmaterial hat sich inzwischen um vieles vermehrt; in der neubearbeitung ist es in ausgiebigstem mafse verwertet worden, so dass wir fast bei jedem bedeutenderen schriftsteller neben seinen werken auch seine correspondenz überblicken können, s. zb. bei Ramler (s. 179), Gerstenberg (s. 189), Lavater (s. 252ff), Zimmermann (s. 481), Mendelssohn (s. 486), Nicolai (s. 498), Garve (s. 508), den brüdern Jacobi (s. 668. 692), Böttiger (s. 677). dass da, wo wie bei Lessing (s. 340f), bereits an anderem ort der briefwechsel in selbständiger publication vorligt, sich der Grundriss auf kurze namensnennung des briefschreibers oder -empfängers beschränkt hat, wird man nur gutheifsen (s. vorwort s. VII). mit dem was EGoetze als gesamtredactor dieses bandes sonst im vorwort über die widergabe der büchertitel, über berücksichtigung der nachdrucke, über abkürzungen vorbringt, wird man sich einverstanden erklären dürfen. auch an andern stellen begegnen wir gelegentlich subjectiv gefärbten äufserungen des sonst völlig im hintergrund bleibenden herausgebers, s. s. 1104. 1146. — dass der einzelne in der lage sein

[1] [vgl. Allg. d. Biogr. 39, 331. R.]

wird, aus seinem speciellen arbeitsgebiet hie und da nachträge zu liefern, ligt auf der hand; so konnte zb. Petsch in der DLZ 1907 sp. 2912—5 bei den allgemeines und theoretisches behandelnden §§ 201. 202 auf lücken aufmerksam machen, auch an der bibliographie vHallers und Gleims (§ 204. 209) einiges bemängeln. wenn ich im folgenden meinerseits eine kleine nachlese mir gestatte, so geschieht es, um bei dieser gelegenheit einmal wider auf die in der hallischen universitätsbibliothek aufgestellte vPonickausche büchersammlung hinzuweisen, die manches wertvolle, insbesondere auch aus dem hier interessierenden zeitabschnitt enthält.

§ 204 s. 22 zu AvHaller: ERoth, AvH., Leopoldina heft 44. 1908 nr 9; WvArx, AvH.s erste Alpenreise (1728). originalbericht des dichters zum ersten male mitgeteilt. Schweizerische rundschau 2, 441. 533; RMWerners besprechung von 2o (s. 24) in der Zs. f. d. österr. gymnasien 1884 s. 432—444; — s. 32 zu JFErdmann Fabricius: WHartung, Ein verschollener magdeburgischer dichter aus dem 18 jh. Magdeburg. zeitung, montagsbl. 1911 nr 43—45; s. 34 zu EKReichard nr 9 Der Kenner: WHartung, Die erste moralische wochenschrift Magdeburgs, ebda 1911 nr 19. — § 205 s. 38 zu JEPhilippi (vgl. noch Allg. d. biogr. 26, 76): Sottises Champêtres oder Schäfer-Gedicht des (Tit) Herrn Prof. Philippi seiner Seltenheit wegen zum Druck befördert. Leipzig 1733; Leberecht Ehrenhold, Belustigender poetischen Schaubühne fernerer Aufzug vorstellend: I Frau Furia, Flavia und Mürminde. II Msr. Wudrian von Tiefruffer. III Mons. Kopfweg. IV Herrn Magister Tryphon. Cöthen und Dessau 1748. zum einschreiten gegen den 'denunzianten' Philippi (Merseburg, 8 nov. 1731) enthält Ms. Hist. 139 F der vPonickauschen bibliothek material, ebda auch ein Erfurt 1734 verfasstes, in Göttingen gedrucktes gedicht auf Ph. und dessen poetische beantwortung (Göttingen 1 oct. 1734); — s. 38 zu JChTrömer: Jean Chretien Toucement, Curieuse Lob- und Trauer-Red uf ehn Verstorben [vignette: Trompett auf sein Schwartz Rapp]. Leipssigk 1731; — s. 40 zu GWRabener: WHartung, Die deutschen moralischen wochenschriften als vorbild GWR.s (Hermaea IX). Halle 1911; derselbe, R. und die Leipziger moralische wochenschrift Der Hofmeister. Euphorion 20, 61[1]. einiges handschriftliche aus anlass von R.s tod im Ms. Hist. 139 F der vPonickauschen bibliothek. — § 206 s. 57 zu Bremer beyträge III 2 nr 2: Der Dichter Treflichkeit die schwer zu lesen sind ligt auch als sonderdruck vor vPonickau Πd 1274 Q: Sr Wohledlen, Herrn Theodor Lebrecht Pitscheln, bey Gelegenheit Seiner den 25 Hornung im 1740 Jahre angenommenen Magisterwürde zugeeignet, und überall mit Erklärungen und Anmerkungen begleitet, von Gottlob Beniamin Straube, aus Breslau. Leipzig. — § 207 s. 76 elf Gellertbriefe, hslich vPonickau Misc. 2[b] fol., hat WStammler, Thür.-sächs. zs. f. gesch. u. kunst 2, 247 ff. veröffentlicht; zu s. 77 nr 9: La com-

[1]) [KKühne Studien über den moralsatiriker GWRabener. Berlin 1914. R.]

tesse suedoise ou memoires de madame de G*** [traduite par JHSam. Formey]. tome I. II. Berlin 1754; s. 78 nr 20[1]: Sammlung der sämmtlichen schriften von hrn. CFGellert. IV. Wien 1765; vPonickau Zb. 2965 enthält 18 (recte 15) schriften auf G.s tod 1770. — § 209 s. 83 zu Gleim: HPröhle, Vom preussischen grenadier (Gl.). sonntagsbeil. nr 41—43 zur Voss. zeitung 1887. — § 210 zur fabeldichtung: JChSt[eiger], Sammlung vermischter gedichte. Leipzig 1770. — § 215 s. 147 zu FWWeisker: Euphorion 14, 225. — § 219 s. 254 zu Lavater: drei briefe L.s an den evang. reformierten prediger JJMefsmer zu Dresden aus den jj. 1772. 1774. 1775 in vPonickau Misc. 2c, ebda 13 an denselben adressaten gerichtete briefe von GJZollikofer (s. 282) aus den jj. 1772—1786. — § 223 s. 533 zu Wieland: BSeuffert, Ein gutachten über universitätswesen aus d. j. 1778. festgabe für FrvKrones. — § 224 s. 575: Lesenswürdige Geschichte des Durchlauchtigen und tapfern Prinzen Celindo. Oder Tugend und Klugheit als die sichersten und treuesten Führer der Unschuld und Redlichkeit. Frankfurt u. Leipzig 1755; s. 584 nr 28 zu HEvTeubern: Edward Youngs Gedanken über die originalwerke in einem schreiben an Samuel Richardson. übers. von HEvTeubern. hg. von KJahn. Bonn 1910 (Kleine texte 60). — § 226 s. 660 zu FWGotter: vom 1 bde der Gedichte (nr 31) besitze ich ein exemplar mit: Frankfurt am Main in der Herrmannischen buchhandlung 1787, gleichfalls xiv u. 298 ss., also übereinstimmend mit der 2. Gothaer ausgabe; s. 663 zu AMSprickmann: WHosäus, Aus den briefen AMSprickmanns an Jenny von Voigts, geb. Möser. Zs. f. geschichte und altertumskunde Westfalens 39, 3—49. — § 230 s. 740 Allgemeines zum geniewesen: s. auch Merschberger, Die anfänge Shakespeares auf der Hamburger bühne. progr. des realgymn. des Johanneums zu Hamburg. 1890. — § 232 s. 1034: bei Friedrich vStolberg nr 12 ist der hinweis auf Pröhles aufsatz Stolberg und die Insel Felsenburg nicht am platze; es handelt sich nicht um den dichter, sondern um Schnabels aufenthalt in Stolberg!

Die dritte abteilung des vierten bdes bringt in § 235—246 die Goethe-bibliographie in KKipkas reichhaltiger neubearbeitung zum abschluss, die im wesentlichen Goedekes anordnung beibehalten, diese jedoch weiter ausgestaltet hat. nur gelegentlich sind zweckmäfsige umstellungen vorgenommen worden. so ist der ganze Wilhelm Meister jetzt den autobiographischen schriften vorausgeschickt und bildet mit diesen den § 241; der Faust ist gleichfalls in seinen einzelnen entwicklungsphasen, die früher über verschiedene §§ verstreut behandelt waren, nun einheitlich zu überblicken (§ 245), dabei hat auch nachträglich die geschichte der Faustsage, die Goedeke bereits im 2 bde § 173 bibliographisch verzeichnet hatte, vervollständigung erfahren (s. 772 ff). in ähnlicher weise ist bei den naturwissenschaftlichen schriften die gesonderte zusammenstellung bevorzugt worden (§ 244, vgl. s. v). —

die vierte abteilung trägt, hierfür namentlich auch aus den inzwischen erschienenen bedeutenderen antiquariatsverzeichnissen und auctionskatalogen verschiedener privatbibliotheken schöpfend, nach, was in den jahren 1910 bis anfang 1912 von Goethelitteratur hinzugekommen ist und endet mit einem ausführlichen register, dessen reichhaltigkeit, zweckmäfsigkeit und zuverlässigkeit sich schon jetzt für jeden, der sich über Goethe rat holen will, als äufserst brauchbar erwiesen hat und zu besonderm dank für die entsagungsvolle, und doch so wichtige arbeit verpflichtet. es wird sodann jeder benutzer begrüfsen, dass bei den einzelnen nummern von Goethes werken nicht etwa nur die Weimarer ausgabe citiert ist, sondern regelmäfsig auch aus der Kürschnerschen nationallitteratur, der Cottaschen jubiläumsausgabe und der des Bibliographischen instituts die belege gegeben sind. aus der fülle des neu hinzugekommenen hebe ich besonders den abschnitt über die deutschen und ausländischen Wertheriaden (s. 179—220, früher 6 ss.) hervor, wie denn überhaupt der bibliograph Goethes ein- und nachwirkung auf die weltlitteratur niemals unberücksichtigt gelassen hat. dem gleichen zwecke dienen stoffgeschichtliche zusammenstellungen, wie zb. beim Tasso (s. 301). die reichhaltigkeit des verarbeiteten materials veranschaulicht aber vielleicht am besten der Faustparagraph (s. 605—812). es wäre kleinlich, hier mit ein paar nachträgen aufwarten zu wollen.

Der zehnte band umfasst auf 657 ss. die romane und epopöen aus dem zeitraum von 1815—1830, die in der ersten auflage nur 136 ss., auf § 332 und § 333 verteilt, in anspruch genommen hatten. der bearbeiter Alfred Rosenbaum hat nicht nur jedem einzelnen der von Goedeke aufgenommenen schriftsteller seine nie ermüdende sorgfalt bei der durchsicht und vervollständigung zuteil werden lassen (vgl. zb. Daniel (Hermann) Schiff s. 428—441 gegenüber s. 747—9 der ersten auflage), er hat auch unsere bibliographischen kenntnisse durch aufnahme zahlreicher, bisher nicht verzeichneter, oder nur beiläufig von Goedeke genannter persönlichkeiten wesentlich bereichert, s. zb. Herlofssohn (nr 218), LStorch (nr 221). die 111 nrr beim roman haben sich zu 232 erweitert, die 150 nrr bei der epischen dichtung zu 318. dem romanparagraphen ist aufserdem als einleitung s. 2—7 eine bibliographie über allgemeine hilfsmittel zur theorie, technik und geschichte des romans und der novelle vorausgeschickt, sowie auf s. 493—533 eine zusammenstellung der anonymen romane und jener romanschriftsteller und erzähler angefügt, deren geburtstage und sonstige lebensdaten meist nicht zu ermitteln waren. angesichts solch überreicher production, die stark unter dem einfluss der romantik, insbesondere Tiecks (s. EvBülow nr 222) stand, vor allem auch den historischen roman pflegte, hätte man nur gewünscht, dass mehr bleibendes geschaffen worden wäre. aber wird es mit der gegenwärtigen litteratur nach wider hundert jahren wesentlich anders

sein? die jahrhundertprobe werden immer nur wenige bestehn. aus dem vorliegenden namengewirre ragt heute nur noch Zschokke (s. 58—114) als eine selbständigere schriftstellernatur hervor, Bührlen (nr 55), Baldamus (nr 98), Wilhelmi (nr 114), Spindler (nr 183) und einige wenige sonst noch können vielleicht beanspruchen, dass die forschung gelegentlich auf sie zurückkommt, die mehrzahl aber der in ihrer zeit besonders fruchtbaren und viel gelesenen autoren (nr 31. 50. 65. 74. 96. 124. 149. 167. 183. 190. 191. 192. 202) ist längst der vergessenheit anheimgefallen. erwähnt sei, dass auch Regina Frohberg (nr 91), deren neffe Paul Heyse war, dem hier geschilderten kreise angehört, in dem ebenfalls Helmut von Moltke als verfasser der erzählung Die beiden freunde (nr 203) vertreten ist. — die grenzen zwischen § 332 und 333 sind nicht selten fliefsende, insofern ein und derselbe verfasser an beiden gattungen, der erzählungsprosa und der epischen dichtung, beteiligt ist. von gröfseren artikeln aus dem letzterem gebiete seien LPyrker (nr 39), Agnes Franz (nr 123), MEnk von der Burg (nr 129; zu nr 14 Don Tiburzio vgl. Euphorion 7, 381), KEEbert (nr 156), Adelheid vStolterfoth (nr 202), AKahlert (nr 269) hervorgehoben.

Möchte es Edmund Goetze beschieden sein, auch die weiteren hefte des neuen Goedeke in gleicher weise wie bisher mit rat und tat zu fördern!

Halle a/S., dec. 1917. **Philipp Strauch.**

Metriske studier over ældre, tyske versformer. Von **J. Chr. Bonnichsen.** København, 1915. 128 ss. 8°.

Der verf. der vorliegenden abhandlung ist als musikalisch gebildet ein entschiedener anhänger der vor ihm auf germ. gebiete von AHeusler und dem ref. vertretenen musikalischen oder wirklich metrischen im gegensatz zur Sieversschen in des ref. augen unmetrischen metrik. ich bemerke, dass für meine metrischen anschauungen namentlich die Horazvorlesungen meines lehrers der classischen philologie in München WChrist beeinflussend gewesen sind, der seinerseits auf den schultern von Rossbach und Westphal stand.

Nach einer einleitenden übersicht über die geschichte der altgermanischen metrischen studien seit Lachmann (s. 5—25) geht Bonnichsen im hauptteile seines buches s. 25ff über zu einer untersuchung der strophen und versformen der deutschen historischen volkslieder in der ersten hälfte des 16 jh.s (1501—1554) auf grund der ausgabe (in bd 2—4) von RvLiliencron, indem er mit grofsem fleifse nacheinander den metrischen bau zunächst (s. 34—96) der 4- und 5- bis 8- und 9-zeiligen, darauf (s. 97) der 2- und 3-zeiligen, zuletzt (s. 98—102) der 10- bis 15 zeiligen strophen eingehend betrachtet ('zeile' hier überall in der bedeutung

der kurzzeile, der hälfte der altgerm. langzeile). er sucht zum verständnis des metrischen baues dieser strophen zu gelangen unter beständiger heranziehung der überlieferten melodieen, indem er in diesen (in einer musikbeilage s. 118—128 beigegeben), die ohne tactstriche überliefert sind, wie auch Böhme und vLiliencron es taten, tactstriche ansetzt (wie auch ich es unbedenklich tun würde, da man, wenn man den text hat, in den meisten fällen mit vollkommener sicherheit bestimmen kann, wo ein neuer tact beginnen muss). es ergibt sich, dass die (kurz)zeilen der gesungenen lieder (gleich denen der altgerm. allitterationspoesie nach des ref. ansicht) alle das mafs von zwei $^4/_4$ tacten (oder vier $^2/_4$ tacten) haben mit vier hebungen ´ˋ ´ˋ, oder bei pausierender vierter hebung ´ ´ˋ r.

Gegen die ergebnisse der sehr fleifsigen arbeit hat der ref. im einzelnen verschiedenes einzuwenden.

Dass bei gesungenen liedern der wortaccent vielfach den icten der melodie sich unterordnen muss, wird allgemein zugestanden und ist speciell für die lieder des 16 jh.s allbekannt. der verf. des vorliegenden buches verstöfst aber, und dies ist ein hauptpunct den ich gegen seine behandlung der verse einzuwenden habe, in seiner ansetzung der icten an allzu vielen stellen, in weit gröfserer ausdehnung als es notwendig gewesen wäre, gegen den natürlichen wortaccent. sogleich in der 1. zeile der ersten von ihm behandelten 4zeiligen strophe Lil. 518 B, gesungen nach der weise *Christé qui lùx es ét diès*, deutsch *Christé du bìst der hélle tàg*, welche erste zeile er s. 35 ansetzt *Owe mír Heinz vòn Wolfnbüttel wè* statt des meiner überzeugung nach richtigen *Owé mir Hèinz von Wólfnbüttel wè*, indem nicht allein *Wolfn-*, wie B. annimmt, sondern auch *-büttel* mit auflösung gesungen ist, also *Wólfnbüttel* gesungen wie *hélle* (je zwei achteltöne statt des vierteltons). (ebenso, richtig mit B. s. 61 im nd. liede Lil. 480, 16 *se ránten to Wùlfenbüttel vór dat hùs*, nicht richtig, wie er es gleich in der folgenden zeile für möglich hält, *se ránten to Wulfenbüttel* ...) s. 44 sagt der verf., dass im liede Lil. 417 die zeilen 1 f von str. 4 und 2 f von str. 5 zweisilbigen auftact haben: er will also lesen str. 4 *Als man zélt tausènt* ..., *im neun únd zwainzìgsten* ... statt *Als mán zelt tàusent fünf húndert jàr, im néun und zwàinz(i)gsten, síng ich fürwàr* (so vielleicht gesungen mit dem häufigen ausfall des *i* vor *g*, s. u.). ebenso ist in str. 5 nicht mit B. zu lesen *die in dér stat* ..., sondern *die ín der stàt stelten sích zu* (*de*)*r wèr, theten ín gar schòn entpfángèn.* Lil. 511 (Uhland 144), str. 2 ist eher zu lesen *Albrecht von Rósenburg wàs ein freier réutersmàn* als mit B. s. 52 *ein fréier reutersmàn*, da das stehende epitheton weniger stark betont ist als das substantiv. Lil. 613, 10 (s. 56) gewis nicht *Métz, du bìst schuldíg dràn*, sondern *Métz, dù bist schúldig dràn.* Lil. 433, 10 (s. 57 und 105) nicht *Zürìch* (da das ŭ in *Zŭrich, Zŭrcher* kurz ist), sondern *Zŭrich dù lóblichs òrt* (verdruckt *wòrt*), wie str. 74 *únser ùnschúldig blùt.* — umgekehrt

setzt B. einen accent, wie er für die prosa in ordnung wäre, gegen den tact der melodie s. 49 Lil. 322, 17, wo zu lesen sein wird *Herzog Úolrich, den pùnd des reichs hástu geschmàcht,* nicht mit B ... *den pùnd des réichs hastu g.* ebenso nimmt er s. 93 für die 2. zeile von Lil. 604, 3, abweichend von allen andern 2. 4. 6. und 9. strophenzeilen des liedes, die sämtlich 3 hebungen haben, 4 hebungen an (*fünfzehen hùndert fünfzig zwèi*) statt *fünfzehen hùndert fünfzig zwéi.*

Wie B. in seinem schlussteil s. 110ff, wo er das nd. lied von Ermenrikes dot zur vergleichung in metrischer hinsicht heranzieht, den einzelnen verszeilen gegenüber kritik übt, was principiell richtig ist, auch wenn er hier vielleicht nicht überall das richtige trifft, so hätte er dasselbe auch in seinem hauptteile tun sollen: hier aber tut er solches nur sehr selten. s. 38 bemerkt er, dass Lil. 590 C möglicherweise nicht gesungen ist *O Magdeburg,* sondern *O Máidburg, hàlt dich féstè* nach der weise *Es wolt ein jeger jagen* (so dann überall *Maidburg* str. 4. 7. 10. 13). s. 79 will er Lil. 414, 22₄ lesen *zum stúrme* (statt *stúrm*) *trìeb hinán.* s. 90 will er richtig Lil. 382, 7₈ *in christlicher brúderlicher lieb* von den beiden überlieferten adjectiven das eine streichen (er bemerkt nicht, dass das eine adj. wol nur eine mit in den text geratene variante des andern ist). ebda will er Lil. 375, 12 lesen *Dar béi wil ìchs lon bléibèn* statt *beléibèn* (*bleiben* wird durch Lil. 294, 19, von welchem liede 375 eine umdichtung ist, bestätigt). s. 48 will er die zeile 623, 3₁ bei Lil. bessern, trifft aber nicht das richtige, indem er lesen will *Am néunten Mùie és geschàch* (überliefert ist *Mai*; noch weniger richtig wäre es allerdings zu lesen *A'm neuntèn Mai és geschàch*): das richtige ist hier die lat. form des gen. des monatsnamens *Maii,* wie *Junii* in str. 13 *A'm néunden Jùnii és geschàch* und 26 *Den dréizehenden Jùnii nàch mittàg.* im allgemeinen hält B. sich an den wortlaut, wie er, nicht immer in gleichzeitigem druck, sondern sehr häufig erst in jüngerem vorligt, aber auch wo das lied in gleichzeitigem druck vorligt, wurde sehr häufig eine andre, am häufigsten eine vollständigere form gedruckt als die welche würklich gesungen wurde.

Die zeile Lil. 605, 7₉ ist jedenfalls nicht, wie B. s. 96 annimmt, gesungen *Conrát von Hànstein ìst er genànt,* da alle andern 2. 4. 6. und 9. strophenzeilen des liedes nur 3 hebungen haben (17₉ natürlich gesungen *doch schóſs er ùngehéur,* nicht *gehéuèr*), sondern entweder mit dreisilbigem, oder mit nur zweisilbigem auftact *Curt von Hánstein ìst er genánt.* es ist mir unklar, wie der verf. s. 38 zu str. 3₃ des liedes *O Magdeburg* (Lil. 590 C): *darwider wöln wir kémpfèn so láng wirs lèben hán,* wo *wöln* nach den noten als viertelton gesungen ist, behaupten kann, dass *wöln* in würklichkeit aus rein phonetischen gründen nur 'zweisilbig' gesungen werden könne. s. 43 will er Lil. 416, 11₃ mit zweisilbigem auftact gesungen wissen *ir muthwíllen thèttens*

tréibèn, während hier vielmehr (nach der weise *Es get ein frischer sommer daher*) mit einsilbigem auftact am ehesten gesungen ist *ir múthwillen thèttens tréibèn.* — wie wir zb. Lil. 450, 5_2 richtig lesen wie gesungen ist *wier Schwáben gewònhait ist* (*wier* mit einsilbigem auftact = *wie der*) und wie wir ähnliches häufig finden, so bemerkt B. s. 57 richtig, dass Lil. 613, 1_5 *wie es* als *wie's* gesungen worden ist[1]. ebenso sind *es* und *das* und *si* auch in vielen andern fällen zu *-s* geworden und so gesungen, ohne dass man es in der schrift bezeichnet findet, so ist zb. Lil. 277, 8 wol nicht 'mit zweisilbigem auftact' (und 'zweisilbiger erster senkung') *dass sie dír einen* . . ., sondern *das-s dír ein fríden máchèn* gesungen worden.

Wo auslautendes unbetontes *-e* vor folgendem vocal apostrophiert worden ist, ist das *-e* doch in unsern texten ganz gewöhnlich nicht fortgelassen. so ist zb. in dem liede Lil 480 (nach der weise *Ach got in deinem höchsten thron*[2]) str. 8_6 gewis nicht, wie B. s. 61 annimmt, mit 5 hebungen gesungen worden *dede ík dat bèste und únder ene állèn*, sondern *ded ik dat* (oder mit zweisilbigem auftact *ded ik-t*) *bést und ùndr en állèn.* das *e* in *-er* (wie hier in *under*) und *-en* konnte fortfallen, namentlich leicht wo die endungen vor einem vocal standen, so ist str. 30_4 (B. ebd.) wol gesungen worden *er ein párt de dìngedn ér der ërd*; ebenso das *e* der endung *-en* vor folgendem *n*, so wol str. 27_2 *de wólden nicht vorgèten mìnschen blòd.*[3] der verf. hätte beachten können (unter benutzung einer ausgabe mit noten[4]), wie kirchliche gesänge des 16 jh.s noch heute gesungen werden. so wird zb. heute gesungen (und zwar ohne teilung der töne an den stellen wo heute ein apostroph gesetzt zu werden pflegt, den ich hier

[1] in seinem satze '*wie es inen gát und gángen ist* har tostavelses optakt, idet *wie es* naturligvis er trukket sammen til *wie's*' wird statt 'idet (indem)' vielmehr zu lesen sein 'men (aber) *wie es* er her naturligvis' etc.

[2] über welche s. mein 'Ein hd. und zwei nd. lieder', Abh. der Gesellsch. der wiss. zu Göttingen n. f. VI 3 s. 10f.

[3] alle zeilen dieses liedes haben 4 hebungen, gegen B. der s. 60ff für viele zeilen 5 hebungen annimmt. so setzt er str. 37_3 an als *her bórgermèister, wìser hérè*, während die zeile sicher als *her bórgerméister, wìser hérè* zu lesen ist. es heifst im liede immer *bórgermèister* (vielleicht überall *bórmeister* gesungen), so 39 *Also krég de bórgermèister sìnen beschèid*, so 38, wo B. s. 62 selbst ansetzt *De bórgermèister spràk: ja dát schal sìn*, so auch 41. B. nimmt an, dass melismen, wie sie in der melodie dieses liedes auf die vorletzten hebungen der 2. 3. und 4. strophenzeile fallen, beim gesang zuweilen mit überschüssig erscheinenden silben der verszeilen ausgefüllt worden sind. sollte solche ausfüllung der melismen beim singen z. t. vorgekommen sein, so würde dies doch mit dem metrum des liedes an sich nichts zu tun haben. — für str. 39_1 dieses liedes nimmt B. s. 62 ohne grund nur 3 hebungen an mit pause an stelle der ersten hebung *he ìs so érenfèst* anstatt *hé ìs* . . . (*hè* als halber ton gesungen statt zweier viertel).

[4] zb. des Gesangbuchs der deutschen St. Petrigemeinde in Kopenhagen (Schleswig, Jul. Bergas).

fortlasse) in *'Allein gott in der höh sei ehr'*, der hd. fassung von Nik. Decius' nd. übersetzung des alten Gloria in excelsis: 2_1 *Wir loben, preisn, anbeten dich*, $_5$ *ganz unermessn ist deine macht*, 3_5 *durch grofse martr und bittern tod* $_6$ *abwend all unsern jammr und not.* in Luthers *Ein feste burg* str. 1_9 *auf erd ist nicht seins gleichen* wird statt der alten starken form *erd* jetzt gesungen *auf erdn ist*...; in Luthers übersetzung von Notker Balbulus 'Media vita' 1_3 (s. Neudr. 230 nr. 3) *Wen such* (und gedruckt *suchen*) *wyr der hulffe thu*, jetzt gesungen *Wen suchn* (einsilbig!) *wir der hülfe tu*, 3_3 *Wo soln* (in verschiedenen drucken *sollen*) *wir denn flihen hyn* (jetzt *Wo solln wir denn fliehen hin*). in der vorliegenden arbeit finden sich sehr viele verszeilen aus den historischen volksliedern angeführt, die in metrischer hinsicht ein richtigeres ausseln bekommen würden, wenn B. in höherem grade diesen punct berücksichtigt hätte. die sänger haben unzweifelhaft in solchen fällen die überschüssigen vocale fortgelassen, auch wenn sie sie in ihren fliegenden blättern gedruckt sahen. ich führe nur einige wenige fälle an. Lil. 350, 11_5 ist sicher nicht gesungen mit zweisilbigem auftact, wie B. es für das wahrscheinlichste hält, *Ulrich vón Huttèn ich ságèn*, sondern *Ulrích von Hútten*...[1] in der zeile Lil. 528, 27_4, die B. s. 78 als *wagt recht léib, gùt und èuwer sún* ansetzt, ligt die nebenhebung eher auf dem *ùnd* (*euwer* kann hier einsilbig als *eur* gesungen sein). s. 66 sagt B., dass das lied Lil. 533 nur an einer einzigen stelle zweisilbigen auftact habe, str. 11_6 *deinr órdnung wìderstrebèn*: er betrachtet also hier die überlieferte form *deinr* als notwendig zweisilbig. in meinen augen ist der auftact auch hier einsilbig. eine form wie *einr*, *deinr* usw. kann nicht allein wie hier vor vocal mit leichtigkeit, sondern auch für sich alleinstehend oder vor cons. als einsilbig, mit consonantischem *r* gesprochen werden, wenn auch allerdings die hervorbringung eines mitlautenden *r* nach cons. in einsilbigem wort in der praxis nicht jederzeit und für jeden sprechenden möglich ist und gewesen ist. im gotischen war eine form wie die des acc. *akr* mit dem nom. *akrs* einsilbig, ebenso *akr* im altnordischen, da sich in unsern got. texten und in altnordischer zeit in solchen formen nie und nimmer vor dem *r* ein hilfsvocal einstellt; ebenso sprechen die Franzosen wie bekannt heute eine form wie *notre* einsilbig, mit consonant. *r*, wenn sie auch aufser vor vocal die form als zweisilbig ((*notrə*) singen. in alten deutschen kirchenliedern können formen der art auch noch heutzutage ein-

[1] s. 70 sagt B., dass die str. Lil. 501, 34 zweimal dreisilbigen auftact hat, zeile $_3$ *man hindersich ziehèn geséhèn* (das er aber gleich darauf richtiger *man hindersich ziehen geséhèn* list) und $_7$ *thet er an káiser gnàd begérn* (das aber *thet er an* zweisilbig gesungen sein wird): er rechnet hier also nicht zeile $_4$ *gen kleinen Cámern àlso spát* (vgl. 35_4 *grofsen Cámern thèt er begérn*), das allerdings *gen kleinen Cámern* . . . gesungen sein kann.



silbig gesungen werden, auch vor consonant, so in Luthers *Erhalt uns herr bey deinem wort* (Neudr. 230 nr. 35) str. 3_2 *gib déim volck èinrley sinn auff èrd,* so am häufigsten in der vielgesungenen hd. fassung des Gloria in excelsis str. 4_2 *du állrheilsàmster tròsti*: hier wird heutzutage nach meiner beobachtung das *allr* in der weise einsilbig gesungen, dass die zungenspitze gegen die zahnreihe gelegt wird, wenn auch meistens der *r*-laut selbst nicht gehört wird; wo derselbe gehört wird, geschieht es meistens auf kosten des folgenden *h*. — s. 77 sagt B. richtig, dass es kaum zweifelhaft sei, dass die zeile Lil. 376, 2_4 *es léb keinr sèins geléich* nur einsilbigen auftact habe, also nicht gesungen ist *es leb kéinr*...: er meint hier, dass *keinr* nur eine 'tactzeit' fülle (= ein 'tempus', den vierten teil eines $^4/_4$ tacts, eine more), und in seinem schlussteil sagt er s. 106 von unsrer zeile, dass sie metrisch der halbzeile des Hildebrandsliedes *dat ságētùn mī* entspreche: damit will er also nicht die auflösung des vierteltons (in zwei achtel, oder $^3/_{16}$ + $^1/_{16}$) für *keinr* ausgeschlossen wissen. — da leichter noch als cons. + *r* ein *mn* (wie zb. in schwed. *hamn, namn*) im auslaut eines einsilbigen wortes gesprochen und gesungen werden kann, so kann zb. die zeile Lil. 450, 11_7 *wer den frommen landsknechten laid* (B. s. 67, wo *frummen* gedruckt ist) sehr wol *wer den frómn landsknèchten láid* gesungen worden sein. — die alten dativformen *eim, keim, deim* usw. begegnen häufig in den versen des 16 jh.s, auch in unsern historischen liedern: sie sind aber auch sehr häufig gesungen worden, wo der geschriebene oder gedruckte text die zweisilbige form *einem* usw. bietet. so ist zb. die von B. s. 67 besprochene zeile Lil. 315, 13_2 gewis mit nur zweisilbigem auftact gesungen worden *hast deim fürsten falschę rèd angébèn.*

Wo der vocal der endung *-en* nach *b, d* oder *g* fortfiel, gieng der nasal in den der media homorganen nasal über, dem sich dann die media assimilierte, *-bęn* > *m*, *-dęn* > *n*, *-gęn* > ŋ. ich führe nur je ein beispiel an. s. 66 sagt B., dass das völlig regelmäfsige lied Lil. 533 (in dem wir lasen *deinr órdnung wìderstrébèn*) nur an éiner stelle zweisilbige senkung habe, str. 17_7 *bei déiner hèilign gméin.* er will also *hèiligen* lesen, obwol das *e* nicht geschrieben ist. in würklichkeit haben wir hier nur einsilbige senkung: es könnte hier *hèilgen* ohne das *i* der endung *-ig* gesungen sein, wie häufig (s. u.), da aber das *e* nicht geschrieben ist, so wird hier eher *hèiliŋ gméin* gesungen sein (für *gn* das zu ŋ geworden war wird mehrfach *ng* geschrieben, wie zb. Hans Sachs in seinem Hürnen Seufrid z. 3 schreibt *den erbern herrn vnd zuechting frawen*). — *-dęn* > *n*. s. 90 meint B., dass ein vom meistergesang unbeeinflusster sänger die zeile Lil. 375, 10_3 unzweifelhaft nicht als *dass ir nít werdèn verlíerèn,* sondern *dass ír nit wèrden verlíerèn* vorgetragen haben wird. dies ist richtig, aber der vom meistergesang unbeeinflusste sänger und übrigens auch ein meistersänger konnte sehr wol einen schritt weiter gehn

und *wèrden* einsilbig sein lassen, *wèrdn* > *wèrn*. — *-ben* > *m*. s. 77 meint der verf., dass die zeile Lil. 587, 3_7 deutlich zweisilbigen auftact gehabt habe *und last dén liebèn gott wáltèn*, eher als dass *und lást den lieben gott wáltèn* gesungen sei. dies ist völlig unrichtig[1]. das letztere ist das einzig richtige, doch ist *lieben* gewis einsilbig gesungen. wie im nd. *bn* > *m* (Lil. 480 *blīven*: *rīden*, gesungen *blīm*: *rīn*, s. u.), so ist in Norddeutschland auch im hd. der übergang *-ben* > *m* sehr gewöhnlich (das lied Lil. 587 ist in Magdeburg 1551 gedichtet). so wird auch in Bayern und Österreich heutzutage *bn* wie in *gebn* oder im part. *blibn* wie *m* gesungen[2].

S. 81 bespricht der verf. die zeile Lil. 536, 17_5 mit dem reim *künigin*: *gelíngè*. es ist hier durchaus unrichtig, wie er will, *künígìn* zu lesen, vielmehr ist in der endung *-ig-*, wie sehr häufig, das *i* vor dem *g* ausgefallen (s. u.), und das *ü* zu *i* geworden (wie str. 13_6 *zindt* 'zündet', vgl. zb. in Lil. 272, 12_7 *ein kíng von Frànkréich*). es ist also gesungen *Hilf María du èdle kíngìn*[3] mit im reim, wie häufig, überschüssigem *-n*.

◡ × × (d. i. | ♩ ♩ ♩) statt ⏊ × (= | ♩ ♩) mit auflösung der doppelmore ist eine form des klingenden ausgangs, die in einigen liedern, wie Lil. 572. 587 (s. B. s. 83. 81) viele male, in andern, wie Lil. 536 (B. s. 81) nur in zwei oder (Lil. 558) drei zeilen, in vielen andern gar nicht begegnet, die indessen principiell in gesungenen liedern überall vorkommen kann statt der gewöhnlichen. B. sagt in solchen fällen, dass die zeile 4 m hat (d. h. vier hebungen mit männlichem ausgang) statt 4 w (mit weiblichem)[4]. aber der leser muss in solchen fällen jedesmal glauben, dass dies eine grofse unregelmäfsigkeit ist, und B. bezeichnet es auch selbst widerholt als 'unregelmäfsigkeit' (zb. s. 81. 83). s. 69 bezeichnet er zeilen dieser art (Lil. 450, 20_6 und 24_6) als 'stumpf statt klingend', gegen meinen und Heuslers gebrauch (s. Zur ahd. allitterationspoesie s. 121 und Heusler Zur gesch. der ahd. vers-

[1] B. sagt, dass es in demselben liede anders stehe mit den zeilen 4_6 und 7_4 *es kómpt* (4_6 *kömpt*) *ihr kèiner darvón*, da *keiner dar-* leichter und schneller gesprochen und geschrieben werde als *lieben gott*, es könne indessen auch gesungen sein *es kompt íhr keinèr darvón*. dieses ist nicht richtig, da *der liebe gott* ja eine im deutschen ungemein häufig vorkommende verbindung ist, die leichter und kürzer gesprochen wird und ward als *keiner dar-*, dessen *keiner* übrigens an beiden stellen unseres liedes ohne zweifel einsilbig als *keinr* gesungen worden ist.

[2] s. Curt Rotter Der schnaderhüpflrhythmus (Palaestra 90, Berlin 1912), s. 4.

[3] *i* und *u* sind vor vocal mehrfach als consonanten gesungen worden, so vielleicht, aber durchaus nicht notwendig, das *u* hier in *du èdle*, so das *i* vielleicht in Lil. 572, 9_3, wo B. s. 83 list *dass er díe erkànte wárhèit*: eher, zur weise *Ach du armer Judas* besser passend, *dass ér die erkànte* . . (gesungen *di er-* oder *dier-*).

[4] ich setze hier w statt des verf.s k = 'kvindelig'.

kunst s. 52), nach welchem auf 3 viertel des $^4/_4$ tactes ausgehende zeilen als 'klingend', nur auf 2 viertel ausgehende als 'stumpf' zu bezeichnen sind). zuweilen list er verse dieser art unrichtig, so will er s. 83f Lil. 572, 9 lesen *Dann wider gött den hèiligén gèist* statt *Dann wider gòtt den héil(i)gen gèist* (mit oder ohne *i* vor *g*, s. u.); ebenso list er s. 69 Lil. 296, 7_6 *das hat máncher Vènedígèr*: so, sagt er, müsse gesungen sein, 'da die zeile 4w sein soll'. das richtige ist, wenn gesungen worden ist wie schriftlich überliefert, *das hát manchèr Venédigèr*, doch könnte auch mit dem gewöhnlichen ausfall des *i* der endung *-ig* (wie gleich unten in *heilgem*) gesungen sein *Venédgèr* (sicher nicht *-ígèr*). Lil. 382, 9_1 ist das richtige nicht *Werthéim, Schweinfùrt, Roténbùrg*, wie B. s. 90 list, sondern ohne auftact (wie zb. str. 19_1 ohne auftact *Würzburg lìeſs aus schréièn*) *Wértheim, Schwèinfurt, Rótenbùrg.* bei dieser form des klingenden ausgangs finden wir begreiflicherweise mehrfach einsilbige männliche reime, was B. zt. wundernimmt und seine leser noch mehr wundern muss. so in dem liede Lil. 587, str. 1_1 und $_3$ (B. s. 81) *Woláuf, ihr lìeben lándsknècht: wir háben ein sàch, die íst gerècht*[1], wo B. hinzufügt 'obwol die eine verszeile 4w ist, die andre 4m'. ebenso Lil. 573 (B. s. 71), 7_3, wo B. lesen will *heilgém rych thòn übérzùg* (: *trùg*) statt des richtigen *héilgem rỳch thon überzùg* (hier steht würklich *heilgem* wie str. 6_2 *heilg*). er sagt hier, dass der 'versausgang freilich klingend, aber der reim trotzdem stumpf' ist. ebenso konstatiert er (ebda.) klingenden ausgang bei einsilbigem oder stumpfem reim für die $_1$ und $_3$ zeile von str. 14, wo er lesen will *Wo fálsch gloub ùnd glyſsnérỳ* (statt des richtigen *Wó falsch glòub und glýſsnerỳ*): *wo gót syn wòrt nit blýbt frỳ,* und str. 22, wo er list *Der úns das lìed hat gémàcht: hat gót syn wòrt nie véracht* (statt ... *hát gemàcht: ... nìe veràcht*).

Wie B. in vielen fällen 4m statt 4w findet, so findet er in noch zahlreicheren fällen statt 4m etwas das er als 5w betrachtet, nämlich im zeilenausgang zwei silben, die er als [notes] gesungen auffasst, statt éiner silbe $\grave{\times}$. ich betrachte diese auffassung in allen fällen als unrichtig. nach drei voraufgegangenen hebungen ´ ` ´ können im zeilenausgange zwei silben $\grave{\times}\,\times$, als zwei vierteltöne gesungen (wofür vorkommenden falles auch eine triole [notes] denkbar wäre), statt $\grave{\times}$ nur da begegnen, wo die folgende silbe des auftacts entbehrt, wo also durch die überschüssige more eine pause ausgefüllt wird und also die zeile vollen ausgang hat, wofür ich aber innerhalb der von B. behandelten texte mit ihren melodieen

[1] bei B. druckfehler *ist geschàch* (durch das vorhergehnde *sàch* hervorgerufen). druckfehler sind in dem buche überhaupt leider zahlreich.

kein beispiel gefunden habe. (abzusehen ist hier von der denkbaren möglichkeit, dass bei langen verszeilen anscheinend überschüssige silben hin und wider von sängern an der stelle einer erweiterung der melodie durch melismen untergebracht worden sind). der zeilenausgang ist als träger der vierten hebung vielmehr in allen fällen als viertelton einsilbig, oder zweisilbig ◡̀ ◡ aufgelöst als zwei achteltöne (oder möglicherweise $^3/_{16} + ^1/_{16}$) gesungen worden. so Lil. 257, 164f *und liefs man sie bleiben in irem wesen, niemant künd vor in genesen,* in welchem liede die zeilen 4f (wenn str. 6 *verlòren: geschwòren* gelesen wird) überall den ausgang × haben (B. s. 58, der die erste zeile mit 5 hebungen ansetzt, list die folgende *niemant künd vor ìn genésèn*). nur in éinem falle hat B. das in meinen augen richtige, s. 72, wo er von den beiden zeilen Lil. 405, 6_1 *So kúmpt de swàrte Háns van Sàssen,* 3 *deme lóven und rìke is hé gewàssen* sagt, dass sie nicht voll ausgehend sind und dass die beiden silben als zwei achtel gesungen worden sind. (die consonantische länge des aus *χs* hervorgegangenen nd. *ss* war im 16 jh. bereits gekürzt worden, also *Sàsn̥: -wàsn̥*). das entsprechende hätte B. für viele andre ähnliche fälle annehmen sollen. so für lieder, in denen wir noch in mhd. weise ◡̀ ◡ mit ˋ wechseln sehen, wie (B. 45. 104) Lil. 389, 50_1f *Ich hábs für wàrheit hóren sàgen: sie hátten ir fènlin umb dstángen gschlàgen*; str. 9_3 *die stát wöllen* (*wöllèn* oder (*die*) *wöln*) *wir nít aufgében,* 5 *wend é verlìeren léib und lèben;* str. 39_1f *Das sólten sìch die Gécken schàmen, auf dem réchen kàmen sie wider zůsàmen;* (s. 49) Lil. 322, 3 *An ainem* (oder *aim*) *ábend ist herzog Ùolrich für Stů̀tgart kòmmen, die stát die hàt er éingenòmmen* (nicht mit B. *kómmèn: éingenómmèn*); str. 15 *Zů Únder Tǜrken* (= Untertürkheim) *séind wir gelègen, die landschaft hát sich auf gnád und úngnad aufgèben*; 16 *Ir páuren taten vìl von dem von Hútten sàgen, heten ír die pùtten lénger tràgen!* viele der ausgänge, die B. als zweisilbig betrachtet, wobei er die zeilen als 5 w fasst, sind in würklichkeit einsilbig gesungen, indem der unbetonte vocal der zweiten silbe fortgefallen ist, auch wenn derselbe in vielen fällen noch geschrieben worden ist. so (s. 62) Lil. 480, 45_4f *dat se wólden bì dem páweste blìven* (gesungen *blìm* mit *bn* > *m*), *wólden sè wór hen rìden*; so (s. 49) Lil. 322, 6 *nènnen̥: kènnen̥* (vgl. Lil. 558, 5_3 *könn* einsilbig geschrieben in *des kriegs wol könn emperen,* wie an dieser stelle auch in der folgenden zeile *blieben* einsilbig gewesen sein kann). die einsilbigkeit zeigt in Lil. 277, 23 (B. s. 51) *Vyl hérren hàt man gefángen genòmmen̥* deutlich der reim auf *glòn* 'gelassen': gesungen ist also *gnòm* (mit assimilation des *n* an das *m*). einsilbig gesungen ist auch *kāmen̥: nāmen̥* in Lil. 588 str. 12 und 25 (B. s. 45f 104). in éinem falle hält B. vollen ausgang für möglich (es folgt aber auftact) neben zwei andern unrichtigen auffassungen derselben zeile (s. 81) Lil. 401, 40_7 *van wéme se it*

singen edder seggen hören (bei B. ist alle dreimal unrichtig *oder* statt *edder* gesetzt), wo vielleicht gesungen ist *se͡it*, *singn* und jedesfalls einsilbig *hœrn*[1]. in manchen fällen kann nach belieben des sängers einsilbig ⨯́ gesungen sein als viertelton oder zweisilbig ◡́ ◡ als zwei achtel, so *verlòren*: *geschwòren* oder *verlòrn*: *geschwòrn* Lil. 257₆, so *kòmmen*: *-genòmmen* oder *kòmn*: *-genòmn* in den oben gesehenen zeilen Lil. 322, 3, so *knàben*: *hàben* oder *knàbn*: *hàbn* Lil. 379, 4 (B. 58) *sam wérens èvangélisch knàben, was sie daràn gewúnnen hàben, sein sie wol wòrden ínnèn.*

In einem schlusswort (s. 103—116) sucht der verf. zu zeigen, dass, wie die deutschen historischen volkslieder und die älteren mhd. und nd. lieder gesungen sind, so auch die auf uns gekommenen reste der ahd. allitterationspoesie gesungen sein können. er sucht dieses zu zeigen durch den nachweis, dass die allitterationspoesie in grofser ausdehnung eben dieselben formen des verses und der teile des verses zeigt, wie die historischen volkslieder, von denen wir wissen, dass sie gesungen worden sind, indem wir ihre melodieen haben.

Langen auftact, wie er im ahd. vorkommt[2], zeigen auch vielfach die nhd. historischen lieder. so Lil. 511, 3₂ *er sprengt die von Nürnberg mit zwèi und vierzig pférden àn.* das andre bei-

[1] (wie zb. noch heute einsilbig gesungen wird *éingebòrn : verlòrn* im liede von Nik. Decius str. 3 *O Jésu Christ, sohn éingebòrn deinés himmlischen vàtèrs, versöhner dèrr die wárn verlòrn . . .*)

[2] Zur charakterisierung meiner auffassung des gesungenen ahd. Hildebrandsliedes wählt Sievers (Altgerm. metrik s. 11 f) absichtlich die zeilen 55ff mit den auftacten in beiden hälften von v. 55 (dass ich *ibu dir dīn* nur als triole von 3 statt 2 achteltönen, nicht als 4 sechzehntel ansetze, wie S. es mich tun lässt, indem ich annehme, dass das *i-* mit dem vorhergehenden *-o* in *aodlīhhǫ* zu éiner silbe verschmolz, was S. übersehen hat, darauf lege ich gar kein gewicht) und dem längeren auftact von 57 b, deren rhythmisierung durch mich ihm 'den eindruck des grotesk-komischen macht'. B. bemerkt dazu s. 113: 'einen grotesk-komischen eindruck sollte eine rhythmisierung wie die, die M. dem ahd. vers zu teil werden lässt [mit dem sing. meint er speciell den v. 57], doch nicht auf einen ernsten forscher machen können; aber auch wenn es so ist, so ist doch damit deren unrichtigkeit nicht bewiesen. es handelt sich hier um ein recitieren im tact nach einer bestimmten musik in einer weise, die allerdings in einem chorgesang nicht leicht auszuführen ist, die aber einem nur einigermafsen geübten solosänger nicht schwer fallen wird, und zwar mit einer würkung, die durchaus nicht 'grotesk-komisch' zu sein braucht'.

Auch ich meine wie B., dass der auf Sievers gemachte eindruck in keiner weise beweisen kann, dass meine auffassung unrichtig ist. ein mann der würklich altgermanische sänger gehört hat, war kaiser Julian. wenn Julian in höherem grade als er es war humorist gewesen wäre, so hätte er, meine ich, sehr wol die alemannischen sänger, die er hörte und sah, grotesk-komisch finden können: wie er war, fand er sie nach seinen griechischen ästhetischen begriffen *φαῦλοι τὴν μουσικήν, λυπηροὶ μὲν τοῖς θεάτροις* (d. h. für Julian selbst und sein gefolge), *σφίσι δ' αὐτοῖς ἥδιστοι, εὐφραινόμενοι ἐπὶ τοῖς μέλεσιν.* — weit davon entfernt die alten Germanen mit heutigen Sudannegern zusammenstellen zu wollen, will ich doch bemerken, dass ich Dinkaneger gehört und gesehen habe (gleich den

spiel aus diesem liede, das B. (s. 113) anführt, str. 6_2, von ihm gelesen *darauf thet er manchen Nürnbergischen pfeffersack jagen* (bei B. unrichtig *jágèn*) lese ich lieber *darauf thét er manchen Nürnberg(i)schen pféffersack jàgen*: B. hätte indessen die vorhergehende zeile 6_1, wie sie überliefert ist, anführen können *Albrecht von der Rósenburg (der) hat ein ròss, das kan zélten und tràben*[1].

S. 105 bemerkt B. richtig, dass die verszeilen der hd. und nd. historischen lieder des 16 jh.s im allgemeinen eine umfangreichere tactfüllung haben als die halbzeilen der ahd. allitterationspoesie. er bringt indessen doch s. 105 ff nicht wenige verszeilen namentlich aus den von ihm behandelten historischen liedern bei, die in den halbversen der ahd. allitterationspoesie ihre genaue oder einigermafsen genaue metrische entsprechung finden. so entspricht der halbzeile Hild. 44 *tôt ìst Hiltibrànt* in metrischer hinsicht, nicht so sehr wie B. ansetzt *Zürìch du* ..., als vielmehr *Zür(i)ch dù lóblichs òrt* Lil. 433, 10, der halbzeile Hild. 56 *hrústì giwinnàn* und andern halbzeilen im Hildebrandslied und im Wessobrunner gebet die zeile Lil. 300, 10 *bei tág ùnd bei náchtè*, vom auftact abgesehen; Hild. 41 *pist álsò giáltēt màn*, 65 *dō stōptùn tō sámanè* vom ausgang ⨯́ × ⨯̀ statt ⊥ ⨯̀ abgesehen dieser selben zeile und genauer der zeile Lil. 383, 10 *im lánd zògens áuf und àb*; Hild. 33 *wánt her dō ar ármè* und andre ahd. allitterierende halbverse zahlreichen nhd. versen (s. 107 f) wie Lil. 605, 6 *Fránkfurt ùnds ganz réichè*, mit auftact Musp. 102 *denne‿áugit èr dio másùn* einer zeile wie Lil. 325, 22 *An Péter Pàwels ávènd*; Hild. 54 (wie überliefert mit dem wol unursprünglichen *mit*) *brétōn mit sìnu bíllìu* vom fehlenden auftact abgesehen zahlreichen nhd. versen wie Lil. 310, 2 *Ein künig gewàltiglíchè* (ohne das *mit* würde *Ein küng gewàltiglíchè*, wenn so gesungen ist, entsprechen), usw.

Für einen kurzen halbvers von 4 silben, aber mit nur 3 hebungen, mit dem ausgang ⨯́ ⨯̀, wie Hild. 49 *wéwùrt skíhit* findet B. s. 110 wol mit recht in den versen des 16 jh.s keine entsprechung. für durch senkungen mehrsilbige halbverse von 3 hebungen, des ausgangs ⨯́ ×, wie *Hiltibràntes súnu* meint B. auch ebda., dass sich in den versen des 16 jh.s kaum eine entsprechung finde: wie sich ja aber im mhd. volksepos zahlreiche solche halbverse finden, wie Nibel. 37 *só wir hœren ságen*, 2007 *sprúngen für daz gádem* (und mit auftact C *die sprúngen* . . .), so führt B. aus dem aus älterer zeit stammenden, wenn auch erst in der

altgermanischen sängern σφίσι μὲν αὐτοῖς ἥδιστοι und im höchsten grade εὐφραινόμενοι über die eignen prästationen), die ich freilich ähnlich wie Julian nur als φαῦλοι τὴν μουσικήν nach europäischen begriffen betrachten konnte, die ich aber doch weder λυπηροί noch grotesk-komisch fand.

[1] auch die von B. hier s. 113 angeführte zeile Lil. 322, 7_2 (von B. mit fünfsilbigem auftact angesetzt *aber du hast nit vil darán gewúnnèn*) ist mit der vorhergehenden zeile 7_1 besser zu lesen mit einsilbigem reim: 1 *Herzog Uolrich, du bìst für Éssling kómmen*: 2 *aber (du) hást nit vìl darán gewùnnen*.

fassung des 16 jh.s vorliegenden nd. liede von Ermenrikes dot die halbzeile 16_6 *mit sýnem hòrnen bágen* an. — für kurze halbverse von nur 4 silben mit 4 hebungen von der art wie Hild. 9 *fóhèm uuórtùm*, 28 *chónnèm mánnùm* führt B. s. 108 auch keine entsprechungen aus dem 16 jh. an: er spricht sich aber an dieser stelle mit recht gegen Sievers auffassung in seiner Altgerm. metrik § 160 aus, dass es kaum glaublich sei, 'dass die bei weitem häufigsten rein viersilbigen formen des allitterationsverses sich in dem vollen umfang, den sie tatsächlich in der dichtung einnehmen, bereits in der zeit des ausschliefslichen gesangvortrags entwickelt haben sollten'. — für halbverse von 4 hebungen mit dem ausgang ◡̀ ◡ wie Hild. 5 *gúrtun sìh iro suért ànа* deutet B. s. 108 mit recht an, dass sich im 16 jh. kaum entsprechende deutsche verse mit fehlender senkung nach der dritten hebung finden (beispiele mit senkung nach der dritten hebung und mit auftact, von denen er keines anführt, hätte er unter den von ihm als 5w aufgefassten zeilen finden können, wie der oben gesehenen Lil. 389_7, 502_2, wenn wir lesen *sie hátten ir fènlin umb dstángen gschlàgen*): er führt hier nur eine der achten halbzeilen des liedes von Ermenrikes dot mit 4 hebungen in der Nibelungenstrophe an, 4_8 als *dat dú em nìcht tho ná gàest* (mit streichung des in der senkung vor *gàest* überlieferten *en*), die accente sind aber bei B. unrichtig angesetzt *dat du em nícht tho nà gáest*.

Bei dieser seiner untersuchung erinnert der verf. s. 105 betreffs der lieder des 16 jh.s mit umfangreicherer tactfüllung mit recht daran, dass, wenn auch deren verszeilen wol mit denen der allitterationspoesie verglichen werden können, was das metrische betrifft, doch die lieder der allitterationspoesie und diese späteren historischen lieder in litterarischer hinsicht keineswegs gleichartig sind, sondern in würklichkeit in einem sehr verschiedenen socialen niveau wurzeln.

Im schlussteil beurteilt B. s. 104 einige von ihm als 5w gefasste verszeilen richtiger als im vorhergehnden hauptteil, indem er die accente richtiger setzt (. . . *hóren sàgen* statt *hóren ságèn* usw.).

Wenn auch diese darlegungen des verf.s in seinem schlussteil nicht durchaus zwingend sind und nicht beweisen können, dass die auf uns gekommenen reste der ahd. allitterationspoesie gesungen worden sind, so tragen seine untersuchungen doch dazu bei zu zeigen, dass sie gesungen sein können: mehr als dieses hat B. selbst auch mit seinen darlegungen nicht zeigen wollen.

Ist auch manche auffassung des verf.s nach ansicht des ref. nicht richtig, so wird doch, hoffe ich, jeder leser seines buches in demselben eine sehr fleifsige arbeit sehen müssen.

Kopenhagen, 1915. **Hermann Möller.**

Wolframs Willehalm. von S. Singer. Bern, A. Francke. 1918. IV u. 128 ss. gr. 8°. — 10 m.

Dieser gehaltvolle genetische commentar bringt uns einen bedeutenden schritt weiter in der würdigung von Wolframs Willehalm. S. deckt in einzelheiten die zusammenhänge zwischen Aliscans und Wh. auf, insofern vergleichung mit den französischen texten möglich ist, insbesondere hebt er die von Wo. vorgenommenen änderungen hervor und äufsert sich dabei über die erwägungen, die Wo. zu einigen seiner änderungen geführt haben können. widerholt wertet er die veränderungen oder die kürzeren und längeren zusätze nach ihrer ästhetischen bedeutung, meist mit richtigem tact. wo entlehnung aus anderen quellen oder verwantschaft mit diesen in situation oder ausdrucksweise besteht oder vermutet werden darf, resp. von S. als solche betrachtet wird, zieht er aus seiner reichen belesenheit die entsprechenden stellen zur vergleichung heran. auch auf die von Wo. gebrauchten bilder lenkt er stets die aufmerksamkeit, sie vergleichend mit verwantem aus dem Parz. oder anderen werken. und dazwischen streut er kürzere oder mitunter auch längere ausführungen, die mit Wo. und dem stoff zusammenhängen, wie über den analphabeten Wo. oder den improvisator und vieles andere. kurz, S. bietet uns eine klärende arbeit, die uns den Wh. sachlich und ästhetisch näher bringt.

Aus seinen anderen werken kennen wir S. als einen kenntnisreichen und vielseitigen gelehrten, dem wir manches wertvolle ergebnis verdanken. wir wissen aber auch, dass er zu oft seinen parallelen eine zu grofse tragweite beimisst oder entlehnungen annimmt, wo schärfere kritik glaubt anders urteilen zu müssen. neben dem vielen objectiven und bleibenden in vorliegender arbeit kommt daher auch verschiedenes vor was beanstandet werden muss. ich greife drei puncte heraus, von denen nur der erste von einer entlehnung handelt, die beiden anderen litterarhistorischer natur sind.

Gleich am anfang, s. 2, gelangt S. zu dem resultat, Wo. zeige in seiner einleitung, dass ihm der prologus der Vita des hl. Wilhelm vorgelegen habe müsse, dass er wenigstens gedanken daraus entliehen habe, und daran schliefst S. dann bemerkungen, wie Wo. zu dieser schrift gelangt sein könnte. S. gibt einige sätze aus dem eingang der Vita, die die beeinflussung Wo.'s dartun sollen. — aber kein einziger satz berechtigt m. e. zu der annahme einer entlehnung. es berührt daher merkwürdig, wenn S. bei einem der sätze sagt, dass Wo. denselben scheint misverstanden zu haben. und S. lässt aufser acht, dass die Vita das anrufen des hl. geistes betont, während Wo. sich an Gott in seiner dreiheit — *'du drî unt doch einer'* — richtet, von dem er u.a. die menschwerdung und die schöpfende kraft hervorhebt, und seine — Wo s — verwantschaft und kindschaft erwähnt:

von einer besonderen aufgabe des hl. geistes ist bei Wo. nicht die rede. und soll Wo. aus der Vita den gedanken bezogen haben, dass der hl. Wilhelm zu den berühmtesten geschlechtern Frankreichs gehört habe, oder dass Wo. den heiligen bittet ihn zu behüten vor schande bei seiner erzählung? ich ziehe nicht einmal in betracht, dass die namen der eltern in der Vita ganz andere sind als bei Wo. hier hat das suchen nach entlehnungen — wie übrigens an anderen stellen — den gelehrten verf. irre geführt. und gesetzt, Wo. böte einen genauen anschluss an die eingangssätze der Vita, so wäre bei der unsicherheit über den inhalt der von Wo. benutzten französischen vorlage noch immer der gedanke zu erwägen, ob dieser französische text nicht etwas ähnliches enthalten haben könnte. so dass die ausführungen S.s über die weise, wie Wo. mit der Vita bekannt wurde, in jeder beziehung sehr problematisch sind. aber die sache hängt zusammen mit dem zweiten punct den ich zur sprache bringen will.

Obgleich an sich interessant, ist doch die weise wie S. sich die beteiligung des landgrafen Hermann an der entstehung und der weiteren ausarbeitung des Wh. denkt, zu hypothetisch, fast möchte ich sagen zu phantastisch, als dass er damit bei wem auch beifall finden wird. möglich ist allerdings, dass Hermann inbezug auf das inhaltliche des Wh. einen weit gröfseren einfluss ausgeübt hat als sich je wird ermitteln lassen. aber nach S.s vorstellung wird Wo. so ziemlich zu einem bearbeiter der gedanken und der auffassung Hermanns herabgedrückt. Hermann, der seiner zeit die Bat. d'Aliscans aus Frankreich mitgebracht hatte, habe sich besonders dieses werkes erinnert, als er i. j. 1215 in ein ähnliches verhältnis zu dem jungen kaiser Friedrich geraten sei, wie der Guillaume des französischen gedichtes zu dem könig Louis. der gedanke, die Bat. d'Aliscans deutsch bearbeiten zu lassen, sei bei Hermann angeregt durch Friedrichs besuch im januar 1215, und damit Friedrich die geplante und am 25 juli desselben jahres gelobte fahrt nach dem hl. lande nun auch antrete, solle das gedicht eine mahnung für Friedrich geworden sein, die unternehmung auszuführen. dabei habe Hermann sich immer mehr mit dem helden Willehalm identificiert und sich selbst in idealisierter gestalt dem deutschen volke zeigen wollen. daher auch die wichtigen änderungen und milderungen des an sich rohen und blutrünstigen französischen gedichtes. — S. unterlässt es aber aus dem Wh. die passus zusammenzustellen, die zu diesem schlusse zwingen, und zwar aus dem guten grunde, dass das gedicht nirgend solche passus bietet, auch Wh. 184ff nicht oder die sich auf Otto beziehenden vv. 381, 26ff. 393, 30ff. wir wissen aus der einleitung nur, dass Wo. Hermann das französische gedicht verdankte und insofern von Hermann die anregung erhielt. aufserdem ist alles was im deutschen gedicht von Willehalm erzählt wird, so eigenartig und so ganz verschieden von

dem was wir vom landgrafen wissen. dass wol niemand der zeitgenossen in der person des Willehalm den landgrafen in seinem verhältnis zum kaiser erkannt haben mag oder in dem gedicht eine parallelgeschichte zu dem landgrafen und dem kaiser wird gesehen haben. — ich vermute, dass S. bei dieser seiner construction zu stark unter den schlüssen seiner vor ein paar jahren erschienenen abhandlung über Wolframs stil und den stoff des Parzival (Wiener SB 180, 4. Wien 1916) steht, wo er Wo. zu wenig selbständigkeit zutraut.

Es kommt mir vor, dass angesichts der soeben genannten abhandlung in der vorliegenden studie eine tendenz ligt, die zwar nirgends besonders ausgesprochen wird, aber im vorwort doch kurz zum ausdruck kommt. es zeigte sich — heifst es daselbst — bei der vergleichung, dass 'jeder einfluss französischer oder provenzalischer litteratur, wie er sich im Parzival so stark geltend macht', fehlt, und der 'sich auch hier zeigen müste, wenn, wie einzelne kritiker meiner abhandlung über Wolframs stil und den stoff des Parzival gemeint haben, die dort (sc. im Parzival) sich überall aufdrängenden beziehungen zu diesen litteraturen sich auf Wo.s eigene kenntnis derselben zurückführten'. wir vermissen also, sagt S., im Wh. selbständige kenntnisse und ausführungen Wolframs in bezug auf französische und provenzalische cultur, und daraus ergebe sich für den Parzival der schluss, 'dass Wolfram nicht Chrestiens erhaltenes gedicht von Perceval, sondern ein anderes verlorenes als vorlage gedient habe' (vorwort zu 'Wolframs stil'), kurz das werk Kiots. — allerdings scheint der befund im Wh. zu dieser folgerung zu führen. dennoch glaube ich nicht, dass der Wh. zu dieser folgerung verwendet werden kann, weil nicht alle möglichkeiten dabei erwogen sind. ich nenne nur zweierlei, wobei ich den fall setze, dass Wo. in der tat ein uns verlorenes werk Kiots bearbeitet hat. 1. der schauplatz und die handlung in Aliscans und im Wh. ist doch sehr beschränkt und äufserst einfach im vergleich zu dem mannigfachen wechsel der scenerie und der vielverschlungenen, die verschiedensten dinge berührenden fäden im Parz.; zugleich tritt im Wh. das mystische und phantastisch-märchenhafte ganz zurück gegenüber dem umfang und der verschiedenartigkeit dieses elementes im Parz.; schon das religiöse hat im Wh. einen durchaus positiven charakter. es fehlte also in dem verhältnismäfsig realistischen Wh. gar zu oft ein würklich fruchtbarer boden zu einer reicheren entfaltung vielseitiger litterarischer anspielungen, obgleich diese nicht ganz fehlen und dann allerdings meist der deutschen litteratur, besonders dem Parzival, entnommen sind. 2. am hofe Hermanns war der tadel Gottfrieds über den Parz. bekannt, Wh. 4, 24 ff zeigt es. warum sollte Hermann, dem S. selbst einen so weitgehnden einfluss auf den Wh. zuerkennt, den dichter nicht ermahnt haben, bei diesem stoffe unnötige gelehrsamkeit ferne zu

halten und sich auf die erzählung zu beschränken, höchstens anzuspielen auf dinge, stoffe und situationen, die in der höfischen umgebung besonders bekannt waren? warum könnte Wo. sich nicht selbst diesen zwang auferlegt haben? — wenn S. in dem vorwort sagt, 'man fand ihn — Wo. in Wh. — stark unter litterarischen einflüssen stehend, vor allem unter dem seines eigenen Parzival, dann aber auch unter denen des Rolandsliedes, der Kaiserchronik, in zweiter linie der Eneide, des Iwein und etwa einmal Herborts, der predigt, geistlicher litteratur und des volksepos und volkstümlicher spruchweisheit', so bedeutet das in würklichkeit nur — denn 'stark unter litterarischen einflüssen stehend' besagt viel zu viel — dass Wo. aus deutschen werken ausdrücke und bilder brauchte, die ihm bei seiner arbeit ins gedächtnis kamen. ob er da nicht andere fremdartige unterdrückt hat? und wie selbständig — man denke nur an die gruppierungen der kämpfenden scharen im 8. buch — steht Wo. widerholt seiner quelle gegenüber, deren text im grofsen und ganzen nicht gar so weit von der uns überlieferten abgestanden haben wird. — so dass m. e. trotz der fehlenden hindeutungen auf die aufserdeutschen litteraturen im Wh. der schluss auf den charakter der quelle Wo.s für den Parz. nicht gezogen werden darf. —

Gegen ende seiner studie wird S. ungerecht gegen sich selbst, wenn er sagt, dass, weil uns der text der vorlage Wo.s fehlt, 'wir das problematische unserer gesamten vergleichungen erkennen'. es hat den anschein, als überschätze er den allerdings nicht ganz bekannten text der französischen vorlage und verkenne die eigne arbeit und die eigne einsicht. aber S.s sorgfältige, sowol auf bedeutendes als auf kleines eingehnde vergleichung und würdigung hat aufs neue bestätigt, um wie vieles Wolframs Willehalm allgemein menschlich, religiös und seelisch höher steht als die uns erhaltenen französischen texte von Aliscans, oder mit S.s worten auf s. 91, 'dass Wo. das höhere niveau seines gedichtes festhält'. S. hat unseren blick geschärft für den dichter Wolfram, wie er sich im Willehalm offenbart. und dafür gebührt ihm unser dank.

Tilburg (Niederlande). **J. F. D. Blöte.**

Ulrich von Türheim von **Eberhard Karl Busse** [= Palästra CXXI]. Berlin, Mayer & Müller 1913. VIII u. 181 ss. 8°. 6,80 m.

Der erste teil dieses buches, die abschnitte über Ulrichs leben und persönlichkeit (s. 3—35) und über seine fortsetzung des Tristan (s. 43—105) sind schon als Berliner dissertation erschienen. es schliefsen sich nun an eine besprechung der bruchstücke des Kliges (s. 106—114) und eine untersuchung der fort-

setzung des Willehalm (s. 115—178). den beschluss macht eine bibliographie (s. 179—181).

Es muss überwindung gekostet haben, sich einem dichter zuzuwenden, der besonders seit Lachmann und Gervinus im rufe gröster langweile steht, und gewis darf es als zeugnis lobenswerter selbstzucht gelten, dass der verf. bei seiner arbeit ausgeharrt und über den ursprünglichen rahmen noch hinausgegangen ist. seine bemühungen sind nicht unbelohnt geblieben.

Zunächst gelingt es ihm, ohne dass er im allgemeinen in übertreibungen verfiele oder würkliche schwächen seines dichters leugnete, bei dem leser anteil für ihn zu erwecken: 'wir werden und müssen hochachtung haben vor seinem ernsten und ausdauernden willen, vor dem hohen sinn mit dem er die kunst auffasst, und können wol sagen, dass, wenn nicht der dichter, so doch der mensch sich — — — ein rühmliches denkmal gesetzt hat' (s. 30). im wesen und würken Ulrichs fallen gegensätze auf: er ist ritter, aber ohne 'ausgeprägtes ritterliches standesbewustsein' (s. 16), 'seine dichtung hat etwas schmuckloses, bürgerliches' (s. 105). er ist epigone und weifs es, aber das ausgesprochene selbstgefühl, das er mit Wolfram teilt, 'gründet sich fast ausschliefslich auf seine litterarische leistung' (s. 22f). er setzt Gottfrieds werk fort, aber die verskunst seines Tristan (s. 62—91) zeigt ihn weit mehr als 'schüler Hartmanns' (s. 86) und später, nachdem er Wolfram kennen und bewundern gelernt hat, 'entwickelt sich seine verskunst nach Konrads art hin' (s. 90). obwol hagestolz, der nach eigenem geständnis in der liebe keine erfreulichen erfahrungen gemacht hat, schildert er Rennewarts und Alysens liebesglück und leid nicht unwürdig seines meisters und erhebt sich in der schon von Wilhelm Grimm gelobten erzählung von ihrer hochzeitsnacht zur 'höhe schlichter, menschlich ergreifender darstellung' (ss. 19. 132. 139). die mängel Ulrichs erklärt B. aus der ungunst der zeit (s. 2), aus äufserer unfreiheit beim schaffen (s. 57), andere, die nur oder wenigstens stärker in seinen späteren arbeiten hervortreten, als alterserscheinungen (besonders ss. 115. 163), wider andere aus der stoffwahl: 'denn das ist vielleicht der gröste fehler oder vielmehr die quelle aller fehler, dass Ulrich zu den beiden hauptgestalten [des Tristan] kein näheres, weder menschliches noch künstlerisches verhältnis gehabt hat. — — — er selbst hat es uns gesagt' (s. 104). die toleranz gegen fremde religionen wider, die ihn erfüllte wie Wolfram, machte ihm schwierigkeiten und geriet mit sich in widerspruch in einem werke wie es der Willehalm ist (s. 30f).

In seinen untersuchungen über Ulrichs verskunst baut B. auf den arbeiten von Heusler, Zwierzina und Carl vKraus weiter. 'hervorstechendster zug seines verses ist die sorgfältige schonung des natürlichen worttones und das ausgeprägte streben nach

einfach sinnvollem vortrag. — — — seine stärke ligt im rhythmischen. für die musik — — — hatte Ulrich kein ohr' (s. 86). 'für Ulrichs rhythmen charakteristisch sind die einsilbigen dritten tacte, das fehlen der letzten senkung, rhythmen, die bei Gottfried und seiner schule, auch bei Wolfram gemieden werden' (s. 76). beachtenswert erscheint mir, was B. über 'pausierte senkungen' beobachtet. er unterscheidet 'scheinbar einsilbige tacte' mit pausierter senkung von 'den würklich einsilbigen', deren 'tonsilbe lang und stärker betont sein muss als die des folgenden tactes' (s. 78), list also *nû lône dir got, süeze Isôt* mit pausierter senkung nach *got*. — 'die reime sind mit die schwächste seite der kunst unseres dichters' (s. 85). In B.s betrachtungen des stiles (ss. 91—105. 168—178) bewähren sich wider die gesichtspuncte und bezeichnungen, die im anschlusse an Rudolf Fischer und Heusler namentlich Schwartzkopff (Rede und redescene in der deutschen erzählung bis Wolfram) aufgestellt oder eingeführt hat. Ulrichs 'beste leistung sind ohne zweifel die ausdrucksvollen dialogpartieen' (s. 97), aber in der 'eingliederung der rede in die erzählung' ist er 'schwerfällig' (s. 100), manchmal geradezu 'ungeschickt' (s. 101).

An litterarhistorischen ergebnissen hebe ich hervor: für die Tristanfortsetzung 'kommen wir mit der annahme Eilharts als einziger quelle Ulrichs vollkommen aus. — — — der rückschluss auf eine uns sonst unbekannte französische vorlage ist auf jeden fall unzulässig' (s. 61). allerdings reicht 'die genaue parallele' zu Eilhart nur etwa bis v. 2000 (s. 51, vgl. s. 57). hier 'hat Ulrich von Eilharts erzählung irgend wesentliches nicht ausgelassen, seine änderungen und zusätze sind geringfügig und in ihren motiven durchsichtig. er vereinfacht hin und wider, — — — er motiviert besser, — — — vor allem aber charakterisiert er schärfer und feiner' (s. 56). 'im zweiten teil wird seine erzählung zwar kürzer, dafür aber auch — — — unklar, ja widerspruchsvoll' (s. 57). das verschiedene verhalten zu der vorlage erklärt B. anders als Lichtenstein und Golther mit seinem 'empfinden, als ob Ulrich im umfang seines werkes beschränkt gewesen sei' (ebenda); deshalb habe er, als er merkte, dass auf die bisherige art 'nicht durchzukommen war, ganz bedeutend gekürzt'. einige gestalten Eilharts hat Ulrich 'umgeformt': 'der herzog und die herzogin [Isotens eltern] sind so gut wie neuschöpfungen Ulrichs'. Isolde Weifshand selbst, bei Gottfried '*stolz unde wîse* — — — etwas zu bewust kokett', bei Eilhart 'frech', erscheint nun 'schlicht, liebenswürdig mit einem zug feiner schalkhaftigkeit', besonders in ihren abschiedsworten an den geliebten von 'inniger schlichtheit'. ebenso wird ihr bruder Kaedin veredelt: 'hier weicht Ulrich am stärksten von Eilhart ab. er nimmt ihm unwürdige züge. — — — er ist neben dem freunde [Tristan] der kleinere — — —, dem dichter

aber steht er zweifellos näher. — — — das pathetische ligt dem dichter nicht, am besten gelingen ihm die schlichteren gestalten. — — — In diesem sinne — — — ist sein werk wie der ausfluss auch der spiegel seiner einfach tüchtigen persönlichkeit' (s. 102 ff).

Die fortsetzung von Wolframs Willehalm ist mit ihren beinahe 36 000 versen nicht einheitlich. der erste teil, den B. 'Rennewart' nennt, 'ist die schöpfung des reifen mannes, das beste, was wir von Ulrich besitzen' (s. 115). 'dieses werk, bis zu Rennewarts verlassen Portibaliarts etwa reichend, bestand ursprünglich selbständig, unabhängig von Wolframs werk. — — — quelle Ulrichs ist eine (vielleicht) etwas erweiterte fassung der Bataille d'Aliscans. diese bearbeitete Ulrich nicht im anschluss an Wolfram, sondern er griff die gestalt Rennewarts heraus und ordnete die von der vorlage gegebenen motive frei zu einem neuen organon zusammen. — — — später ihm zugänglich werdende branchen veranlassten dann den dichter zu einer fortführung seines werkes. nun erst versuchte er den anschluss an Wolframs werk zu gewinnen'. die uns jetzt vorligende einleitung, in der die vollendung von Wolframs gedicht angekündigt wird, enthält einen schon von Kohl (Zs. f. d. Ph. 13, 158) bemerkten 'offenbaren widerspruch' mit dem was tatsächlich folgt, denn das 'ist keineswegs die weiterführung des Wolframschen werkes, sondern eine wideraufnahme der erzählung an einem viel früheren puncte' (s. 148). aber 'ursprünglich lautete die einleitung anders: reste der alten einleitung sind uns vielleicht noch erhalten in der dedication des werkes an eine dame' (s. 151 und anm.). die jetzige zeigt wie der dritte teil von Ulrichs Willehalm den 'altersstil' des dichters und enthält 'klagen über den dem menschen immer näher rückenden tod'; wie im dritten teil 'haben wir es hier offenbar mit einem alten mann zu tun' (ebda).

Auch der zweite teil, 'die mönchschaft Rennewarts', beruht auf einer französischen vorlage, dem Moniage Rainouart, jedoch 'verwendet Ulrich [von diesem] nur den ersten, ernsten teil, den zweiten, in dem — — — wundergeschichten — — — überhand nehmen, lässt er beiseite. — — — doch auch von dem aufenthalt Rennewarts im kloster übernimmt er keineswegs alles. die roheiten Rennewarts, die gemeinen hinterhaltigkeiten des abtes und der mönche streicht er im übrigen lässt er so viel wie möglich stehen, tatsächlich viel zu viel' (s. 153). 'eine ganz freie schöpfung Ulrichs' ist Kruchan, 'der edle heide: ein gegenbild des edlen Tinas aus dem Tristan. weltmann, vornehm — — —, liebenswürdig, conciliant, der geborene diplomat' (s. 156 u. anm.).

der dritte und letzte teil, 'die mönchschaft Willehalms' 'zerfällt in zwei deutlich von einander geschiedene hälften: die geschichte Malfers und die mönchschaft Willehalms. die fran-

zösische vorlage dieser ist der Moniage Guillaume' (s. 157) und zwar die ältere fassung (I) (s. 161). da er aber 'aus dem klosterschwank eine heiligengeschichte machen' will (s. 162 anm.), 'greift er noch zu einer andern quelle, der Vita SGuilelmi. erfinden war seine stärke nicht', dagegen 'werden wir Ulrichs leistung als anlage, composition, gar nicht so gering werten. in der ausführung ist er matt, ja läppisch' (s. 163), was der verf. wider mit dem alter des dichters erklärt. für die geschichte Malfers mit Gervinus 'eine verschollene französische quelle' anzunehmen, hält B. wie Becker (Die altfranzös. Wilhelmsage) für 'übereilt' und für 'durchaus überflüssig' (s. 158). er sieht in ihr vielmehr 'ein muster tüftelnder mittelalterlicher historienschreiberei', eine 'combination' des gealterten deutschen dichters, der 'mit dem gegebenen ausgangspunct, der eroberung des heidnischen landes' bekannte vorstellungen vom zuge Alexanders des Grofsen, von Penthesilea und dem priester Johannes verbunden habe. 'da anfang und ende an fest geglaubte tatsachen anknüpfen, mag Ulrich, der entschieden keine phantasiegeschichten schreiben wollte, allen ernstes seine construction ebenfalls für wahr genommen haben' (ebda). wider 'eine echte erfindnng Ulrichs' ist der bischof, 'ein guter kamerad und freundlicher, zufriedener mensch' (s. 163). interessant sind hier anklänge an das Eckenlied und den Rosengarten A. 'ein abhängigkeitsverhältnis zwischen Ulrich und dem Rosengarten A ist jedoch nicht zu erweisen' (s. 160). schade, dass B. die stelle aus Ulrichs werk nicht abdruckt. auf stilistische einwürkung des 'volksepos' verweist er s. 169 und 171.

Im zweiten und im dritten teile 'spielt selbsterlebtes hinein', 'hören wir stimmungen jener tage': 'seine begeisterte reichsgesinnung' spricht U. im zweiten teile aus (s. 14 ff, s. 157), in Malfers zügen glaubt B. 'kreuzzugserlebnisse nachklingen zu hören' (s. 159).

Als ganzes betrachtet, zeigt der Willehalm einen andern stil als der Tristan. der wichtigste grund für die änderung ligt 'in der grofsen erfahrung des dichters: seiner näheren bekanntschaft mit Wolframs kunst' (s. 169). dieser hat ihm auch 'das souveräne gefühl des dichters, mit seinem stoff schalten und walten zu können, — — — übermittelt', ihm 'zur geistigen freiheit dem stoffe gegenüber verholfen' (s. 172). trotzdem ist Ulrich freilich 'in den grenzen seines wesens geblieben. er hat gelernt von Wolfram, mehr gelernt, als wie jener sich räusperte und spuckte; darin tut Gervinus ihm unrecht, — — — doch bleibt er stets er selbst. — — — es fehlt ihm der witz, die phantasie — — — und die anschaulichkeit. — — — er sinniert, und je älter er wird, desto mehr, aber ohne jeglichen tiefsinn, nüchtern, höchstens ein wenig resigniert' (s. 174 ff).

Im vergleiche mit der französischen quelle ist die deutsche

dichtung 'im einzelnen — — — menschlicher, tiefer und auch schöner, doch dem ganzen fehlt die harmonie. — — — die französische dichtung ist im höchsten sinn national und christlich, — — — unsere konnte nicht national sein und statt christlich wurde sie theologisch' (s. 177).

Die chronologie der werke Ulrichs setzt B. folgendermafsen an: 'in den 20er jahren [des 13 jh.s] schrieb er den Kliges, um 1230 den Tristan, um 1240 den Rennewart' (s. 42). der ganze Willehalm ist 'das werk von jahren, vielleicht jahrzehnten' (s. 115).

Die ergebnisse, zu denen B. gelangt, sind an sich nicht unwahrscheinlich und stehn auch mit den gesicherten erkenntnissen der wissenschaft nirgends in widerspruch. dass seine 'untersuchungen, solange die Willehalmfortsetzung noch nicht herausgegeben ist', in hinsicht auf diese 'riesenarbeit' Ulrichs 'mehr ein versprechen als eine erfüllung sind', erkennt der verf. selbst (s. v). aus der Berliner Willehalmhs. hat er drei gröfsere stücke abgedruckt: 'die grofse scene zwischen Kyburk und Rennewart' ss. 120—125, 'die brautnacht Rennewart-Alysens' ss. 132—136 und die 'einleitung' ss. 143—148. dankenswert ist auch die bibliographie.

An kleinigkeiten habe ich bemerkt: s. 152 anm. 1 soll es wol heifsen: 'die namen Johannes und Diete' statt des singulars: 'den namen Johannes Diete'. s. 159 ist das pronomen 'ihr' in beziehung auf 'Kappadokien' grammatisch nicht zu halten. die mehrmals auftretende schreibweise *vrauwe, vräude* ist als druckfehler anzusehen. werturteile über einzelne leistungen Ulrichs wie 'prachtvoll' s. 82, 'wundervoll' s. 118, 'vorzüglich' s. 130 wird auch, wer sie nicht gerade unterschreiben möchte, dem verf. gerne hingehen lassen, der sich im grofsen von übertreibungen und schönfärberei freihält, sich zwar 'gegen einseitige betonung der überragenden vorzüge' der französischen vorlage (s. 165) und unterschätzung seines dichters wendet (ss. 162, 174, 179f), aber sich schliefslich doch mit der feststellung begnügt: 'ganz so arg wie sein ruf ist Ulrich nun wol doch nicht'.

Wir haben es B. zu danken, dass er uns durch seine gewis entsagungsvolle hingabe ein gerechteres urteil über den dichter ermöglicht und ein anschaulicheres bild von ihm entworfen hat.

Graz. **Justus Lunzer.**

Thomas Murner Von dem grofsen Lutherischen Narren herausgegeben von **Paul Merker** [Kritische gesamtausgaben elsässischer schriftsteller des mittelalters und der reformationszeit veröffentlicht von der Gesellschaft für elsässische litteratur. Thomas Murners Deutsche schriften mit den holzschnitten der erstdrucke herausgegeben unter mitarbeit von Fr. Bebermeyer, K. Drescher, J. Lefftz, P. Merker, M. Spanier u. aa. von Franz Schultz. bd. IX]. Strafsburg, Trübner 1918, XI u. 427 ss. — 16 m.

Merkers ausgabe des Grofsen Lutherischen Narren eröffnet die reihe der 'kritischen gesamtausgaben elsässischer schriftsteller'. aber der herausgeber setzt in der vorrede (s. x) und am schluss der einleitung (s. 73 ff) auseinander, warum er eine kritische ausgabe nicht gibt. zwar nennt er die seinige schliefslich doch so; aber die 'philologisch-normierende herausgeberpraxis' lehnt er ab, und was er bietet, ist ein mit den bildern der originalausgabe versehener, von Du Mont Schauberg vortrefflich hergestellter neudruck, bei dem an 27 stellen 'offenkundige' druckfehler im text[1] und an 23 'wahrscheinliche' im commentar[2] berichtigt sind. die abweichungen der neuauflage B, die nur an zwei stellen be-

[1] nicht ausgeführt sind in meinem exemplar des textes die correcturen 1765 von *im* in *in* (die mir aber nicht unbedingt nötig scheint, da sich *im* auf *der türck* 1761 beziehen lässt), 2071 *domit* in *do nit*, 2598 *Das* in *Des ſoltu in genieβen lon*, 3078 *Wa* in *Wol*, 4072 *dem leyen* in *der leyen*.

[2] s. s. 82. aber 55 war nicht zu beanstanden, obwol sich M. hätte auf NB 15, 36 berufen können. der patron der besessnen steht für diese selbst, und der vers bedeutet: die verrückten dorthin bringen wohin sie gehören. wenn ferner M. 503 f *Ich laſs mich nicht als leicht verſcheiben, Von meinem narrenkolben treiben* das erste reimwort in *verſchieben* ändern will, so ist das unnötig und belastet Murner mit einem in seiner sprache unreinen reim: denn es gibt ja auch ein mhd. stv. *ſchîben* 'volvere', Mhd. wb. II 295, Lexer II 715. *verſcheiben* steht auch bei Wickram Metam. II 1492 im reim auf *treiben*. 981 bessere ich *pfar* unbedenklich in *war*; *ſemlich war* steht auch 1528. die erklärung von *pfar* als mhd. stf. *par* 'beschaffenheit, art' (im Wartburgkrieg und KTirol belegt), ist ganz unwahrscheinlich. 1436 wird besser *Im* eingesetzt. 1464 f sind wol die reimwörter umzustellen. 1729—31 möchte ich *gerent: ſehent: geſent* lesen, obwol diese umgelauteten participien bei Murner ungewöhnlich sind; *das in gotz marter ſchant* scheint mir unmöglich. 1897 lehn ich die conjectur *gugelhopfen* (mit unreinem reim auf *bachoffen!*) ab; ich fasse *gegenhoffen* 'wider erwarten' als den erfundenen namen eines samens der nicht aufgeht; vgl. den ortsnamen *Nindertda* im Wachtelmære und ähnliches. diese und die folgenden 5 zeilen, die M. unverständlich geblieben sind, stammen wol aus einem verlornen märchen von unmöglichen dingen, das mit der Zs. 39, 150 gedruckten lügenpredigt *Vom packofen* verwandt war. lis ferner: 221 *ſoloecismus* (*ſoleocismus* auch im commentar widerholt!) und trotz der gelehrten anmerkung wol auch 219 *fragmentis*; 973 *Dan das herumbucken thůt* ⟨*gût*⟩; 2308 *riemen* (wo M. 'falsche diphthongierung' annimmt, 'wie sie die sprachliche unsicherheit dieser übergangszeit öfters aufweist': allzuviel ehre für ein einfaches versehen des setzers!); 3246 (mit B) *geflöhet*; 3254 doch wol *duppel* (für *düppel*); 3839 *knie*; 4030 *brune*; 5202 *malten*. 1929 ist *manigfal* wol druckfehler der neuen ausgabe. s. 306 letzte zeile lis 3485.

deutender sind, sind in fufsnoten angeführt.[1] ich habe mich schon 1896 Anz. xxii 287 f gerade im hinblick auf Murner für eine 'würklich kritische' ausgabe ausgesprochen, und finde die gründe die M. für seine enthaltsamkeit geltend macht, unzulänglich. im gegensatze zu der sprache des 17 und 18 jh.s befinde sich die sprache des 16. überall noch in einem tiefgreifenden übergangsstadium, das zahlreiche sich widersprechende neuerscheinungen begünstige; mhd. und nhd. formen stünden noch unvermittelt nebeneinander, besonders im westlichen oberdeutschland; überdies sei gerade Murners sprache besonders reich an allerhand unebenheiten und flüchtigkeiten. mir ist nicht unbekannt, dass sich schon JGrimm für das 16 jh. ähnlich aussprach und dass sich Erich Schmidt in seiner ausgabe des Joseph von Thiebold Gart s. 16 f auf ihn beruft. ich erlaube mir im vorliegenden falle trotzdem anderer meinung zu sein und eine kritische Murnerausgabe erstens für wünschenswert und zweitens für möglich zu halten.

Es gibt einen durchschlagenden grund, weshalb wir für das 16 jh. und überhaupt für die nhd. litteratur anders verfahren als fürs 13. und neudrucken vor kritischen ausgaben im allgemeinen den vorzug geben: der litterarhistoriker hat ein interesse daran zu wissen, in welcher gestalt ein litteraturwerk auf die zeitgenossen gewürkt hat, und deshalb darf ein druck der in vielen hundert oder tausend gleichlautenden exemplaren verbreitet war, gröfsere beachtung beanspruchen, als eine hs. neben der es mehrere davon abweichende gab. in den meisten fällen wird ein neudruck auch genügen. nur wo es eine reihe voneinander abweichender ausgaben gibt — umgearbeitete fassungen in drucken oder hss. — hat sich längst das bedürfnis herausgestellt, das bild in einen variantenapparat zur ausgabe erster oder letzter hand zusammenzudrängen. kann die textkritik aber feststellen, dass die drucke von der gestalt die der schriftsteller selbst seinem werke gegeben hat, beträchtlich abweichen, wie das zb. bei Höltys gedichten der fall ist, so gehn wir doch einen schritt weiter: da brauchen wir eben beides, den neudruck der vulgata und eine auf die originalfassung gestützte oder sie reconstruierende ausgabe. ich bedauere, diese trivialitäten hier widerholen zu müssen; aber es ist doch wünschenswert, klarheit zu erzielen. denn ähnlich wie bei Hölty und andern dichtern des 18 jh.s ligt es auch bei einer reihe von autoren des 16., denen gegenüber die drucker eine ähnliche rolle spielten wie die Ramler, Voss, Boie als herausgeber. nur dass wir hier bei dem mangel an hss. (deren wert für HSachs EGoetze erkannt hat) sehr viel häufiger von der recensio zur emendatio zu schreiten

[1] leider hat es M. unterlassen, wie EMathias, Spanier, Uhl, auch die capitel zu numerieren.

genötigt sind. aber wir haben doch einen anspruch darauf, auch die authentische schallform der dichtungen kennen zu lernen, oder ihr wenigstens so nahe zu kommen, als das mit unseren mitteln irgend möglich ist. denn darum handelt es sich, nicht um eine schablonisierung der orthographie; und eine übertragung der richtig verstandenen grundsätze Lachmanns auf das 16 jh. würde noch längst nicht bedeuten, den texten dieser zeit 'die normierende und sprachregelnde schnürbrust des 17 jh.s anziehen'. Lachmanns Wolfram von Eschenbach bietet ein ganz anderes orthographisches bild als der Iwein.

Aber — um nicht misverstanden zu werden — auch das ist für mich eine reine zweckmäfsigkeitssache, wie weit man der notwendigen conjecturalkritik im text platz gewähren will, wie weit man sie in den apparat verweist: ich kann mich ja auf Lachmanns verfahren beim Titurel berufen. worauf es ankommt für den der eine 'würklich kritische' ausgabe leisten will, ist die philologische, grammatisch-metrische vorarbeit und der auf sie gegründete mut zur conjectur. endlich: man tut nicht gut, die frage für das 16 jh. gleich in bausch und bogen erledigen zu wollen, da jeder autor hier seine individuelle behandlung verlangt. wenn es zb. für Thiebold Gart, wie auch ich glaube, sehr schwer ist, zwischen der sprache des dichters und des druckers zu unterscheiden, so ist es für Murner verhältnismäfsig leicht, und da wir brauchbare neudrucke seiner wichtigsten schriften bereits besitzen, so seh ich nicht ein, warum ein neuer herausgeber es nicht wagt, endlich auch der weiteren aufgabe der forschung zu entsprechen. gewis, die orthographie der Murnerdrucke ist buntscheckig; aber ist denn die der mhd. hss. etwa einheitlich? und wenn Mu. in seiner sprache doppelformen hat, so müssen wir doch mit solchen selbst bei den peinlichsten dichtern der mhd. blütezeit rechnen, wie schon Lachmann ganz klar erkannte, ohne sich deshalb von seinem unternehmen abschrecken zu lassen. was sich aus den reimen Mu.s herausholen lässt, ist schon bei Schauerhammer Mundart und heimat Kaspar Scheits und bei Bebermeyer Murnerus pseudepigraphus angedeutet.

Ich gesteh nicht zu wissen, ob Thiebold Gart *wit, lüt, zit: nit (nüt)* 'nihil' reimte oder, wie bei ihm gedruckt steht, *weit, zeit, leüt : neit* [1]; aber bei Mu. kann es keinem zweifel unterliegen, dass er noch die alten monophthonge sprach, nicht die nhd. diphthonge, wie denn auch die ersteren in den drucken der Schelmenzunft, Gäuchmatt, Narrenbeschwörung usw. im gegensatz zum GLN überwiegen. wenn also im GLN einerseits *find : find* (zb. 1759), andrerseits *feind: feint* (1743) im reim stehn, so halte

[1] ich habe oben kein bedenken getragen, *reimen* und *knei* bei Murner als 'druckfehler', d.h. versehen des setzers für *riemen* und *knie* zu betrachten; aber wenn in Garts Joseph regelmäfsig *kney: bey* gedruckt ist, so ist das system; fragt sich nur, ob des druckers oder des dichters.

ich es für pure tiftelei, das anders zu erklären, als dass die *i*-formen Mu., die *ei*-formen dem drucker gehören, und ein *meich* 'me', das 1754 im reim auf *reich* 'regnum' folgt, ist nun einmal gewis keine Murnersche form. wenn es im GLN trotzdem 5 oder 6 bindungen von *î* zu *ei* gibt, so sind sie als ausnahmen zu buchen. 443 bin ich geneigt *treiben (Alſo vil ſpötlins vß dir treiben : keiben)* als prät. pl. und eine bei Murner allerdings singuläre neubildung nach dem sg. *treib* aufzufassen, wie umgekehrt das von Stirius s. 24 aus Verg. 47a1 beigebrachte *weib : treib* prät. ein *wyb* : *tryb* sein dürfte: denn den acc. *keiben* mit Bebermeyer s. 49 a. 3 auf mhd. *kîp* zu beziehen, scheint mir nach form und bedeutung unmöglich. 2558 kann *bruder Veit (: eidt)* durch MStyfels im gemeinen deutsch verfasstes lied im bruder-Veiten-ton suggeriert sein *(ſant Vyt : gyt* NB 25, 90, *: lyt* 56, 68)[1]; aber für NB 6, 34 *ſant kürein : ſtein* gegen 25, 94 *sant küryn : heryn* versagt diese erklärung (vgl. auch NB 97, 143 und SZ Entsch. 11 *an dem meyn* 'ad Moenum' *: latein,* während es sonst *latyn* heifst). und für GLN 2618 *gemein : wein*, 3791 *ſein* 'esse': *kein* (vgl. *dreyn* 'intro' *: gemeyn* SZ vorr 67, *dirdendein : hinyn* SZ 36, 29, *seyn* 'esse' *: gemeyn* SZ 48, 138, *ſein : ſtein* Verg. 91, 1 nach Stirius), 3625 *beiderlei : ſei* (vgl. *ſey : mangerley* GM 205, *mangerley : geucherery* GM 5201), 4791 *billicheit : geit* 'gibt' (vgl. *zeit : leid* Verg. 112, 2 nach Stirius) weifs ich vollends nichts beizubringen[2]. aber wie dem auch sei, ich halte es für die aufgabe einer kritischen ausgabe, diese fälle von den zahlreichen der bindungen von *î : î (i, ü)* und *ei : ei* zu sondern und ihre erkenntnis nicht dem 'aufmerksamen leser' zuzuschieben, der doch nicht imstande ist das reimmaterial zu überschauen.[3] für die frage des eindringens der nhd. schriftsprache ins Elsass aber sind sie nicht unwichtig.

Der herausgeber bemerkt s. 66 anm. 2, Mu. habe den vers

[1] denn an ein zweites aus *Valentin* gekürztes *Veit* (Merker zu 1970. 1796) glaube ich nicht.

[2] zu den von Stirius s. 24 und von Bebermeyer s. 49 anm. 3 angeführten fällen aus den andern Murnerschen werken, die oben sämtlich widerholt sind, kann ich noch *wyſen* 'sapientibus' *: reyſen* 'itinerari' NB 67, 118 hinzufügen. es ist wol nur zufall, dass die einleitungs- und schlusscapitel der dichtungen einen verhältnismäfsig grofsen bruchteil der fälle stellen.

[3] Wenn bei JWickram Met. III 27 f gedruckt steht: *Seinr ſchweſter het er ſich verziehen. Den Parnaſſum er uff thet ſtiegen.* III 246 f. *Das im ſein hor ghen berg ufſſtigen. Aller freud hatt er ſich verzigen.* I 283 f. *Vermeinten inn himmel zů ſteigen, Hetten die gőtt ein ſolchs verzigen uſſ.*, so erleuchten sich die drei stellen gegenseitig: aber ist dem leser zuzumuten, dass sie ihm jedesmal bei der lectüre gegenwärtig sind? Met. I 211 f steht *Do huben ſich die jar ſilbrin, Warn gůt, doch nit ſo gůt als jhen:* wird es dem 'aufmerksamen leser' einfallen, dass im Rappoltsweiler Parzival das pronomen 'ille' *giner* lautet und dass das durch die moselfr. Bistritzer mundart als dialectform gesichert wird?

405 'zweifellos' *Als ſie mit liſt dir vor habn gethon* gesprochen und 'vielleicht auch geschrieben'. wie liegen die verhältnisse in würklichkeit? Mu. verwendet im reim: infinitiv *haben:* 338. 695. 705. 885. 3470. 4672; inf. *han:* 9. 430. 2102. 2264. 2957. 2962. 2974. 3366. 3532. 3915. 4117. 4256. 4445. 4450. 4603. 4786. 4794; *hon* 967. 1297. 1401. 1434. 1463. 1649. 1742. 2020. 2171. 2217. 2255. 2294. 3496. 4518. 4774; plur. *haben:* 378. 4579 (beidemal 3 pl.); *han* 415 (3 pl.: *an*). 3539 (1 pl.: *ſtan, an); hon* 1353 (1 pl.: *gon); hant* oder *hand* als 1 pl. 1304. 1632. 3754. 3850. 3889, als 2 pl.: 2092. 2305. 3580. 4153. 4338, als 3 pl. 432. 499. 795. 1070. 1479. 1831. 2045. 2337. 2357. 2629. 3017. 3247. 3480. 3488. 3519. 3766, 4049. 4462. 4759. 4778. reimwörter sind *ſtand* 'status', *beiſtant. beſtant, verſtant, dant* 'nugae', *land, want, genant, erkant, bekant, verwant, ſchand(e), ſtant* cj. zu *stan, verſtand* zu *verſtan, ſant* 'samt', alle mit kurzem *a*. *hond* ist 748 gedruckt: *verſtond* 'verstehe'. *hent* begegnet als 2 pl. 2312, als 3 pl. 2797. 3199. 4043. 4384. 4420, *habt* im reim zu *abt* 2898. das verhältnis der zweisilbigen formen zu den einsilbigen ist also beim infinitiv 6 : 32, beim plur. 2: 40. ob die dabei mitgezählten 6 *hent,* die erst gegen die mitte des gedichts einsetzen, Mu.s dialect angehörten, ist mir zweifelhaft. ich finde nur noch in der NB 79, 48 *hendt : wendt,* wo auch *handt : wandt* möglich gewesen wäre. es könnte also sein, dass sie Mu. während seines kurzen Augsburger aufenthaltes aufgriff: jedenfalls gehörten sie nicht der els. litterarischen tradition und wol auch nicht der höhern umgangssprache an und bilden eine singularität. ganz anders liegen die verhältnisse im innern des verses. hier erscheint die einsilbige form des inf. und plur. stets als *hon,* während *hant* fehlt. aber *hon* kommt in den ersten 1000 versen nur zweimal vor: 33. 435, beidemal als inf., bis v. 2000 noch sechsmal: 1419. 1843. 1872. 1891. 1911. 1966 als 1 oder 3 pl.; dagegen vom dritten tausend ab 59mal: 2005. 2114. 2338. 2358. 2383. 2461. 2504 (inf.). 2580. 2601. 2638. 2656 (inf.). 2684. 2785. 2849 (inf.). 2878. 2940. 2975. 2981. 2983. 2999. 3001. 3030. 3143. 3157. 3158. 3249. 3293. 3343. 3346. 3356. 3372. 3396. 3476. 3490 (2 pl.). 3492 (2 pl.). 3527. 3854. 3856. 3859. 3860. 3967. 3970. 4062. 4074. 4110. 4139. 4147. 4155. 4162. 4190. 4247. 4391. 4470. 4471. 4545. 4563. 4581 (inf.). 4679. 4691. umgekehrt erscheint *haben* in den ersten 1000 versen 41mal, im zweiten tausend 16mal, dagegen vom dritten tausend ab nur noch achtmal. dabei fordert die metrik zweisilbiges *haben* in 14 fällen: 127 (2 pl.). 370. 406. 423. 425. 655. 1191. 1333 (inf.). 2014 (inf.). 2280 (inf.). 2482 (inf.). 2606 (inf.). 3712. 4782. während der vers gewinnt, wenn wir die einsilbige form einsetzen in v. 36. 64. 67 (2 pl.). 90 (2 pl.). 92. 97 (2 pl.). 107. 108 (inf.). 123 (2 pl.). 131 (2 pl.). 140 (2 pl.). 178. 286.

293. 303. 310. 336. 346. 385. 400 (B: *hon*). 405. 409. 413. 417. 434. 450. 551. 553. 693. 708. 723. 767. 797. 813. 818. 1020. 1105 (2 pl.). 1106 (2 pl.). 1150. 1201 (2 pl.). 1213. 1242 (1 pl.). 1306 (1 pl.). 1325. 1346. 1398. 1476 (2 pl.). 1508. 1731. 3524. 4781, also 51 mal (37 mal 3 pl.). im einzelfalle kann man natürlich zweifeln; das gesamtergebnis bleibt dadurch unberührt. daraus ergibt sich, dass Murner allerdings *haben* kannte und sowol für den inf. als für den plur. verwertete; dass aber die grofse masse der *haben* auf den drucker zurückgeht. aber auch *hon* kann für den plur. angesichts des einen reims auf *gon (gân)* nicht als Murners form angesehen werden, auch nicht wenn man die beiden *han* dazu rechnet, die wahrscheinlich als *hăn* anzusetzen sind. vielmehr war Mu.s normalform *hant*, wie denn auch in den andern werken überwiegend gedruckt steht. dem drucker dürften auch die sieben *habt* für die 2 pl. gehören, die im dritten und vierten tausend erscheinen: 2041. 2042. 2049. 3493. 3498. 3499. 3572; doch gesteh ich, die andern werke nicht genügend nachgeprüft zu haben. Merkers *habn* aber scheidet als phantasieform völlig aus. in einer 'kritischen' ausgabe sollte man doch von diesen dingen etwas erfahren, und wenn der herausgeber zu ängstlich war, um den überlieferten text anzutasten, so waren sie im commentar zu erörtern. —

Ich kann zu meinem bedauern auch nicht finden, dass Merker in seinem commentar erheblich über Balke hinausgekommen ist. er ist breiter und hat seinen anmerkungen durch citate einen gelehrteren anstrich gegeben. aber wenn er sich auf das grofse vorbild von Zarnckes commentar zum narrenschiff bezieht, so fällt der vergleich allzu sehr zu seinen ungunsten aus. Zarncke kam aus der schule Haupts, er setzt die durch die commentare zum Iwein, zu den Nibelungen und zu Walther geschaffene tradition fort; M. fufst auf Balke, dessen wackere arbeit die methode der Pfeifferschen 'Classiker des mittelalters' übernommen hat: darin ligt der fundamentale unterschied. Zarncke beginnt deshalb auch seine erläuterungen mit der erklärung, dass er leser voraussetze, die mit der mhd. grammatik und ausdrucksweise vertraut seien; bei M. habe ich mich oft gefragt, an was für ein publicum er sich eigentlich wendet. für wen wird etwa zu 813 Balkes anmerkung '*iehen*, sagen, gestehen' widerholt, oder zu 488 mit Balke '*entruwen* = mhd. *entriuwen*, in treue, fürwahr, wahrlich' erklärt? zog M. den kreis seiner leser weiter und glaubte er ihnen in bezug auf den wortschatz entgegenkommen zu müssen, so wäre es m. e. richtig gewesen, ein kleines glossar beizufügen, wie das Spanier für die NB getan hat. und ist unsere classische bildung schon so schlecht geworden, dass zu 329 erklärt werden muste, was es mit dem trojanischen ross auf sich hatte? Zarncke handelte ferner sehr

weislich, seinem commentar 'sprachliche bemerkungen' vorauszuschicken. auch für Mu. wäre eine kurze zusammenfassende übersicht angebracht. da der vorliegende band seiner schriften als bd IX bezeichnet ist, lässt sie sich vielleicht noch nachholen. der commentar hätte dann von mancher nicht eben glücklichen bemerkung entlastet werden können.

Zu den einzelnen ausführungen bemerke ich folgendes: 224. 'das 16 jh. gebraucht die vorsilbe *ge-* noch in zahlreichen fällen, wo sie der nhd. sprachgebraueh abgeworfen hat'. es hätte gesagt werden sollen, dass *gefprach* hier bedeutet 'zu ende sprach' oder 'zu ende gesprochen hatte'. — *gefchweigen* ist uns doch auch im nhd. nicht ganz fremd. — 229 wird *kort* (: *hort*) = mhd. *kârte* auf ein mhd. *kâren* statt auf *kêren* bezogen. fasste es M. wie Balke als präs.? Bebermeyer s. 55 anm. 3 will *hórt: kert* einsetzen (*kort* steht zb. bei Wickram Metam. II 232 im reim auf *wort*, öfter *kart* [:*wardt, fart*], was kaum durch die md. vorlage veranlasst sein wird). — 257. die berufung auf DWb VI 2, 2704 trifft insofern zu, als hier ein *jemer* bei Lenz und Gotthelf belegt wird, das übrigens wahrscheinlich aus *Jefus Maria* entstellt ist; die stelle bei Schmeller bezieht sich nur auf *iemine*. aber die erklärung von *yemer* = *jemine* ist falsch, da consonant. *j* nicht durch *y* wiedergegeben wird. es ist natürlich *iemer* 'immer' gemeint, wie zb. 536. — 295 durfte *zwo (uß zwo vrfachen)* doch nicht als 'ältere vollere form', die 'sich besonders auf alem. boden noch lange über den formelhaft erstarrten gebrauch' (?) erhalten habe, mit *dero, iro* auf eine stufe gesetzt werden! — 301 ist *dein* allerdings pluralform, aber nicht 'mit apokopiertem *e*', da es sich um das ntr. handelt. — 335 wird *gehollen* wol richtig als *geholen*, part. zu *helen* erklärt. aber GM 1276 ist dafür keineswegs 'ausschlag gebend', da dort *gehellen* 'einstimmen, einwilligen' inf. präs. ist, also nicht beweisen kann, dass Mu. 'die sonst übliche form *gehollen* bei diesem verbum nicht kennt'. — 376. zu *zalen* = zählen versteh ich die bemerkung nicht: 'das alemannische bewahrt hinsichtlich des umlauts vielfach noch lange den älteren standpunct'. — 388 durfte *ich mich befchweren leiden fol* nicht als 'acc. c. inf.-construction' bezeichnet werden, da *mich* ja nicht subject, sondern object zu beschweren ist. *leiden* ist nach analogie von *laffen* construiert. — 442. die schreibung *keuben* für *keiben* beruht nicht auf dem 'al.-schwäb. wechsel von *ei* zu *oi*', sondern auf 'umgekehrter schreibung'. — 514. die erklärung ist falsch. *wie ein ftum* ist schwache form = mhd. *wie ein ftumme*, *e* ist abgefallen. — 530. an 'öffnung des stammhaften *e*-lautes wie öfters im alem.' kann in *wand* nicht gedacht werden; *har* und *racht* sind singuläre fälle. falls nicht der drucker *hand* für *hend* verlesen und dann das reimwort *wend* 'wendete' willkürlich in *wand* geändert

hat[1], wird dialectischer ersatz des irrealis durch den ind. prät. vorliegen, wofür ich freilich aus Mu. kein beispiel beizubringen weifs. — 630 wird zur erklärung von *fürt* 'fort, weiter' (4638 im reim) ein doppelter wandel von *o* zu *u* — 'unbegründet und vielleicht mit der sprachlichen unsicherheit zu erklären' (?) — und von *u* zu *ü* vor *r* angenommen, während zu sagen war, dass sich das seltene obd. *fürt furt* (so 4039 im reim) zu *für fur* verhält wie das besonders md. *fort* zu *vor*. — 639. statt *haz* ist wol zu lesen *bapft*. — 661 ist charakteristisch für das verhältnis von M. zu Balke. Balke erklärt *mit herren kreften*: '*herren* = *heren* 'starken'. die erklärung ist sehr zweifelhaft, solange für *her* die bedeutung 'stark' im materiellen sinne nicht nachgewiesen ist. aber was macht M. daraus? er gibt der erklärung einen gelehrtern anstrich: 'das adj. *her* . . ist im grunde nichts anders als das subst. *herr;* daher die schreibung mit doppeltem *r* auch etymologisch berechtigt' (!). ohne Balke ist gar nicht zu verstehn, dass M. übersetzen will: 'viribus magnis', nicht 'viribus domini'. — 714 war es nötig für *verdenblut* die falsche beziehung auf den hl. Valentin nochmals zu widerlegen, nachdem Spanier NB s. 350 die sache gründlich erledigt hatte? — 896 ligt kein 'anzüglicher nebensinn' vor. gemeint ist, dass die *befchornen bůben* den fehlenden speck zu den rüben ersetzen sollen. — 914 verlangte doch der schw. acc. *tagen* ein wort der erklärung. — 1109 sucht M. das überlieferte *fchne den manigfalt* gegen Balke zu retten, der *fchneuden* 'schnaufen' conjiciert hatte. er erklärt 'schnee die menge'. ich vermisse ebenso den nachweis eines subst. *der manigfalt* wie einen beleg für die vorstellung, dass es in hölle oder fegfeuer viel schnee gebe. — 1131 ist *ftecht* natürlich von Balke fälschlich zu *ftechen* gestellt worden. aber es gehört auch nicht zu mhd. *stechen*, was bekanntlich ein stv. ist, sondern als conj. prät. zu *ftecken-ftachte*, intr. = 'stechend festsitzen, festhaften' Mhd. wb. II 2, 626, Lexer II 1156. der unumgelautete conj. *ftacht* steht NB 33, 43 im reim. — 1145. dass schon mhd. *tragen* vielfach auch die bedeutung 'bringen' habe, ist unrichtig; nur für *getragen* trifft das zu. — 1151 erklärt Balke *fron:* 'heilig, was den herrn betrifft'. M. macht eine lange anmerkung daraus und ergeht sich über den aus heidnischer zeit stammenden gen. zu *frô* usf.

Ich breche ab und bin wol nicht zu scharf, wenn ich mein gesamturteil dahin zusammenfasse, dass M. sprachlich durchaus nicht immer auf der höhe ist. öfters habe ich auch, wo das verständnis nicht ganz leicht ist, eine erklärung vermisst, zb. 4067 *Sie feh nót vmb fich* = 'mit not, schwer, ungern', s. Martin-Lienhart I 794. beachtenswert ist die metrische anmerkung zu 3992

[1] für sein verfahren lehrreich ist der fall *reich: meich*. vgl. auch oben Bebermeyer zu 229.

über Murners sapphicum. Murner ist also vorläufer von Fischart MGesner u. a. in der nachbildung antiker metren. —

Während ich zu text und commentar allerhand bedenken geltend machen muste, kann ich schliefslich die umfängliche einleitung um so rückhaltloser anerkennen auf ihr beruht die wissenschaftliche berechtigung und der wert der neuen ausgabe. gern begegnen wir Merker auf denselben wegen wie in seiner arbeit über Simon Lemnius. es ist eine freude zu sehen, mit welchem behagen er sich in die erregte polemische litteratur eingelebt hat, deren abschluss der GLN bildet. verfasserfragen und datierungen sind hier sorgfältig überlegt, und auf die versprochene monographie über Nicolaus Gerbelius darf man gespannt sein. auch ich habe mich mit der verfasserschaft des Murnarus Leviathan und der ihm verwanten streitschriften beschäftigt, ohne zu einem abschluss zu kommen; ich werde mich gern belehren lassen, wenn ich auf falscher fährte war. auf die klar und lebendig gehaltene litterarhistorische überschau folgt dann s. 45ff eine sorgsame prüfung der composition des GLN, die zu einer neuen ansprechenden hypothese über die entstehung führt. die tatsache dass wir es in dem GLN mit 'drei übereinander lagernden handlungsschichten' zu tun haben: a) 'beschwörung des allegorischen grofsen narren, b) parodie der fünfzehn bundesgenossen Eberlins und kriegerische action, c) familienkomödie' (s. 59), erklärt M. so, dass er annimmt, Murner habe seine dichtung bereits im frühjahr 1521 begonnen, angeregt durch eine grofse ihn selbst verhöhnende, bei den fastnachtumzügen dieses jahres auf einem schlitten herumgeführte puppe. 'der Lutherische Narr als verkörperung des luthertums, nicht Luther selbst sollte die beherschende figur der satirischen handlung werden' (s. 50). an diesen bis etwa 833 reichenden teil schloss sich dann vermutlich im laufe des sommers und spätherbstes 1521, nachdem Eberlins bundesgenossen erschienen waren, 'ein neuer, in sich geschlossener complex von etwa 900 versen an, der an stelle jenes grundmotivs der beschwörung die parodie als beherschendes stilmittel setzte', v. 883—1709 (ebda.). daraus giengen dann weiter die abschnitte hervor, die von dem gedanken eines aufrührerischen heeres beherscht sind, dessen kerntruppe die bundesgenossen bilden, v. 1710—2478. es hätte bemerkt werden können, dass erst hier die directe, wenn auch noch versteckte polemik gegen Luther einsetzt und Luthers an kriegerischen bildern so reiche schrift 'Auf das überchristlich usw. buch Bocks Emsers' Murners phantasie beeinflusst hat. v. 1925 f gehen offenbar direct auf Luthers berühmte worte: . . *darumb wil ich ſchrifft haben. Schrifft, Murnarr; Murnarr, ſchrifft, oder ſuch eyn andern kempffer* usw. (Weim. ausg. 7, 683, vgl. auch ESchmidt Der christliche ritter, Characteristiken II 10). durch die polemik mit Styfel aber wurde Murner nach M. anfang 1522 abermals

aus der bahn gezogen; er greift nun in den abschnitten gegen Styfel, den Karsthens und die (nicht erklärten) *zwen gickenheintzen* auf seine ursprüngliche idee zurück (2479—2836); um dann doch wider in die vorstellung einer kriegerischen action einzutreten, die bis zu den drei vergeblichen stürmen und Luthers eingreifen fortgeführt wird (2837—3706). in dem 'tragikomischen familienstück, das nach der weise des fastnachtspiels in rasch wechselnden augenblicksbildern und derber komik dem schlusseffect zustrebt' (v. 3707 ff), erreicht die satire ihren höhepunct — oder auch, wenn man will, ihren tiefpunct: 'denn keine der zahlreichen reformationssatiren sinkt auf ein so tiefes niveau herab' (s. 57). 'diese partieen sind zweifellos erst im herbst 1522 entstanden, als Murners eintreten für könig Heinrich VIII von England ihn nochmals in den bereich der religiösen kämpfe zurückführte und in mehr oder weniger unmittelbare beziehungen zu Wittenberg und dem reformator brachte' (s. 55). der schluss knüpft flüchtig an den anfang an. es wäre möglich, dass auch sprachliche beobachtungen zur stütze einer so langen entstehungsgeschichte, die mit den bisherigen annahmen in widerspruch steht, verwertet werden können (vgl. das oben über *handt* bemerkte).

Nach treffenden bemerkungen über stil[1] und metrik geht M. dann s 99 ff auf die holzschnitte ein, die er, den zuerst von Martin ausgesprochenen gedanken aufnehmend, als Murners eigentum reclamiert[2], um mit den schon erwähnten textkritischen bemerkungen abzuschliefsen.

Jena. **Victor Michels.**

[1] aber mit *Wangen* v. 1326 ist nicht 'einer der zahlreichen els.-schwäb. ortsnamen auf -wangen' gemeint, wie auch im commentar gesagt wird, sondern das dorf Wangen bei Wasselheim am fufs der Vogesen, etwa 20 km westlich von Strafsburg. es wird auch NB 19, 25. 25, 47. 87, 53 erwähnt.

[2] ich widerhole aus Anz. XXII 285, dass das bild L 3a (s. 157) dem bei Bobertag Narrenbuch s. 51 reproducierten aus der geschichte des Pfarrers von Kalenberg mit der überschrift *Hier verbrennt der pfarrer die zwelf potten in dem ofen* usw. nachgebildet ist; auch die verse 1603 ff *Doch hältzne heiligen ert ich gern, Wan ir zwölff tufend fůder wern, So nem ich fie für brenholtz an Vñ ließ die fteinen heiligen ftan* spielen auf den Pfarrer an, den Murner auch NB 5, 191 f *Buck dich, iecklin, du můft in ofen! Wert ir schon keifer, künig, grofen* citiert. bezeichnend ist aber, dass Murner das bild des apostels Jacob in das der himmelskönigin Maria umgewandelt hat.

Matthias Claudius, der Wandsbecker bote. ein beitrag zur deutschen literatur- und geistesgeschichte von **Wolfgang Stammler.** Halle a. d. Saale, buchhandlung des waisenhauses. 1915. VIII u. 282 s. 8°. — 8 m.

Für den Wandsbecker boten waren wir bisher hauptsächlich auf das sorgfältige, liebevoll eindringende, aber in der gesamtauffassung oft enge und einseitige lebensbild von WHerbst angewiesen (4. aufl. Gotha 1878); diesem werke will das neue buch, das 100 jahre nach des dichters tode erschien, eingestandenermafsen 'keine concurrenz sein, eher eine ergänzung'. tatsächlich dürfte Herbsts buch neben demjenigen von Stammler noch seinen platz behaupten, wäre es auch nur um seiner inneren geschlossenheit und seiner einnehmenden darstellung willen. denn Stammlers buch trägt, um es gleich vorweg zu sagen, in anlage und ausführung deutliche spuren des überhasteten abschlusses, der freilich durch die einziehung des verfassers zum kriegsdienst reichlich erklärt wird. in der eile sind nicht blofs die register weggeblieben, die wir bei der unten gekennzeichneten darstellungsweise des verf.s besonders nötig gehabt hätten und die uns als wegweiser durch das dickicht seiner gelehrten anmerkungen dienen könnten, es sind auch viele druckfehler und geradezu erschreckliche satzungeheuer stehen geblieben (vgl. etwa s. 148 f: 'der aufsatz "Ernst und Kurzweil von meinem Vetter an mich" enthält neben der abwehr Garves in der art, wie Claudius' nachtreter, der schatzkästler JPHebel, kleinere erzählungen und gleichnisse' usw. — wobei auch das überscharfe urteil über den trefflichen alemannischen erzähler auffällt, dessen abhängigkeit von Claudius recht gründlich und objectiv hätte erwiesen und genauer bestimmt werden sollen!)

Die eilfertigkeit des abschlusses hat aber zum glück nicht über den vorbereitungen Stammlers gewaltet. er hat das einschlägige, vor allem briefliche material mit aller sorgfalt und mit grofsem finderglück zusammengebracht und ausgenutzt, hat meist gut gewählte proben der briefe in die darstellung selbst und in die anmerkungen eingestreut und dadurch das lebensbild besonders des spätern Claudius an vielen puncten lebendiger gestaltet als es Herbst möglich war. er hat uns auch den Wandsbecker boten in seiner häuslichkeit mit liebevollem, oft allzu nachsichtigem eingehen auf seine eigenheiten nahegebracht, ohne sich doch zu einer recht freien stellung über seinem helden aufzuschwingen. nirgends aber in dem ganzen buche finden wir den versuch einer zusammenfassenden charakteristik des menschen Matthias Claudius, eine ableitung wichtiger züge seines wesens aus abstammung, umgebung, zeitalter, eine schärfere bestimmung jener 'herzenseinfalt' und jenes eigenen 'humors', die auch bei dem christen, dem volksschriftsteller, dem lyriker Claudius immer wider durchbrechen. dass von seiner stellung zu religiösen

fragen, von seinem widerstande gegen die aufklärerei, seinen beziehungen zur orthodoxie und zur 'mystik' immer wider an einzelnen stellen die rede ist, ohne dass doch Claudius bedeutung für die theologische und religiöse entwicklung des jh.s scharf umrissen würde, dürfen wir vielleicht so ernst nicht nehmen, da es Stammler nach seinem vorwort mehr darauf ankam 'die litterargeschichtliche stellung von Matthias Claudius schärfer zu betonen und kräftiger herauszuarbeiten', während es Herbst mehr um den theologen zu tun war.

Leider aber gibt sein buch auch nach der litterarhistorischen seite nichts abschliefsendes. im grofsen ganzen werden Claudius schriften bezw. die einzelnen bände des Asmus in die biographische darstellung mit verarbeitet, da es denn auch ohne widerholungen nicht abgeht; hier und da findet sich wol ein glückliches wort der charakteristik, im ganzen aber kommt der verfasser nicht über lobende oder abfällige beiwörter hinaus, wo es uns viel mehr darum zu tun gewesen wäre, die eigenart von Claudius, auch in seinen fehlern und unzulänglichkeiten, die grenzen seines talentes wie seine besondere stärke scharf bestimmt zu sehen. so wenig wie der mensch erfährt der schriftsteller Claudius eine zusammenfassende würdigung, und weder seine dichtung noch seine redactionelle tätigkeit werden zu verwandten erscheinungen derselben zeit kräftig in beziehung gesetzt oder in den gang der geschichtlichen entwicklung eingeordnet. ansätze zu dem allem sind ja vorhanden, aber von einem durchgeführten 'beitrag zur deutschen litteratur- und geistesgeschichte' kann man doch kaum reden. auch die knappen hinweise des schlusscapitels (s. 209) auf Claudius stil und seine vorbilder schneiden die wichtige frage kaum an, und die gleich darauf folgende schilderung seiner dichterischen art begnügt sich im wesentlichen mit einer aufzählung des 'was' seiner poesie, stellt aber nicht das eigentümliche 'wie', sozusagen die manier des Wandsbecker boten fest.

Was St. gegeben hat, ist ein durch sehr sorgfältige quellenforschungen vorbereitetes und im ganzen ansprechendes lebensbild seines helden, das durch gewichtige anmerkungen künftiger forschung die wege weist. und diese seine anregende kraft soll gewis nicht verkannt werden. vielleicht war es dem verfasser unter den schwierigen verhältnissen, unter denen er arbeitete, nicht möglich mehr zu geben, vielleicht löst eine zweite auflage völlig ein, was der titel des buches verspricht.

Heidelberg, juni 1919. **Robert Petsch.**

Das religionsproblem im neueren drama von Lessing bis zur romantik. von **Wolfgang Liepe.** [Hermaea 12.] Halle, Niemeyer 1914. XIV u. 267 ss. 8°. — 8 m.

Eine untersuchung, in welcher weise sich die entwicklung des religiösen bewustseins vom rationalismus bis zur romantik im deutschen drama spiegle, verspricht das vorwort dieses buches. die betrachtung wird auf solche dramen beschränkt, in denen der dichter eine bewuste stellung zur positiven religion eingenommen hat. eine weitere einschränkung erfährt das thema durch die enge begrenzung des religionsproblems auf den widerstreit zwischen religiösem bewustsein und weltlichen zwecken, für den nur die form des seelendramas eine gestaltungsmöglichkeit biete. dazu gelangt erst die romantik, und um die darstellung des romantischen religionsproblems ist es dem verf. eigentlich zu tun. der schwerpunct des buches ligt schliefslich in der eingehenden analyse der dramen Zacharias Werners als der bewustesten und sinnfälligsten umsetzung romantisch religiöser ideen in dramatische handlung.

Das 18 jh. ist nur anlauf und sprungbrett. am eingang steht nicht etwa die frage, was dem menschen des 18 jh.s als religionsproblem galt; die probleme der gotteserkenntnis oder der theodicee, die in der aufklärungslitteratur den breitesten raum einnehmen, werden ebenso beiseite gelassen wie glaubenskampf, schicksalsgedanke und vergeltung. so wird das Faustproblem übergangen, was verf. in bezug auf Goethe entschuldigt, während die pläne Lessings und des maler Müller überhaupt unerwähnt bleiben. da der Schleiermachersche religionsbegriff der scheinwerfer ist, mit dem die vorausliegende strecke beleuchtet wird, so ist an die religiösen motive aller vorromantischen dramen ein sehr einseitiger mafsstab angesetzt: sie können nur als mehr oder weniger misglückte versuche zur bewältigung des romantischen problems erscheinen.

Bei scharfer zuspitzung des gegensatzes zwischen rationalismus und pietismus kann es nicht gelingen, den menschen des 18 jh.s in seiner typischen religiosität zu erfassen. beide strömungen sind der entwicklung eines religiösen seelendramas ungünstig. der pietismus ist dem theater abgeneigt und mehr der lyrik und dem biblischen epos zugewandt; fern dem treiben der welt, fand er keinen grund, einen religiösen conflict mit ihr dramatisch zu gestalten. so haben Bodmer, Klopstock, Lavater nicht eigentlich religiöse, sondern biblische dramen oder besser gesagt dramatisierte biblische epen geschaffen. nur dem Salomo Klopstocks wird zugestanden, dass in der pietistisch-moralisierenden beleuchtung des gottsuchers der erste ansatz zum religiösen seelendrama gemacht sei.

Ligt bei dem drama des pietismus ein dramatisches deficit vor, so bei dem der aufklärung ein religiöses, denn bei ihrer

verständnislosigkeit für positive und persönliche religiosität konnte die aufklärung seelisch religiöse conflicte immer nur als widerstreit zwischen moralisch-altruistischem pflichtbewustsein und persönlichem egoismus sehen. da die religion des rationalismus gleichbedeutend mit moralischem selbstbewustsein ist, so gilt als einziges religiöses problem der aufklärungszeit das negativreligiöse der toleranz. das soll nun an Lessings 'Nathan' als dem propagandistischen glaubensbekenntnis der aufklärung bewiesen werden, als ob mit der toleranzidee der ringparabel aller religiöse gehalt des stückes erschöpft sei. steigt nicht eine woltemperierte stufenfolge religiöser charaktere von Daja und dem patriarchen bis zu Saladin und Nathan empor? und ist diese scala nicht eine lebendige illustration zur Erziehung des Menschengeschlechtes, deren zusammenhang mit dem 'Nathan' nicht übersehen werden darf? warum ist also neben der flüchtigen etikettierung 'Fortsetzung vom Anti-Goetze, nummer zwölf' nicht auch des tieferen wortes Friedr. Schlegels gedacht, der hinter Lessings religiöser persönlichkeit einen Kant, Fichte, Jacobi und Lavater zurückstehn liefs: *einige Millionen der letzten Sorte in den Schmelztiegel geschüttet, geben noch nicht so viel solide Materie und reinen Aether der Religion, wie Lessing hatte* (an Novalis 2. dec. 98)? nicht der rationalistische toleranzgedanke ist der kern der dramatischen dichtung, sondern das testament Johannis, der unbestochnen, von vorurteilen freien liebe nachzueifern — jenes gebot das Nathan schon lange vor beginn der handlung befolgt hat durch eine tat, die ihm des klosterbruders nachträgliche bewunderung erwirbt und die anerkennung: '*Ihr seid ein Christ*'. gewis, die predigt von den drei ringen ist kein dramatischer höhepunct, auf den die vorausgehende handlung mit jedem schritt hinführt, aber Liepe übertreibt die zusammenhangslosigkeit zwischen der familiengeschichte und der toleranzparabel zu dem zweck, als romantisches gegenstück Werners 'Söhne des Thals' zur geltung zu bringen, wo die religiöse tendenzidee gleichzeitig zur treibenden hauptidee des dramas geworden ist. dabei ist aufser dem weifsen mantel des tempelherrn wol kaum ein vergleichungspunct zu finden, während die freimaurergespräche 'Ernst und Falk' dem drama Werners näher liegen.

Auch im abschnitt 'Sturm und Drang' wird die besprechung von vornherein auf den blickpunct der romantik eingestellt. abgesehen von einigen nebenmotiven im 'Götz von Berlichingen' und 'Julius von Tarent' wird nur des maler Müller 'Golo und Genoveva' besprochen, weil dieses stück als folie für Tiecks Genovefadichtung dienen kann. als folge einer gesamtverschiebung des inneren centrums vom verstand auf das gefühl wird jetzt die einfühlung in religiöse seelenconflicte möglich. auch die dramaturgie der stürmer und dränger hätte in diesem zusammenhang berücksichtigung verdient. hat doch Lenz in seinen 'An-

merkungen' gerade von den modernen religionsbegriffen ausgehend ein charakterdrama an stelle des antiken schicksalsdramas gefordert. wenn das engere religiöse problem jetzt untergeht in dem wirbel 'genie und welt', so wären dafür noch andere beispiele zu finden: eine religiöse persönlichkeit wie Lenz durfte nicht vergessen, ein stück, das den untertitel 'ein religiöses schauspiel' führen sollte, wie seine 'Catharina von Siena', nicht ganz übergangen werden. aber auch in seinen andern dramen finden sich motive, die aus dem religiösen leben der zeit zu erklären sind, zb. die gestalt des 'waisenhäuserischen freudenhassers' Beza im 'Neuen Menoza'.

In dem zweiten capitel 'Der klassizismus' wird, was bei Lessing unterblieben war, wenigstens versucht, nämlich Goethes und Schillers persönliche stellung zur positiven religion zu bestimmen. aber allzu schnell wird die frage durch die schlagwörter ablehnung des christentums und ästhetisches heidentum entschieden (s. 19). von Goethes 'Geheimnissen', die in mancher beziehung an Werners 'Söhne des Thals' heranreichen, ist dabei nirgends die rede, obwol die frage der weltanschauung doch nicht allein aus dramatischen zeugnissen beantwortet werden kann. was Schiller betrifft, so findet sich zwar in Baggesens aufzeichnungen vom jahr 1793 (vgl. meine ausgabe von Schillers Gesprächen s. 213) ein atheistisches bekenntnis des dichters der Götter Griechenlands erwähnt, aber, wie eine wandlung im verhältnis zum altertum schon in der abhandlung über naive und sentimentalische dichtung erkennbar ist, so sind für die spätere stellung zum christentum mehrfache äufserungen der Caroline vWolzogen zu beachten. (Gespräche s. 281. 417.) selbst wenn deren darstellung etwas gefärbt wäre, so würde sie doch die einseitigkeit verbieten, mit der L. (s. 25) behauptet, Schiller habe im gegensatz zu Goethe weder durch äufsere beziehungen im leben noch durch innere erlebnisse seit den jünglingsjahren ein näheres verhältnis zur positiven religion erlangt, er sei ihr sogar, consequenter als Kant, entschieden feindselig gegenübergestanden.

Da der religiöse gehalt der 'Räuber' unter verkennung des mächtigen vergeltungsgedankens, den Kühnemann so stark herausarbeitete, nur in kleinen contrastmotiven erblickt wird, und da die 'Malteser' mit der vermutung, Schiller habe in ihnen die religion auf reine sittlichkeit reducieren wollen, abgetan werden, ist das einzige Schillersche drama, das ausführlicher behandelt wird, die 'Jungfrau von Orleans'. dass aus ihr kein religiöses seelendrama in der art der Hebbelschen 'Judith' entstehen konnte, wird durch Schillers mangelnde vertrautheit mit dem wesen persönlich positiver religiosität erklärt, wobei unerörtert bleibt, wie es in diesem puncte mit Hebbel stand. auch bleibt dabei unbeachtet, wie sehr durch die psychologische individualisierung der Hebbelschen heldin der heroisch-patriotische charakter des bibli-

schen buches Judith in den hintergrund gedrängt wird, während für Schiller die befreiung des vaterlandes das unverrückte dramatische ziel bleibt. Schillers Jungfrau ist das schwache, unter übermenschlicher aufgabe zerbrechende werkzeug des göttlichen willens, der Frankreich frei werden lässt. L. nennt das in kaum begreiflicher engherzigkeit eine durchaus unberechtigte identificierung von religion und patriotismus, wobei die religiöse idee durch die moralisch-patriotische überstrahlt werde. an einer andern stelle sagt er gar, die religiöse idee sei nur als eine poetisch-romantisierende etikette dem Kant-Schillerschen moralglauben aufgeheftet, während die probleme der 'Jungfrau von Orleans' doch gewis nicht auf dem gebiete des moral-, sondern auf dem des schicksalsglaubens liegen. dass Schiller es unterlassen habe, die liebe Johannas zu Lionel in Zach. Werners späterer weise mystisch zu motivieren, wird ihm geradezu zum vorwurf gemacht, während die dem dichter der Lauralieder bereits vertraute hälftentheorie sich mit dem gedanken der schicksalsmäfsigen prüfung schlecht vertragen hätte.

Mit dem dritten capitel 'Die Romantik' gelangt das buch zu seinem eigentlichen thema, auf das der abschnitt 'Weltanschauung der Romantik' als breite freitreppe mit den stufen 'Aesthetik und Philosophie', 'Religion', 'Religion und Kunst', 'Religion und Liebe', 'Die bedeutung der mythologie für die romantische religion' hinführt. in der definition der romantik wird mehr als dem werdegang entspricht der kampf gegen den classicismus vorangestellt. für den gegensatz der aus dem gefühl quellenden religion zu dem intellectuell basierten humanitäts- und moralglauben ist Wackenroder der vorbote und Schleiermacher der verkünder. schliefslich wird aber doch Friedr. Schlegel als der romantische typus aufgefasst, dessen weg vom pantheismus über die neue mythologie zur alten positiven religion in drei phasen des romantischen dramas sich spiegeln soll. diese dreiteilung ergibt sich, wie wir sehen werden, nicht ganz ungezwungen.

Die erste stufe stellt sich in Hölderlins 'Empedokles' dar. ohne in der äufserst verwickelten frage der wandlungen des plans selbständig stellung zu nehmen, arbeitet L. den gegensatz zwischen dem ersten Frankfurter scenarischen entwurf, der des tragischen conflictes entbehrt, und der zweiten gestalt heraus, ohne auf die dritte, von Böhm in seiner Berliner dissertation nicht mehr behandelte stufe einzugehn. die gleichungen zwischen Empedokles und Christus werden stark unterstrichen, wobei der nachgewiesene einfluss Hegelscher religionsphilosophischer gedanken (namentlich des 'Leben Jesu' von 1795) auf das zweiactige fragment als ein wertvolles ergebnis anzuerkennen ist. der gegensatz zwischen der alles überwindenden liebe und dem toten dogmenglauben gewinnt romantische färbung, indem die reine unendlichkeitssehnsucht als das religiöse gefühl schlechthin gefasst wird. ein kenn-

zeichen der frühromantischen stufe aber ist es, dass der romantische pantheismus ohne verwendung positiv christlicher symbole dem wesen des christentums gleichgesetzt wird.

Es ist zu bedauern, dass L. in diesem zusammenhang ein aus unmittelbarer nähe Hölderlins stammendes religiöses drama völlig unbeachtet lässt, nämlich Sinclairs Cevennenkrieg-trilogie vom jahr 1806. in dieser dem naturgeist gewidmeten dichtung, deren gegenstand das schicksal des naturheroismus sein soll, erscheint der gottesdienst der Camisarden als naturreligion. kein persönlicher gott ist es, den sie bei ihren versammlungen auf der haide anrufen, sondern dem '*Vater Urquell alles Lichts*', '*des heiligen Lichtes Geist*', '*des Guten und der Liebe Geist*' gilt ihr gebet. der held Roland aber ist so sehr mit der natur vertraut, dass sie ihm freundeswarnung und schicksalsoffenbarung in ihrer sprache zukommen lässt, während die feinde ihn für einen zauberer halten, dem macht gegeben sei über sturm und ungewitter. die zusammenhänge mit dem Empedokles liegen auf der hand, ebenso die gegensätzlichkeit, indem das eine mal die heidnische religion christliche, das andere mal die christliche religion heidnische züge annimmt.

Die zweite stufe des romantischen religionsdramas wird durch Ludwig Tieck eingeleitet. nach dem von L. construierten schema müste man in seinen dramen nun die verwürklichung der neuen mythologie erwarten. dagegen stehn 'Genoveva' und 'Octavian' nur insofern zwischen der ersten und dritten stufe in der mitte, als das eigene erlebnis des naturpantheismus auch unter Jakob Böhmes einfluss zu keiner lebensvollen gestaltung gelangt, während die kirchlich positiven religionsmotive, die aus Calderon zufliefsen, der verinnerlichung entbehren.

Eigentlich wird diese ganze zweite gruppe der construction wesenlos, da auch Zacharias Werner nicht als ihr reiner vertreter gelten kann, sondern bereits den übergang zur dritten stufe vollzieht. seine ersten dramen, die er vor dem übertritt schrieb, sollen die symbolische erfassung des unendlichen in der mythologie, die späteren seine realisation in der positiven religion darstellen. wo die grenze ligt, bleibt unklar: 'Cunigunde die Heilige' zb. ist bereits vor Werners übertritt verfasst worden; sie stellt in thema und tongebung eine bewuste nachbildung von Tiecks 'Genoveva' dar (s. 213); sie geht aber über Tiecks discretere verwendung christlicher glaubensvorstellungen für die objective handlung hinaus. ist sie also zur zweiten oder dritten gruppe zu rechnen?

In breiter grundlegung, die sich durch den bisherigen mangel einer zureichenden darstellung der gedanklichen zusammenhänge rechtfertigt, wird Werners persönlichkeit und weltanschauung charakterisiert. die beziehungen zu Novalis und Schelling werden nicht völlig aufgeklärt; dagegen wird gezeigt, wie Werner die

idee der mittlerschaft, die ihm Schleiermacher als grundanschauung des christentums überlieferte, in den mittelpunct seines systems stellte und dieses zur apotheose seiner genusssucht machte. der platonismus seiner liebestheorie wird auf Wieland zurückgeführt, und neben dem einfluss Jakob Böhmes, auf den auch Baaders gleichartige androgyne-theorie zurückgeht, wird der des Böhmeschülers Gichtel angenommen. wichtig erscheint mir die bisher noch nie in diesem mafse hervorgehobene bedeutung von Werners dritter ehe für die entwicklung dieser lehre. nach der trennung von der geliebten Polin klammert sich Werner an den gedanken, seine frau müsse ihn noch einmal lieben; er baut seine erotische metaphysik aus und errichtet damit nach Achim vArnims wort einen galgen aus verzweiflung über unglück. war Malgonas heilige minne im 'Kreuz an der Ostsee' ein deutlicher niederschlag der seltsamen eheerlebnisse, so werden nach der scheidung die Astralis-scenen in die 'Söhne des Thals' eingeschaltet, und wenn im 'Martin Luther' wie in 'Attila' und 'Wanda' das system der hälftenliebe zur grundlage der dramatischen handlung gemacht wird, so ist das eine krampfhafte reaction gegen Werners eigenes schicksal.

Über die monographieen von Poppenberg, Brandt und Fränkel, die den ersten drei dramen Werners gelten, wie über Minors 'Schicksalsdrama' ist im einzelnen hinausgekommen. zu den 'Söhnen des Thals' ist inzwischen eine neue untersuchung von Rudolf Palgen (Elsters Beiträge zur deutschen litteraturwissenschaft nr 21. Marburg 1918) erschienen, die zu ihrem schaden von L.s buch unberührt geblieben ist, vermutlich weil sie bereits vor dem krieg abgeschlossen war. Palgens schrift entbehrt den grofsen ideengeschichtlichen zug, der Liepe auszeichnet; er hält dagegen mit schärferer kritik die beiden fassungen des dramas auseinander und kommt zu dem schluss, dass die erste noch durchaus von Goethe, Shakespeare und namentlich Schiller abhängig ist, während der romantische charakter erst in der zweiten zum durchbruch gekommen sein soll. auf derartige stilkritische analyse, deren ergebnis in diesem falle urgiert ist, lässt sich L.s methode nicht ein, dagegen geht er in deutungen gelegentlich einmal ins einzelne. dass der name 'Thal' durch das tal Josaphat zu erklären ist, wird durch Hippels spott über einen 'orden vom tal Josaphat' und durch die mittelalterliche 'appellatio ad vallem Josaphat' erhärtet: aber dass damit auch das geheimnisvolle dreisilbige wort das im templerceremoniell (Templer auf Cypern VI, 2) den wissenden zugeflüstert wird, seine erklärung findet, kann ich nicht zugeben. in der ersten auflage des dramas, die mit mystik noch nicht überladen ist, fehlt diese partie; in der zweiten heifst es: *Das Jüngste (sagt jedem der drei ältesten Wissenden ein anderes dreysilbiges Wort ins Ohr, dann sagt es laut zu den drey jüngeren) Liebe!* vorher sind klarheit und tiefe als die pforten des

tals bezeichnet; diesen allegorischen abstractionen müssen also drei verschiedene dreisilbige wörter entsprechen, zu denen 'Golgatha' ebenso gut gehört haben kann als 'Josaphat'. das geheimnis erhält auch durch den epilog (*Drum gab ich einst des Thales ersten Buchstab*) keine aufklärung, doch steht an dieser stelle eine beachtenswerte warnung:

Begreift das Zeichen oder nicht, nur — lebt es:
Und wollet nicht die Klarheit, die vom Uebel.

Ein zuviel an ausdeutung erfährt das 'Kreuz an der Ostsee'. wenn ein rhythmus der culturentwicklung im dreitact der Fichte-Schellingschen dialektik als geschichtsphilosophische idee dieses dramas herausgearbeitet wird, so bietet für solche construction weder der prolog der Kunst noch der ausgeführte erste teil noch Hoffmanns skizze der fortsetzung eine handhabe. wol kann zugegeben werden, dass Werner an stelle des Rousseauschen naturzustandes bei den alten Preufsen einen verlorenen urzustand seelischer harmonie angesetzt hat, in der der mensch noch instinctiv mit Gott in zusammenhang stand, ohne die verbindende brücke einer ins bewustsein gehobenen religion nötig zu haben. dass inzwischen die periode der sündhaftigkeit eingebrochen ist, die durch das kreuz behoben werden soll, ist gleichfalls richtig. aber der gedanke, dass auch das kreuz einmal seine rolle ausgespielt haben werde, 'wenn wieder leben aus der natur zu allen wesen spricht', steht nur in den 'Söhnen des Thals'. dass das 'Kreuz an der Ostsee' solchen ausblick zeigen solle — das anbrechen des tausendjährigen reiches romantischer sehnsucht, sobald die welt mit bewustsein innig eins sein würde mit Gott — diesen gedanken einer überwindung des kreuzes in den grundgedanken der dichtung hineinzutragen, scheint mir eine gewaltsame construction, die vielleicht erklärlich wird durch den zwang, das zuvor aufgestellte schema zu belegen und auf dem wege von pantheismus zu positivem kirchenglauben in Werners dramen eine mittelgruppe nachzuweisen, deren charakteristikum das streben nach einer neuen mythologie wäre.

Die dritte gruppe wird vertreten durch Arnims 'Halle und Jerusalem', Brentanos 'Gründung Prags' und Eichendorffs trauerspiele, von denen eigentlich nur 'Der letzte Held von Marienburg' als darstellung eines religionsproblems angesehen werden kann. auf dem boden des traditionell fest verankerten katholicismus kommt das religiöse ringen der romantik nach absage an allen metaphysischen titanismus und befreiung von dualistischer zerquältheit zur ruhe.

Das eigentliche religiöse seelendrama, das der definition des einganges voll entspräche, hat sich auf diesem wege nicht gefunden. dabei sind allerdings stücke, die dem wesen des seelendramas näherkommen, nicht genannt worden. kaum zweimal kommt der name Heinr. vKleist vor; des 'Amphitryon' geschieht

nirgends und des 'Käthchen von Heilbronn' nur einmal in einer fufsnote erwähnung. allerdings hätten sie auch nicht in das schema hineingepasst.

Der constructive charakter dieses buches ist die kehrseite der grofsen problematik, der die ideengeschichtlich gerichtete litterarhistorische forschung sich mit soviel gutem erfolg zugewandt hat. wenn schon die studierenden auf grofse problemstellungen hingewiesen werden, so ist das durchaus erfreulich; aber kühnheit und sichere herschaft über den stoff müssen sich die wage halten. ein riesenthema von solcher tiefe wie die geschichte des religionsproblems im neueren drama stellt für eine erstlingsarbeit zu hohe anforderungen. wenn ich das mafs von geschicklichkeit und reife, von gutem urteil und ausdrucksfähigkeit, das dem grofsen wollen L.s zur verfügung stand, auch durchaus anerkenne, so möchte ich trotzdem bedauern, dass der verf. sich nicht unter verzicht auf die unzulängliche darstellung der aufklärungszeit seit den dramen Zach. Werners begnügte, um dann erstarkt weiterzuschreiten auf dem wege, der durch die lagerung der probleme gegeben ist. denn die reihe führt weiter zu Gutzkow, Hebbel und Otto Ludwig. vom 'Kreuz an der Ostsee' zum 'Moloch', vom Attila oder Antiochus zum Holofernes und von der mutter der Maccabäer zu den Maccabäern zieht sich ein viel festeres und stätigeres band der zusammengehörigkeit als vom rationalismus zur romantik.

Frankfurt a. M. **J. Petersen.**

Deutschunterricht und Deutschkunde, arbeiten aus dem kreise des deutschen Germanistenverbandes über zeitfragen des deutschen unterrichts auf den höheren schulen hrsg. von studienanstaltsdirector dr **Kl. Bojunga.** Berlin. Otto Salle. 1917ff. je 1,60 m. heft 1. dr **Kl. Bojunga,** Der deutsche sprachunterricht auf höheren schulen. heft 2. **K. Reuschel,** Die deutsche volkskunde im unterricht an höheren schulen 1917. heft 3. **O. Weise,** Deutsche heimat und deutsche stammesart 1919. heft 4. **P. Herrmann,** Glaube und brauch der alten Deutschen im unterricht auf der oberstufe höherer schulen 1919. heft 5 **P. Herrmann,** Einführung in die deutsche mythologie auf höheren lehranstalten 1919.

Was diese 5 hefte sollen und wollen, sagen ihre aufschriften und die der ganzen sammlung deutlich genug. es geht aber um mehr als um die verwertung der erkenntnisse der germanistischen wissenschaft für den unterricht an höheren schulen. wenn diese reihe, die noch allerlei mehr zu geben verspricht, und ähnliche reihen während des krieges und jetzt, nachher, reichlich hervortreten, so zeigt das ein allgemeineres, tiefer wurzelndes streben und beweist auch ein besonderes bedürfnis. das bedürfnis muss auch der anerkennen dem das streben misfällt. die grofse mehrzahl der schulen, welche auf die akademischen studien vorbereiten,

werden immer mehr darauf angewiesen, sich in das denken über sprache, geschichte, kunst, kurz über alles, was mit dem menschen zu tun hat, mit hilfe des deutschen hineinzuarbeiten. und die zahl dieser schulen wird zunehmen. das sind dinge die eben sind und mit denen gerechnet werden muss. gerade darin haben die Deutschen versagt und versagen noch immer, so oft sie mit menschen zu tun haben, dass sie mit ideen oder auf unselbständiger stufe mit vorschriften rechnen anstatt mit dem würklichen zweibeinigen tiermensch. die schule ist nicht unschuldig an dieser im kampf der völker so gefährlichen menschenscheu des denkens, mag sie dem Deutschen auch lieb und natürlich sein. jedenfalls haben wir alle ursache sie zu bekämpfen. darum muss die für die naturwissenschaften selbstverständliche forderung, die menschen an die dinge heranzuführen, wie Lichtwark es einfach nannte, auch für den bereich der geistigen und historischen, d h. menschlichen dinge mit allem nachdruck erhoben werden. jeder lehrer muss sich vor allem mit dem grösten mistrauen ausrüsten, damit er fühlt, wann er ins leere redet. auf diesem gebiet aber ligt die dingliche anschauung für uns Deutsche in unserer sprache, unserer geschichte, unserer gegenwart und in unsern altertümern, soweit sie noch sichtbar werden, handgreiflich vor augen gestellt. man greife nur zu! damit klärt sich auch die frage der bewertung des deutschen gegenüber dem lateinischen und griechischen. auge und verständnis am nahen und eigenen geweckt, werden dann auf das alte und fremde gelenkt, das uns nur durch vermittlung zugänglich ist. es ist das genau derselbe weg den die wissenschaft beschreitet, die aus der beobachtung der lebenden sprache das verständnis für die sprachgeschichte der jahrtausende gewonnen hat. nicht anders macht es der archäolog, der vom heutigen handwerk lernt, die verschütteten reste in vollständige werke, werdende arbeit umzusehen. und dann, natürlich, gehört es doch auch zum gebildeten Deutschen, dass er bei sich zu hause ist. nun pflegte sicherlich der gymnasiast einer älteren zeit in seinen freien stunden sich in der heimat umzusehen, deutsche litteratur zu treiben, und sich die heimatsliebe fürs ganze leben anzugewöhnen; aber die dinge haben sich geändert. die schulen sind sehr viel anspruchsvoller geworden, auch wo sie zeit lassen, füllen sie den geist mehr aus. die mehrzahl der jungen leute bezieht den geistigen bedarf fast ausschliefslich an der amtlichen verteilungsstelle. diese auf erfahrung beruhenden erwägungen bitte ich die älteren leser dieser zschr. zu berücksichtigen, auch wenn sie lieber erinnerung und gewohnheit widersprechen, da die vorliegenden hefte nach ihnen zu beurteilen sind.

Bojunga zeigt in heft 1, wie man die tatsächlich vorhandenen ausdrucksformen des deutschen ohne bezugnahme auf das schema der lateinischen schulgrammatik durch betrachtung und übung zum bewustsein bringen kann, vor allem, und das ist die hauptsache, wie man dadurch zu wissenschaftlichem denken erziehen

kann. das wird nicht jedem einleuchten. aber die vielen einzelnen dinge, die er behandelt, sind als tatsachen, methode und auffassung dem wesen nach nichts anderes als was seit mehr als einem halben jahrhundert die deutsche sprachwissenschaft sich zähe und erfolgreich erarbeitet hat. die einzelheiten bieten natürlich nichts neues oder verwunderliches, bedenklich ist mir nur die behandlung des lautwandels s. 59. wer den unterricht kennt, der sieht, wie der verfasser die unzulänglichkeit früheren verfahrens erprobt hat, wie er selber mit worten ins leere gestofsen haben mag, ehe er sich herzhaft auf die grundlage der reinen anschauung gestellt hat. bemerkenswerterweise lehnt er für die darstellung der lebenden sprache auch die grammatischen kategorieen früherer sprachperioden, wie die herkömmlichen ablautsreihen, ab, sofern sie nicht mehr als solche lebendig sind: die gehören in die geschichtliche betrachtung hinein, die der oberen stufe allein zukommt. die schrift ist besonders für diejenigen lesenswert, die der vermehrung des deutschen unterrichts gegenüber immer die frage haben: 'was soll man mit den vielen stunden machen?' ihre aufgabe liefse sich noch erweitern: 'wie kann der unterricht in den fremden sprachen durch ergiebige behandlung des deutschen vorbereitet werden?' in der syntax ligt das nicht so fern. aber auch die formenlehre wird anschaulich werden, wenn der schüler sich über die werte der formunterscheidungen, die seine sprache kennt, schon klar geworden ist. von vornherein sieht er, wie anders das lateinische arbeitet, und wenn er zu den perioden des Livius oder den reden Ciceros kommt, dann sieht er, dass jene erzählungsart und jene beredsamkeit nur in der römischen sprache möglich war, nur von dem volke geübt werden konnte, das sich diese sprache erhielt und ausbildete.

Die andern vier hefte bewegen sich in dem kreise der volks- und heimatskunde. sie zeigen, wie überall im deutschen unterricht, so auch im anderen unterricht, besonders der geschichte und religion, sich dinge herandrängen, die uns heimat und volk bunter, bedeutender, lebensvoller vors auge stellen. alle vier hefte sind ungemein inhaltsreich, die verfasser sind auf ihren gebieten wie bekannt wol beschlagen. trotzdem wollen sie nicht feste lernstücke einführen, sondern zu gelegenheitsgaben anregung und muster geben. am glücklichsten hat Herrmann diese aufgabe gelöst; er gibt dem lehrer nicht nur zu lesen, was für einzelheiten des glaubens und brauches ohne mühe im laufenden gang des unterrichts gleichsam angerufen werden können, sondern er zeigt ihm auch in zwei beispielsfolgen, eine nach dichtungen, die andere nach dem stoff der mythologie geordnet, wie mans in der praxis machen kann. allerdings kommt man um den einwand nicht hinweg, dass der alte vorchristliche brauch und glaube nur noch als spiel der phantasie und sprachrest würklich fortleben. die letzten trümmer solches noch glaubenden glaubens, welche die christenwerdung und

die reformation überstanden haben, wird die jetzige umwälzung verschütten. so ligt die gefahr nicht ferne, gefühle für nicht gegenwärtige, nicht darstellbare würklichkeiten anzuwärmen. auch mit der von Reuschel behandelten volkskunde kommt man leicht auf romantischen torfboden. er bietet reichen, überreichen stoff. und sehr viel, zu viel litteratur. er hat aus seinen kenntnissen gegeben was sich geben liefs; aber man mufs sich vor augen halten: die naturgemäfs beschränkte unmittelbare anschauung wird in der schule nur ergänzt durch die erfahrung, welche dichtung, sprache und die klaren tatsachen der geschichte (nicht der 'verbindende text') darbieten. damit ist der kreis volkskundlicher betrachtungen abgesteckt. das gilt auch für die von O. Weise bearbeitete stammeskunde. höchst anregend und hübsch sind seine anknüpfungen an dichtung, sprache, ortsnamen, über die beteiligung der deutschen stämme an religiösen bewegungen u. a. m. aber der allgemeine teil den er voranschickt, reizt zu widerspruch. vor allem können wir die alten stammesherzogtümer nicht auf die heutigen verhältnisse übertragen. für uns kommen landschaften in frage, die einen einigermafsen fassbaren stammestyp zeigen. das geschichtliche gilt nur noch, soweit es noch ist. Schwabe bedeutet etwas ganz anderes als um 900, Sachse erst recht; der heutige Sachse aus dem königreiche, ein ganz gewis deutlicher typus, war im frühen mittelalter noch nicht da, der Schlesier auch nicht. das alte Franken ist schon sehr lange keine volkliche einheit mehr: W. bringt Fischart und Rückert zusammen; dass er Wolfram und Marx dicht hintereinander als Franken nennt, sei nur erwähnt. wie weit das wesen genialer personen wie Dürer, Goethe, Schiller mit ihrer stammesart zusammenhängt, ist mindestens nicht einfach zu sagen. die frage nach ursache und würkung ist bei dieser stammespsychologie besonders heikel. nach W. liebt der Baier raufereien, weil er knödeln, g'selchtes und andere kräftige kost zu sich nimmt; aber es kann auch gerade umgekehrt sein. jedenfalls dürfte die eigene beobachtung von stammestypen in der schule — aufser dem durch dichtung, sprache, geschichte gegebenen stoff — sich auf das beschränken was der nächste bereich fassen lässt, wie an grenzen der nachbarstamm, in städten die deutlichen einzeltypen der umgebung, zb. in Hamburg Vierländer, Finkenwärder (s. Gorch Fock), ähnlich anderswo. nahebei liegen auch berufstypen, wo sie echt und abgeschlossen sind. — die fünf hefte können jedem wissenschaftlich gebildeten lehrer zur anregung oder auseinandersetzung warm empfohlen werden (aber warum übersetzt Weise für diese leser lateinische citate?) — dem der schule fernstehnden gelehrten können sie zeigen, was diese bedarf und wie der ertrag der wissenschaftlichen arbeit weiter wirkt auf die geister die werden wollen.

Hamburg, 2. september 1919. G. Rosenhagen.



Die stadt Cöln im ersten jahrhundert unter preufsischer herrschaft 1815—1915. herausgegeben von der stadt Cöln. drei bände. Cöln P. Neubner 1916. 707, 540 und 731 ss. gr. 8°.

Der ablauf des ersten jahrhunderts seit der vereinigung der Rheinlande mit dem königreich Preufsen i. j. 1815 hat zur entstehung von zwei umfangreichen sammelwerken veranlassung gegeben, die einen überblick über die entwicklung der provinz und ihrer bedeutendsten stadt in diesem ereignisreichen zeitraum bieten sollen: zu der in verbindung mit einer gröfseren anzahl gelehrter von Jos. Hansen bearbeiteten und herausgegebenen zweibändigen sammlung 'Die Rheinprovinz 1815—1915. hundert jahre preufsischer herrschaft am Rhein' (Bonn, Marcus & Weber 1917) und zu dem dreiteiligen werke das die überschrift nennt, und dessen herstellung auf einem beschluss der Cölner stadtverordnetenversammlung von anfang 1913 beruht. es ist der stadt gewidmet die seit der römischen zeit in der geschichte der in der heutigen Rheinprovinz zusammengefassten gebietsteile eine meist sehr bedeutende, unter deren städten stets die erste stelle einnahm, und die zugleich in der eigenart ihrer bewohner die der ganzen niederrheinischen bevölkerung eigentümliche lebens- und denkart in gesteigerter weise durchbildete und für die gröfsere umwelt fest ausprägte. ein höchst eindrucksvoller historischer rahmen umschliefst das werk: am beginn der zusammenbruch der napoleonischen weltherschaft in Europa, die befreiung von der französischen fremdherschaft und die einfügung der längst verelendeten stadt in den durch mächtigen aufschwung geretteten und siegreich gebliebenen preufsischen staat, am schlusse der weltkrieg, der die lange friedliche entwicklung auch hier vorläufig wider unterbrochen und dessen verlauf der inzwischen zu ungeahnter blüte gereiften stadt die unmittelbaren schrecken des krieges fast ganz erspart und ihr auch widerum bewiesen hat, dass ihre vor hundert jahren erfolgte einverleibung in den preufsischen staat sich immer von neuem glänzend rechtfertigte. der dazwischen liegende zeitraum birgt eine fülle reichster entwicklung. der fortschritt den Deutschland innerhalb des vergangenen jahrhunderts gemacht hat, lässt sich sichtbar kaum anders besser erfassen, als an der umwandlung einer älteren, zurückgebliebenen stadt in eine moderne grofsstadt. dafür bietet unter allen deutschen städten, die nicht schon zu anfang den vorzug einer fürstlichen residenz oder eines internationalen verkehrs besafsen, Cöln das beispiel des raschesten und stärksten aufblühens. der aufserordentlich schnellen entwicklung des nationalen gesamtlebens und seiner richtung auf massenentfaltung und massenbeherschung trotz starker hindernisse, die zt. in der festungseigenschaft der stadt, zt. in politischen verhältnissen lagen, im grofsen und ganzen, zumal wenn man auf die leitenden persönlichkeiten sieht, geschickt und willig folgend, hat Cöln in sehr kurzer zeit die folgen eines

langen niedergangs überwinden und die alte höhe einer führenden stadt zum mindesten der Rheinlande wieder erreichen können, die es einst im mittelalter eingenommen hatte. tritt noch hinzu, dass trotz dieser umwandlung zur grofsstadt die bevölkerung und auch die stadt selbst in ihren für das verkehrsleben wichtigsten teilen ihre alte eigenart im wesentlichen treu bewahrt hat, so ligt auf der hand, dass ein die geschichte dieses gemeinwesens in einem so unendlich reichen entwicklungsabschnitt ausführlich darstellendes werk auf vielseitige teilnahme rechnen kann.

Das werk bewältigt den mannigfaltigen stoff einerseits durch gesamtdarstellungen, andererseits durch einzelübersichten. es bringt im ersten teil des I bandes eine darstellung der verfassungs- und wirtschaftsgeschichte der stadt Cöln vom untergange der reichsfreiheit bis zur errichtung des deutschen reiches von Eb. Gothein, im zweiten teil eine zeitlich sich anschliefsende darstellung der entwicklung der stadt Cöln von der errichtung des deutschen reiches bis zum weltkriege von dem director des statistischen amts der stadt G. Neuhaus, im II bande eine übersicht über die verwaltung der stadt Cöln seit der reichsgründung in einzeldarstellungen. diese einzeldarstellungen der verschiedenen verwaltungszweige, die von den leitenden beamten derselben oder anderen sachverständigen verfasst sind, gehn aber vielfach, über die zeit der reichsgründung zurückgreifend, auch auf die älteren zustände ein. sie behandeln, mit der pflege der geistigen cultur beginnend, das vielgestaltige schulwesen, die kunst- und bildungsanstalten im engeren sinne: musik, theater, archiv, bibliotheken und die stattliche reihe der zehn museen, sodann das öffentliche gesundheits- und krankenwesen, die entwicklung des bauens und wohnens mit dem feuerlöschwesen und der verwaltung des städtischen grundeigentums; die wirtschaftliche cultur: werft- und hafenanlagen, marktwesen und markthallen, sowie die brücken; die sociale fürsorge mit dem für das ältere Cöln so wichtigen armenwesen; die städtischen unternehmungen: gas-, electricitäts- und wasserwerke sowie die bahnen; endlich die entwicklung der steuern und finanzen. es ist nicht die absicht gewesen, auf allen gebieten den stoff zu erschöpfen, was die sache selbst noch nicht zulässt, aber überall wird ein reicher stoff verarbeitet, eine gute übersicht geboten und an zahlreichen stellen durch zt. sehr instructive, mit unendlicher sorgfalt hergestellte tabellen erläutert. unter den 37 mitarbeitern an diesem bande haben einzelne wie Krautwig, Eckert, Neuhaus, Hansen, Steuernagel mehrere beiträge geliefert, die reichhaltigsten, wie die über wohnungswesen, armen- und waisenpflege, finanzwesen Neuhaus. diesem bande sind eine gröfsere zahl meist vortrefflicher photographieen einzelner hervorragender gebäude oder sonstiger städtischer anlagen beigegeben, aus denen wir den plan der canalisation, den plan von 1836 mit den seitdem erfolgten strafsen-

durchbrüchen und neuerrichteten öffentlichen gebäuden, die umgebung des doms 1800, 1885 und 1893, die ansicht der älteren englischen gasanstalt von 1841 und die städtischen bahnen von 1913 hervorheben wollen. aus dem inhalt des bandes sind allgemeiner aufmerksamkeit am ersten sicher die darstellungen der entwicklung der musik, des historischen archivs und der museen, dann besonders im dritten abschnitt die ausführungen von Heimann über die öffentlichen hochbauten, von Stoofs über die städtebauliche entwicklung Cölns und von Neuhaus über das wohnungswesen, sowie namentlich auch die von Bauer verfassten abschnitte über werft, hafen und brücken.

In vieler hinsicht bildet der II band die stoffliche grundlage oder die ausführung der darstellung, die Neuhaus im zweiten teil des I bandes von der entwicklung Cölns seit 1870 gibt. N. betont im vorwort mit recht, dass die zeit für eine allseitige und die inneren und äufseren zusammenhänge erfassende darstellung der geschichte Cölns seit der reichsgründung noch nicht möglich sei, zumal es an vorarbeiten dazu noch fast ganz fehle. um so anerkennenswerter ist doch was N. in diesem ebenfalls umfangreichen bande wenigstens für einzelne seiten der städtischen entwicklung geleistet hat. im ersten teil werden mancherlei ereignisse und zustände besprochen: die würkungen des krieges von 1870/71, die wirtschaftlichen fortschritte bis 1888, die kirchlichen parteikämpfe — culturkampf und altkatholische bewegung —, ergebnisse der reichstagswahlen bis 1913, dann die weiterentwicklung der städtischen verfassung und verwaltung. der hauptwert des werkes ligt aber im zweiten und dritten teil, der die grofsen äufseren veränderungen schildert, die in dem flächenbilde der stadt seit den achtziger jahren stattgefunden haben: die entfestigung und die eingemeindungen und erweiterungen des stadtgebiets von 1883, 1888, 1906, 1910 und 1914, und der die würkung dieser neugestaltungen auf die bevölkerung, die verwaltung usw. unter vielerlei gesichtspuncten eingehend erörtert. eine breite schilderung ist den langwierigen, seit 1861 einsetzenden amtlichen verhandlungen über die entfestigung, den mannigfachen projecten die dabei auftauchten, und der durchführung der entfestigung gewidmet. die neuen umfangreichen erweiterungen stellten der stadtverwaltung gewaltige aufgaben; stieg doch der flächenraum der stadt von 1006 ha vor 1888 [römerstadt 96,80 ha, altstadt 397 ha, neustadt 452 ha usw.] auf 11 111 ha in 1914, wovon die etwas gröfsere hälfte auf das wesentlich geringer besiedelte rechte Rheinufer entfällt [nach volkszählung von 1910 455 198 personen links, 138 371 rechtsrheinisch]. ein ausführlicher abschnitt über die verwaltung und ihre wirksamkeit, der ergänzt wird durch die erwähnten detaillierteren darstellungen des II bandes, gewährt einen überblick über die erfolgreiche und vielseitige communale tätigkeit im letzten menschenalter vor dem ausbruch des welt-

krieges seit dem amtsantritt des oberbürgermeisters WBecker i. j. 1886. die tüchtigkeit der verwaltung, die mit den gröfseren aufgaben, die die zeit stellte, wuchs, wetteiferte mit dem stets opferbereiten gemeinsinn der bürgerschaft, der ja seine wurzeln hat in der unverwüstlichen liebe der bevölkerung zu ihrer altberühmten, selbstbewusten, frohsinnigen und nur sich selbst gleichen heimatstadt.

Den unmittelbar am meisten anregenden teil des gesamtwerkes bildet freilich Gotheins lebensvolle geschichte der stadt bis zur reichsgründung. indem sie schon die zeit der französischen herschaft von beginn der occupation an eingehend darstellt und auch sonst vielfach dank ausgezeichneter sachkunde auf die zustände früherer jahrhunderte zurückgreift, lässt sie die neueste entwicklungsphase organisch herauswachsen aus der vergangenheit und befriedigt gerade da am meisten, wo das schwerste zu leisten, der innere zusammenhang nachzuweisen war. politik und wirtschaft, menschen und zustände, persönlichkeiten und volksmasse, sitten und bestrebungen ziehen in buntem wechsel an uns vorüber, belebt und durchleuchtet von den gedankenkreisen der zeit selbst und der allgemeinen volkswirtschaftslehren. ein überlegener, feiner und gütiger sinn für die eigenart der stadt und ihrer bevölkerung, ihrer historischen stellung, ihrer politisch veränderten und doch für die engere und weitere umgebung unabänderlich gegebenen lage befähigt hier ganz besonders den geschichtschreiber, den fortschritten und hemmungen, die aus dem unvermeidlichen widerstreit der staats- und stadtpolitik, dem ringen veralteter anschauungen mit neuen forderungen, dem beginnenden kampfe der socialen gegensätze immerfort erwuchsen, mit sicherem verständnis nachzugehen und mit unparteilichkeit gerecht zu werden. vor allem verdient die darstellung der oft recht complicierten wirtschaftlichen entwicklung ungeteiltes lob, so die der tätigkeit der douane und der würkung der continentalsperre in der französischen zeit, der regelung der Rheinschiffahrt, der preufsischen zollgesetzgebung von 1818, der wichtigsten zweige des handels und der industriellen fortschritte, der eisenbahnen, des bank-, credit- und geldwesens, des armenwesens und der städtischen finanzen, nicht zu vergessen der politischen bewegungen, der entfaltung der öffentlichen meinung und der ereignisse der revolutions- und reactionszeit. die glänzende darstellungsgabe bewältigt auch die grofse fülle des stoffes, die namentlich in den abschnitten über Rheinschiffahrt, handel, industrie und gewerbe zu verarbeiten war. wie die übrigen teile des werkes wird auch dieser erste darstellende teil zum denkmal für die um die entwicklung der stadt verdienten männer, nicht allein für die Camphausen, Hansemann, Mevissen, die weit über die stadt hinaus in die geschicke des vaterlandes eingriffen, sondern auch alle amtlich oder privat im dienst des gemeinwesens

tätigen persönlichkeiten, die in ihrem fache und kreise an seiner förderung mitwürkten. die abfassung des stattlichen werkes erfolgte noch zur rechten zeit; sein wert und sein nutzen werden jetzt, ja in zukunft erst recht, volle würdigung finden.

Göttingen. **W. Stein.**

LITTERATURNOTIZEN.

Aufgaben und anregungen der lateinischen philologie des mittelalters von **P. Lehmann** (SB. d. kgl. bayer. akad. d. w.). München, Franz in comm. 1918. 59 ss. 8°. 1,20 m. Heute steht es nicht mehr so wie vor 200 jahren, wo PLeyser in seiner Dissertatio de ficta medii aevi barbarie inprimis circa poesin Latinam gegen die allgemeine misachtung des barbarischen mittelalters auftreten muste; langsam hat sich eine objectivere schätzung geltend gemacht, man hat eingesehen, dass es falsch ist die lateinischen schöpfungen des mittelalters einfach an denen der antike zu messen, dass es vielmehr gilt die gesetze, die teils aus der classischen litteratur ererbt und selbständig weitergebildet, teils ganz neu geschaffen sind, zu erkennen und zu verstehn. wir stehn da erst in den anfängen, und eine riesenaufgabe ist zu bewältigen, bevor es möglich sein wird die lateinische litteratur des mittelalters zu übersehen. dies ist ungefähr der gedankengang des Lehmannschen vortrages. er setzt der jungen wissenschaft als ziel, die litterarische cultur des abendländischen mittelalters zu erforschen und darstellen zu helfen, soweit sie durch schriftdenkmäler in lateinischer sprache vertreten, bedingt, beeinflusst ist. in wie weitem umfange er diese aufgabe fasst, mag ein kurzer überblick über den inhalt zeigen. cap. I. 'Schrift, buchwesen und verwandtes' handelt über die schriftformen, karol. minuskel, insulare schrift in der heimat und auf dem festlande, gotische, humanistische schrift; von da kommt er zum mittelalterlichen buchwesen, historischer handschriftenkunde, bibliotheksgeschichte, geschichte der klösterlichen tischlesung, interpunction. das II cap. ist der sprache gewidmet: in ihrer differenzierung nach heimatsbezirken, ihrer dadurch bedingten oder ganz individuellen entwicklung, latein der Iren, Angelsachsen, griechisch im frühen mittelalter, sprache einzelner schriftsteller; glossare, florilegien. schliesslich die stellung der italienischen, französischen, deutschen humanisten zur lat. sprache u. litteratur des mittelalters. mit besonderer liebe wird dann im III capitel die überlieferungs- u. litteraturgeschichte behandelt und an einzelnen beispielen erläutert.

Selbstverständlich konnte es nicht die absicht sein das ganze material auszuschöpfen, ein anderer würde vielleicht andere puncte

mehr betont haben, zb. die schwere aufgabe Wilh. Meyers forschungen fortzusetzen, denn das gebiet ist ungeheuer grofs und stellt unendliche anforderungen. mit diesem gefühl legt man das schriftchen fort. mögen die zahllosen anregungen, die in der ausgesprochenen absicht gegeben werden, arbeiter zu gewinnen, auf fruchtbaren boden fallen. K. Strecker.

Bilder aus dem römisch-germanischen kulturleben (nach funden und denkmälern) herausgegeben von Carl Blümlein. München u. Berlin, Oldenbourg 1918. 120 ss. 4⁰. 5 m. — Auf keinem gebiete unserer altertumskunde ist im letzten menschenalter so methodisch und so erfolgreich gearbeitet worden wie auf dem römisch-germanischen, und keines erfreut sich so ausgezeichneter zusammenfassungen von berufenster seite wie dieses, wofür uns allein das eine jahr 1912 neben der zweiten auflage von Koepps 'Die Römer in Deutschland' die neue darstellung von Dragendorff 'Westdeutschland zur Römerzeit' gebracht hat, dazu Schumachers grundlegende 'Materialien zur besiedelungsgeschichte Deutschlands' und die 3. auflage seines 'Verzeichnisses der Germanen-darstellungen' (beides in den 'Katalogen des Römisch-germanischen centralmuseums', nrr 5 u. 1). unter diesen umständen mag ein werk wie das vorliegende, das durchgehend nur aus zweiter hand schöpft, immerhin entbehrlich erscheinen: aber es sucht sich den kreis seiner leser — und beschauer — in erster linie bei den schülern höherer lehranstalten und legt darum das hauptgewicht auf die bilder, die in grofser anzahl (371) und im allgemeinen in guter auswahl und ausführung gegeben werden; auf abb. 339 vermag ich freilich weder ein frauenskelett noch die 'völlig erhaltenen zöpfe' zu erkennen. den ausgangs- und in vielem den mittelpunct bildet für den verf., der director des lyceums zu Homburg v. d. H. ist, die Saalburg, und er gesteht den reconstructionen Jacobis im ganzen und im einzelnen eine weitgehnde gültigkeit zu, hat aber auch das material der museen von Mainz, Mannheim, Frankfurt, Wiesbaden, Trier, Bonn, Köln, Xanten usw zt. unter guter beratung herangezogen, wobei er freilich mit quellenangaben unnötig zurückhält. vermisst hab ich unter den votivaltären die römisch-germanischen gottheiten. B. zieht auch die deutsche altertumskunde der Römerzeit in seinen bereich, und hier ist er leider weniger glücklich. so werden als typen des germanischen dorfs die bekannten beispiele Meitzens aus dem östlichen colonisationsgebiet und dem alten Slawenlande vorgeführt, und auf das was im texte hier und da gesündigt wird, mag ich lieber nicht eingehn, obwol der verf. durch eine sehr törichte bemerkung in dem unklaren abschnitt über die runen zu scharfer kritik herausfordert. E. S.

Hundert jahre A. Marcus und E. Webers verlag 1818—1918. Bonn am Rhein. VIII u. 392 ss. 8⁰. — In dieser umfangreichen festschrift hat der unternehmungsfreudige inhaber

der firma dr jur. **Albert Ahn** eine grofse anzahl von beiträgen der autoren des verlags vereinigt, wobei auch unser studiengebiet nicht leer ausgeht. abgesehen von dem warmherzigen nachruf von RUnger auf Kurt Jahn (s. 56 ff) und meiner ankündigung eines 'urkundenbüchleins zur altdeutschen litteraturgeschichte' (s. 121 ff) nenn ich PhStrauchs notiz über eine Hamburger mystikerhs., abschrift DSudermanns nach einem Kölner codex von 1475 (s. 132 ff), ALeitzmanns nachtrag zu den quellen von Schillers 'Taucher' (s. 136 ff), die von WStammler mitgeteilten briefe der brüder Grimm (140 ff), worunter der von Jacob an FSchlegel vom 21. XII 1812 besonderes interesse bietet, und schliefslich einen beitrag von AGötze 'Familiennamen und frühneuhochdeutscher wortschatz' (s. 124 ff): er ist hübsch eingekleidet, aber in der auswahl der beispiele nicht besonders glücklich und in den deutungen oft fehlgreifend: der fn. *Ahn* hat mit *ane* 'avus' nichts zu tun, sondern ist eine kurzform zu *Arnold*, wie *Behn* zu *Bernhard*, *Wehn* zu *Werner* usw.; *Liebeskind* kann doch unmöglich ein 'kind der liebe' sein, es ist eine anredeform wie *Lieberknecht* und *Trautvetter*; misverstanden sind weiter *Feuerstein*, *Winkelmann*, *Herrenknecht*, *Fliedner*. auch *Weigand*, das ein alter personenname ist. **E. S.**

Die Germania des Tacitus, erläutert von **Karl Müllenhoff** [Deutsche altertumskunde IV bd]. neuer vermehrter abdruck, besorgt durch Max Roediger. Berlin, Weidmann 1920. XXIV u. 767 ss. 8⁰. 36 m. — Max Roediger, der mehr als ein menschenalter hindurch seine treue fürsorge und den besten teil seiner arbeitskraft dem nachlass Müllerhoffs gewidmet hat, kann unsern dank für diesen sorgsamen neudruck des Germaniacommentars nicht mehr entgegennehmen. nach dem vorwort Andreas Heuslers s XII f hat er den druck noch bis bogen 43 geleitet, der schon 1915 fertig war, auch die verkürzte liste der 'berichtigungen und nachträge' rührt noch von ihm her. kleine erweiterungen hat er dem commentar zu den capiteln 38 und 40 zugeführt, unter die anhänge zwei weitere notizen Müllenhoffs aus der Zeitschrift aufgenommen: IVa 'Lust und Unlust' (Zs. 9, 127) und XIIIa 'Eidring' (Zs. 17, 428 f). dem gegenüber hätte die von Roediger selbst zur ersten auflage beigesteuerte collation der alten Nürnberger Germania-drucke, die s. z. dankbar begrüfst werden durfte, jetzt nicht widerholt zu werden brauchen (s. 693—699), nachdem durch die hallische dissertation von A. Schönemann De Taciti Germaniae codicibus capita duo (1910) diese zeugen der überlieferung abschliefsend charakterisiert und erschöpft sind. die revision und erweiterung der register war herrn AWinckler in Halle anvertraut: sie sind trotz teilweiser raumsparung von 55 auf 68 seiten angewachsen. **E. S.**

Passiones vitaeque sanctorum aevi Merovingici ediderunt **B. Krusch** et **W. Levison** [Monumenta Germaniae histo-

rica. Scriptorum rerum Merovingicarum tomi VII pars I] Hannoverae et Lipsiae impensis bibliopolii Hahniani MCMXIX. 440 ss. 4⁰. 44 m. — Dieser neue halbband der Merovingerviten bringt 16 nummern und schliefst in der einleitung zu einer siebzehnten. den gröfsern teil der arbeit hat diesmal Levison geleistet, aber was Krusch beisteuert, ist von besonderem interesse, weil es sich hier um texte handelt, die er schon früher einmal (zumeist in bd III) herausgegeben hatte und jetzt, auf grund wertvoller handschriftenfunde und mit reiferer kunst bearbeitet, noch einmal vorlegen kann. eine besondere genugtuung mag ihm das bei der 'Vita S. Germani episcopi Parisiensis' (s. 337—428) gewährt haben, denn offenbar blickt er auf seine ausgabe der 'opera pedestria' des Venantius Fortunatus (Auct. ant. IV 2), die er mit dem von Waitz uaa. beschafften material herrichten muste, wie auf eine frondienstleistung zurück. für uns erregt gröfseres interesse, ja vielleicht das stärkste in dem ganzen bande, die 'Passio Afrae vetustior', und besonders die vorangestellte einleitung (s. 204—224), in der die armenische fassung eingehend behandelt wird. die seit Rettberg und Friedrich nie ganz ruhende, seit der ersten ausgabe Kruschs (t. III 41 ff) besonders lebhaft gepflogene discussion dürfte hier, wo nicht abgeschlossen, doch zum ziele gelangt sein: Afra ist eine historische heilige, aber ihre heimat ist ein kleinasiatisches Augusta und die älteste abfassung ihrer vita dürfte in syrischer sprache erfolgt sein; nach Augusta Vindelicorum ist sie erst nachträglich verpflanzt worden.

Höhern litterarischen wert besitzen aufser der Germanusvita des Venantius Fortunatus nur wenige, aber freilich recht umfangreiche stücke: die 'Vita Willibrordi' des Alcuin (s. 81—141) und die um drei jahrhunderte ältere 'Vita Germani ep. Autissiodorensis' des Constantius (s. 225—283), die auf die verfasser jüngerer legenden schon von Ennodius ab gewürkt hat. die 'Vita Severini episcopi Burdegalensis' (s. 204—224) wird zwar von Krusch und Levison dem Fortunatus zugeschrieben, stellt aber offenbar keinen zuwachs zum ruhme dieses autors dar. — auf deutschem boden spielt, wenn wir von dem Friesenapostel Willibrord und der auf litterarischem wege zugewanderten Cilicierin Afra absehen, nur die unbedeutende 'Vita Gamalberti presbyteri Michaelsbuchensis' (s. 183—191) aus der letzten zeit der Merowinger. für die kirchliche verehrung kommt aufserdem der heilige Gangolf von Varennes (später Toul) in betracht (s. 142—174), der Burgunder, dessen rolle in Süd- und Mitteldeutschland aufs engste mit dem quellencult verbunden ist.

Erstaunlich ist der zuwachs des handschriftlichen materials, den wir grofsenteils dem fleifse der Bollandisten, aber doch auch dem spüreifer Levisons verdanken. die philologische akribie und die pflichttreue, mit der dieser die fast durchweg schwierigen und die arbeit nur selten sichtbar lohnenden texte behandelt,

dürfte der längst bewährten meisterschaft Kruschs heute kaum nachstehn. **E. S.**

Aus Zürcher handschriften von **Jakob Werner.** der versammlung der schweizerischen bibliothekare in Zürich mai 1919 gewidmet. Zürich 1919, druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli. 80 ss. 8°. — Von berufener seite erhalten wir in diesem privatdruck die beschreibung von 12 (resp. 13, da zu nr III eine zweite hs. herangezogen wird) mehr oder weniger unbekannten codices der Zürcher bibliothek, darunter vier deutschen und einem italienischen. I, deutsche evangelien-perikopen aus der ersten hälfte des 13 jh.s, verdiente wol eine eingehnde sprachliche untersuchung; aus II, einer alem. hs. der collationen des Hartung (hier 'Hartwaig') von Erfurt, werden s. 14—41 30 exempla mitgeteilt; IV, hs. der Vierundzwanzig alten des Otto von Passau v. j. 1462 scheint ohne besondern wert; auf das in VI enthaltene bruchstück einer übersetzung der Augustiner-regel (13 jh.) hatte bereits Bächtold in seiner Geschichte d. deutschen litt. in d. Schweiz (anmerkungen s. 50) hingewiesen. **E. S.**

Freidanks grabmal in Treviso von **Oswald v. Zingerle.** Leipzig, Dyk 1914. 102 ss. 8°. 3,50 m. — In jener glücklichen zeit als man noch reichlich gutes papier hatte und die satzpreise mäfsig waren, hat OvZingerle seine sachkunde breit entwickeln und sein urkundliches wissen behaglich vor uns ausschütten dürfen. er liefert den unanfechtbaren beweis, dass sich das grabmal eines Freidank zu Treviso, von dem uns Hartmann Schedel (1465) berichtet, an der aufsenseite des domes befand und nicht vor dem 14 jh. hergestellt sein kann. bild und inschrift gehören der gleichen zeit an, dem bürgerlichen fahrenden, der etwa ein jahrhundert früher die Bescheidenheit verfasste, können sie nicht gegolten haben. die geschichte von seiner berufung nach Venedig ist eine späte fabel. man werde also an einen adlichen oder geistlichen späterer zeit denken müssen, und am ehesten wol an einen Tiroler, denn in Tirol war der name Freidank, wie vZ. nachweist (s. 43—62), seit dem ausgang des 13 jh.s sehr verbreitet, in mehreren familien durch generationen üblich, und aufserdem hat Tirol, wie wol kaum so umständlich nachgewiesen zu werden brauchte (64—100), die mannigfachsten beziehungen zu dem nachbarlichen Norditalien und speciell auch zu Treviso. ich wundere mich, dass vZ. dabei gar nicht des studiums zu Treviso (Weinschwelg v. 300) gedenkt und der verleihung des universitätsprivilegs durch den deutschen könig Friedrich den Schönen im j. 1318 (Zwei altdeutsche schwänke² s. 9).

vZ. selbst stellt für das grabmal den pfarrer Gerold Freidank, kaplan der herren von Taufers, zur erwägung, der bald nach 1310 gestorben sein mag. ich würde diesen einfall zurückgehalten haben.

Meinerseits will ich die gelegenheit nicht vorübergehn lassen,

ohne ein wort über den eigennamen *Frîdanc* zu sagen, den der dichter der Bescheidenheit gewis nicht als erster geführt und der mit seinem werk und seiner geistesrichtung von haus aus nichts zu tun hat. war es aber ein älterer taufname, so ist er wahrscheinlich durch dissimilatorischen silbenschwund und ersatzdehnung aus *Fridudanc* entstanden. eine parallele haben wir in dem familiennamen 'Freitag', der als solcher (oder richtiger als beiname) zuerst 1178 mit dem pfarrer *Herman Fritac* (Baumann Gesch. d. Allgäus I 586) bezeugt ist; hier ist mit dem namen des wochentags zweifellos ein alter *Fridutag* zusammengeflossen, vgl. *Frittag* in den Ann. necr. Fuld. ad a. 844 (MG. SS XIII 175, 30). E. S.

Familiennamen im badischen Oberland von **Alfred Götze** [= Neujahrsblätter der Badischen historischen kommission n. f. 18]. Heidelberg, Winter 1918. 123 ss. 8⁰. 1,60 m. — Das thema, für das sich landschaftliche beschränkung empfiehlt, und das ja des interesses weiter kreise immer sicher sein darf, ist hier lebendig und anregend behandelt, im einzelnen mit manchen neuen aufschlüssen, denn der verf. besitzt reiche eigene sammlungen aus urkundlichem material. wo ihm dies freilich fehlt und er sich ganz der führung von Steub und Andresen anvertraut, geht er noch oft fehl, obwol sein schriftchen auch methodisch gegenüber der zeit der die namenbüchlein von Vilmar und Hoffmann von Fallersleben entstammen, auf jeder seite den fortschritt aufweist. so bleibt vieles was G. aus altdeutschen personennamen ableitet, recht unsicher, weil er nicht mit dem frühen aussterben und der seltenheit so mancher bei Förstemann verzeichneten namen und namengruppen rechnet. es geht nicht an die zahlreichen *Manz* und *Menz* aus *Mangold*, die ebenso häufigen *Ranz* und *Renz* aus *Rand-(frid)* herzuleiten (s. 7), wo sich die namen mit (*Magan-*) *Megin-* und (*Ragan-*) *Regin-* weit mehr empfehlen, vgl. *zwanzig* (*zwenzig*) aus *zweinzic*. — die 'niederdeutsche bezeichnung des feldmessers' (s. 11) ist eines der vielen phantasieerzeugnisse Andresens: *Fellmeth* ist allerdings ein norddeutscher name, aber mit der üblichen kürzung aus *Velmede(n)* (*Fellmeden*) entstanden, einem ortsnamen der in Hessen wie in Westfalen vorkommt. sehr viele bedenken hab ich auch bei dem cap. IV 'Familiennamen und berufsbezeichnungen'. latinisierungen wie *Hauri* aus *Schöpf*, *Semper* (*sentbære* ?) aus *Immer* (s. 39) sind mir bisher nicht vorgekommen, sie erinnern bedenklich an die erklärung des fn. *Pflaumenbaum*, der über *Plumbum* auf *Blei* zurückgehn soll; in den zahlreichen *Hofrichter* (ebda) steckt gewis wie in den davon kaum zu trennenden *Hobrecht*, *Hofferecht*, *Hofrock* usw. gar manch verschämter *hoverehter*, *hoveroht(er)* 'gibbosus'; bei *Nagel* und den massenhaften compositis mit *-nagel* (s. 46) hat G. eine hauptquelle, die obscöne bedeutung übersehen, die wie in *Hartnagel* und *Spannagel* auch

in *Wackernagel, Recknagel, Strecknagel, Rundnagel, Stülpnagel, Steuernagel* vorligt. die 'übernamen' (cap. V) werden immer ein heikles capitel bleiben: ich beschränke mich hier darauf, meinen zweifel gegenüber der niederdeutschen ableitung des Säckinger fn. *Dontenwill* auszusprechen: ist das nicht vielmehr ein gut alemannischer ortsname? doch ich will abbrechen und gern mit dem bekenntnis schliefsen, dass ich reichlich ebensoviel mir neue und mich überzeugende deutungen wie anstöfse in dem büchlein gefunden habe. in der litteratur hab ich das für jeden namenforscher wertvolle buch von Ernst Grohne, Hausnamen und hauszeichen (Göttingen 1912) vermisst. E. S.

Das Strafsburger Würfelbuch von 1529. facsimiledruck und erstausgabe mit einem nachwort und anmerkungen von **Alfred Goetze** [Jahresgaben der Gesellschaft für elsässische litteratur V 2.] Strafsburg, Trübner 1918. 8 bll. u. 33 ss. kl. 4°. 3 m. — Mit bitterer wehmut nehmen wir diese letzte gabe der Gesellschaft für elsässische litteratur entgegen — sie kommt aus dem Strafsburg das wir verloren haben, nachdem es 46 jahre hindurch eine der fruchtbarsten pflegstätten der deutschen studien und für so viele von uns die wissenschaftliche heimat gewesen ist. der erstlingsdruck eines würfelbuchs, den Schorbach dem Christian Egenolph zuweisen konnte, ist in der Museumsbibliothek zu Mitau aufgetaucht und durch austausch an die universitäts- u. landesbibliothek zu Strafsburg gelangt. Götze lässt dem facsimile ein nachwort folgen, das in der hauptsache auf Boltes einleitung zu Wickrams Losbuch (Werke bd IV) fufsend, über die litterarische gattung unterrichtet, das vorliegende werkchen charakterisiert und die frage nach dem autor aufwirft, um sie vorerst zu ungunsten Wickrams abzulehnen. es folgt dann ein sauberer neudruck des textes mit sprachlichen und sachlichen einzelerläuterungen, welche das 'nachwort' ergänzen. E. S.

Das Pariser reformationsspiel vom jahre 1524, von **Johannes Schäfer**, Leipziger dissertation. Halle, Hnr. John 1917. 92 ss. 8°. — Die anziehende und bedeutende reformationsschrift, die von Böckings neudruck der texte in Huttens Schriften II (1859) 386—92 bis zu Voretzschs ausgabe des ältesten deutschen drucks (1913) die forschung immer aufs neue beschäftigt hat, wird von S. in einer fleifsigen doctorschrift behandelt, die doch das anfängerhafte nirgends überwindet und immer wider raum zu fragen lässt. erhalten ist uns das reformationsspiel in vier deutschen drucken; der für uns älteste stammt von Matthes Maler in Erfurt, alle tragen sie die jahreszahl 1524. entstanden ist das spiel nach Huttens tode, der seit mitte september 1523 in Mitteldeutschland bekannt war. Thomas Venatorius kennt in einem brief aus Nürnberg '4. cal. jan. 1524' einen deutschen comoediadruck und bittet Spalatin um den lateinischen text. danach muss mindestens ein für uns verschollener druck von 1523

vorausgesetzt werden, über dessen ursprungsort sich nichts aussagen lässt. auch mit weiteren verschollenen drucken ist zu rechnen, was S. bei aufstellung seines stammbaums versäumt hat. auf solchem wege wird uns wol die merkwürdigkeit erspart die er uns zumutet: der Nürnberger nachdruck A habe neben seiner vorlage C auch den lateinischen urtext wider zugezogen, ein bei dem drucker Herrgott sonst unerhörtes verfahren.

Dass der lateinische text dem deutschen vorausligt, ergibt sich aus dessen latinismen und schiefheiten. erhalten ist der lateinische text allein in einer handschrift, dem codex Gothanus A 399, den Siegfried Asterius aus Hildesheim kurz nach 1553 im dienst Martin Seidemanns in Erfurt hergestellt hat. Seidemann war schwiegersohn Johannes Langes, aus seinem brieflichen nachlass ist die handschrift zusammengeschrieben. damit und mit dem Erfurter ursprung des für uns ältesten drucks begründet S. die schon von OClemen Zs. f. kirchengesch. 35 (1914), 599f ausgesprochene vermutung, das spiel rühre aus dem kreis der Erfurter reformatoren, vielleicht von Lange selbst her. dass wir das zeugnis des ältesten drucks dafür nicht geltend machen dürfen, ist oben gezeigt. dass aber die hs. gerade auf Lange selbst schwerlich zurückzuführen ist, ergibt sich daraus, dass sie seinem brieflichen nachlass entstammt, vermutlich also aus einem an Lange gerichteten schreiben. wenn Venatorius erwartet, durch Spalatin in Altenburg den latein. text erhalten zu können, so setzt er offenbar voraus, dass dieser in abschriften umlief, wie sich eine in Langes papieren bis nach 1553 erhalten hat. er konnte dabei ebensogut an Wittenberger wie an Erfurter ursprung denken. fände sich heute eine solche abschrift etwa aus Spalatins nachlass, so würde nichts uns berechtigen, an Spalatin als urheber zu denken.

Der nachprüfung bedürfen auch S.s druckerbestimmungen. D ist nicht von Schönsperger in Augsburg gedruckt, sondern von Jörg Gastel in Zwickau, bei dem allein die in meinen Hochdeutschen druckern (1915) nr. 140 beschriebene titeleinfassung 1523/24 nachzuweisen ist. die möglichkeit, dass unser spiel vor Franz I in Paris und die daraus abgeleitete 'comoedia muta' in Augsburg 1530 vor Karl V aufgeführt sein könne, widerlegt S. mit guten gründen, ebenso die verfasserschaft Varels, die Geiger im Archiv f. lit.-gesch. 5 (1876) 543—54 vermutet hatte.

Freiburg i. B. **Alfred Götze.**

Rübezahl im lichte seines namens. ein beitrag zur deutschen wortforschung und sagenkunde von **Adolf Moepert.** Breslau, Schottlaender 1916. XII u. 123 ss. 2 m. — Das phantasievolle schriftchen steht methodisch auf der höhe der 'spafsigen etymologie vor 1784', auf die der verf. kraft seiner erweiterten sprachlichen kenntnisse glaubt herabblicken zu dürfen. das ergebnis (*Rübe-*

zahl = *Ruhebezal* = *rû capezzale* und 'die Pelzmüzze') und die daraus gewonnenen folgerungen sind wertlos.

im felde, 20. april 1918. **Friedrich Ranke.**

Aus Emanuel Geibels schülerzeit. zu seinem hundertjährigen geburtstage. mit einem brief und 32 jugendgedichten, darunter 19 ungedruckten. von **Adolf Stoll.** mit vier abbildungen. darunter einem jugendbildnis des dichters, und einer nachbildung der ersten zehn gedichte. Cassel, Pillardy und Augustin 1915.. 51 ss. 0,75 m.· — Aus den letzten jahren von Geibels schulzeit auf dem Katharinengymnasium zu Lübeck stammt ein brief und eine reihe von gedichten, die aus dem nachlass seiner base und jugendfreundin Marie Ganslandt auf uns gekommen sind. fünf von diesen 32 gedichten sind bereits aus den Gesammelten werken, zwei aus den Gedichten aus dem nachlass und sechs weitere aus Gaedertz Geibelbuch bekannt; St. bringt sie dennoch mit samt den ungedruckten nummern vollständig zum abdruck, weil die handschriftliche überlieferung öfters ursprünglichere fassungen bringt, meist noch verworrener und verschwommener als die später gedruckten. übrigens bedürfen St.s angaben der nachprüfung; das bemerkenswerteste stück der sammlung, 'Der Zigeunerbube im Norden' weist in der späteren fassung allein vier änderungen gegen den ursprünglichen text auf, die Stoll nicht vermerkt (str. 2, z. 8 hat die jugendfassung 'mag', str. 4, z. 1: 'frohe', str. 5, z. 4: 'leichter', str. 6, z. 8: 'will'). Stolls begeisterte einleitung bereichert die jugendbiographie des dichters um einige daten, gibt aber der litteraturgeschichte nichts neues.

Posen. **R. Petsch.**

MISCELLEN.

Muspilli 18. Die lücke dieses verstümmelten verses lässt sich mit hilfe des vom Muspillidichters vielbenutzten Heliands wol mit einiger sicherheit füllen. dass *pidiu ist durft mihhil* erster halbvers sei, wird unwahrscheinlich schon durch 40ᵇ (*diu kosa ist so mihhil*), 88ᵇ (*gart ist so mihhil*) und Heliand 4376ᵇ (*thes is tharf mikil*), alles zweite halbverse. der halbzeile des Heliand geht aber voran: *For thiu scal allaro liudio gehuilic thenkean fora themu thinge* und es folgt 4377ᵃ *manno gehuilicumu*, was fast genau 19ᵃ gleich ist., so darf man im anschluss an 35ᵃ 43ᵃ 46ᵃ wol vermuten: *pidiu scal er denchan vora demo dinge: durft ist so mihhil* [oder *des ist durft mihhil*] *allero manno uuelihemo, daz es in sin muot kispane.* selbst der *muot* kommt an der Heliandstelle 4377ᵇ vor. **R.**

Zu Wolframs Titurel. Trotz Pohnerts sorgsamer untersuchung können die metrischen rätsel der Wolframschen Titurel-

strophe nicht als gelöst gelten. Lachmann wählte zur erleichterung überladener verse gern eine nebenform *-lier, -liez* statt *-lîcher, -lichez* (51. 524. 714. 854. 944. 1034. 1044. 1051, 1074. 1104. 1154. 1244. 1254. 1284. 1302. 1532.4 u. ö.). aber diese in den hss. nirgends bezeugte form, die ich in der von mir benutzten 3 auflage finde, wurde in den späteren auflagen wider aufgegeben; ob auf Lachmanns anweisung, ist mir unbekannt. es ist vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, dass jenes *-lier, -liez* ahd. gar nicht selten bezeugt ist, wenn es die grammatiken auch nicht verzeichnen: *in einlien uuorten* hat Notker I 5033 (cod. sgall. 818)[1]; *grimlior* (sevius) bieten Gll. II 8961. IV 32149, *ehirlies* (cerealis) Gll. II 6365, *missaliu* II 27756, *zurganliero* II 263, *in misliemo* II 7708, lauter bairische und alem. handschriften; von weiteren belegen mit übergeschriebenem *h* sehe ich ab (*grimlihor*).

R.

[1] mir von cand. phil. Schinck nachgewiesen.

Zu Walther 78, 21. C hat *den borgen dingen;* statt *borgen* hat A *boegen.* ich nehme an, dass auch die vorlage von C *den boegen* gehabt und C das *e* in *r* geändert hat, dass aber *boegen* fehler ist für älteres *boesen.* mit den *bœsen* müssen jedenfalls die *heiden* gemeint sein in v. 16: *der heiden überhêre hât dich (Ierusalêm) verschelket sêre.* es folgt *dur dîner namen êre lâ dich erbarmen, Krist, mit welher nôt si ringen, die dort den bœsen dingen* 'lass dich erbarmen, Christ, der not mit welcher sie ringen, die dort (= dass sie dort) mit den schlechten in verhandlung stehn'. im folgenden *dazs uns alsô betwingen, daz wende in kurzer frist* bezieht sich das *-s* in *dazs* auf die *bœsen* der voraufgehenden zeile, wenn so zu lesen ist, d. i. die *heiden.*

Hermann Möller.

Zu Konrad von Heimesfurt und Wirnt von Grafenberg. Die von mir Zs. 55, 296 ff veröffentlichten bruchstücke befinden sich nunmehr nach gütiger mitteilung der herren Leidinger und vSchnorr im besitz der Münchener Staatsbibliothek.

vKraus.

Spiel von S. Elisabeth. Der Marburger kammerschreiber Fleck verzeichnet 1481 freitag nach laetare folgende ausgabe: *1 gulden 3 alb. 6 heller gebin* (Jacob von Blankenheim) *fur 3 virtel wins, hait myn gnedige frauwe schenken laifsen Happeln Schumechirs sone und siner geselschaft in den oistirheiligen tagin, als sie das spil von Sant Elisabeth haitten, die halbe fur 16 heller.* mitgeteilt von dem director des Marburger staatsarchivs hrn. geh. archivrat dr Küch.

E. S.

MITTEILUNGEN.

Scherer-Preis. Aus der im jahre 1910 durch den verstorbenen professor an der Berliner universität, dr Richard M. Meyer, errichteten Wilhelm-Scherer-stiftung soll nach dem willen des stifters in jedem dritten jahre für die hervorragendste arbeit aus dem gebiete der deutschen philologie, die in den letzten drei jahren von einem jüngeren gelehrten verfasst ist, ein Scherer-Preis in der höhe von 2000 mark erteilt werden, der jedesmal am 6. april. dem geburtstage des frühverstorbenen ältesten sohnes des stifters, bekannt gemacht werden soll. das curatorium der stiftung hat diesen preis jetzt zum erstenmal verliehen, und zwar ist er dr Friedrich Neumann in Wilhelmshöhe bei Cassel für sein buch 'Geschichte des neuhochdeutschen reimes von Opitz bis Wieland. studien zur lautgeschichte der neuhochdeutschen gemeinsprache' (Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1920) zugesprochen werden.

Nachdem die Brentano-Ausgabe aus dem verlage Georg Müller in den Propyläen-verlag g. m. b. h., Berlin, übergegangen ist, soll ihr weitererscheinen tatkräftig gefördert werden. verlag und herausgeber richten an alle besitzer von handschriften Clemens Brentanos die ergebene bitte, die originale im wertbrief an den hauptherausgeber, Heinz Amelung, Essen, Herbertstr. 13, zu senden. schnelle und sorgsame rücksendung wird zugesichert. auslagen werden gern erstattet. auch sonstige für die ausgabe wichtige mitteilungen, namentlich nachweise über öffentliche und private bibliotheken, archive und handschriftensammlungen, in denen sich Brentano-autographen befinden, werden mit dank entgegengenommen.

PERSONALNOTIZEN

Am 4 juli 1919 verschied 75 jährig der bibliothekar dr Kristian Kålund in Kopenhagen, der ausgezeichnete kenner der alten handschriften und verdiente darsteller der isländischen altertümer. — am 11 oct. 1919 starb der vertreter der keltischen philologie in Berlin Kuno Meyer, dessen arbeiten mehrfach die unsern berührt und befruchtet haben. — im 87 jahre verschied am 25 oct. 1919 zu Wernigerode Eduard Jacobs, ein historiker der die altdeutschen studien und viele von uns persönlich mit seinem reichen wissen gefördert hat. ihm folgte am 29 dec. 70 jährig Gustav Milchsack in Wolfenbüttel. — in Josef Seemüller, gest. am 20 jan. 1920 im 65 lebensjahre, hat mit unserer wissenschaft insbesondere diese zeitschrift einen schweren verlust erlitten. — der februar 1920 nahm uns ferner die litterarhistoriker Adolf Frey in Zürich und Rudolf Schlösser in Weimar.

Auf den lehrstuhl Kluges in Freiburg i. Br. wurde prof. Friedrich Wilhelm von München berufen. prof. Karl Helm in Würzburg folgte einem rufe als ord. prof. nach Frankfurt a. M. und wird durch prof. Primus Lessiak von Prag ersetzt werden; einem rufe nach Köln wird prof. Friedrich Panzer von Heidelberg folge leisten.

Zu ordentlichen professoren befördert wurden die extraordinarien Hubert Roetteken in Würzburg und Werner Richter in Greifswald.

Eine ao. professur an der universität Jena erhielt der frühere Strafsburger privatdocent prof. dr Hans Naumann.

Zum ao. professor der deutschen sprache und litteratur an der universität Warschau wurde der privatdocent dr Sigmund von Lempicki von Krakau ernannt.

Prof. Wilhelm Streitberg in München wird einer berufung als nachfolger Brugmanns nach Leipzig folge leisten; zum ordinarius befördert wurde prof. Eugen Fränkel in Kiel; auf den lehrstuhl für sanskrit und vergleich. sprachforschung in Erlangen wurde prof. Julius von Negelein von Königsberg berufen.

Das ordinariat für englische philologie in Halle hat der ao. professor dr Hans Weyhe von Leipzig erhalten.

Habilitiert haben sich: für germanische philologie an der universität Breslau dr Hellmut de Boor, für neuere deutsche litteratur ebenda dr Hans Heckel; für englische philologie in Marburg dr Heinrich Mutschmann, in Göttingen dr Gustav Hübener. an die universität Hamburg wurden die bisherigen beauftragten docenten dr Agathe Lasch und dr Heinrich Meyer-Benfey als privatdocenten übernommen.



EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle möglichst mit preisangabe alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle, wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 october 1919 bis 31 märz 1920 sind eingelaufen:

H. H. Borcherdt, Augustus Buchner und seine bedeutung für die deutsche litteratur des 17 jh s. München, C. H. Beck 1919. VII u. 175 ss. 8°. — 12 m.

A. Braun, Zeitungsfremdwörter und politische schlagwörter verdeutscht und erläutert. 6 aufl. Berlin, Vorwärts 1919. 88 ss. kl. 8°. — 1,50 m.

P. Cauer, Von deutscher spracherziehung. 2 aufl. Berlin, Weidmann 1919. 323 ss. 8°. — geb. 11 m.

E. Danielowski, Das Hiltibrantlied. beitrag zur überlieferungsgeschichte auf paläographicher grundlage. Berlin, Mayer & Müller 1919. 103 ss. 8°. — 7 m.

B. Delbrück, Germanische syntax V: Germanische konjunktionssätze [Abhandlungen d. phil.-hist. kl. d. Sächs. Ak. d. wiss. bd XXXVI nr IV]. Leipzig, Teubner 1919. 80 ss. lex. 8°. — 3,50 m.

K. Dörr, Die Kreuzensteiner dramenbruchstücke. untersuchungen über sprache, heimat und text [Germanist. abhandlungen hrsg. v. F. Vogt, heft 50]. Breslau, M. & H. Marcus 1919. VI u. 136 ss. 8°. — 8 m.

Eckermanns gespräche mit Goethe in den letzten jahren s. lebens. kommentierte ausgabe von **Ed. Castle.** Berlin, Deutsches verlagshaus Bong & Co. o. J. 2 bde. XXVI, 407; 209 u. 476 ss. — gbd. 40 m.

G. Ehrismann, Studien über Rudolf v. Ems. Heidelberg, Winter 1919. 76 ss. 8°. — 4,50 m.

K. Fischer, Deutsche eigenart u. deutsche schicksale. zwölf bücher geschichte. schlussband. Berlin, Schwetschke & sohn 1919. 8°. — 9 m.

M. Förster, Die Beowulf-handschrift mit 2 tafeln. [Ber. üb. die verh. d. Sächs. ak. d. wiss. 71 bd, 4 heft.] Leipzig, Teubner 1919. 88 ss. 8°. — 2,90 m.

J. J. A. A. Frantzen u. **A. Hulshof,** Drei Kölner schwankbücher aus dem XVten jahrhundert: Stynchyn van der Krone, Der Boiffen Orden, Marcolphus. Utrecht, Oosthoek 1920. 91 u. LXXII ss. 8°. — 3,90 gld.

A. Graf, Los vom philologismus. Nürnberg, Burgverlag 1919. 69 ss. 8°. — 2 m.

Goethes briefwechsel mit Heinrich Meyer herausgegeben von **Max Hecker.** II bd. juni 1797 bis december 1820. [= Schriften der Goethe-gesellschaft 34 bd]. Weimar, verlag der Goethe-gesellschaft 1919. 572 ss. 8°.

Halldor Hermannsson, Catalogue of runic literature forming a part of the Icelandic collection bequeathed by Willard Fiske. Oxford, University press 1918. 105 ss. 4°.

C. v. Kraus, Die lieder Reimars d. Alten. III teil. Reimar u. Walther. text der lieder. München, G. Franz in comm. 1919. 83 ss. 4°. — 5 m.

F. Lienhard, Deutsche dichtung. 2 aufl. [Wissenschaft u. Bildung bd 150]. Leipzig, Quelle & Meyer 1919. 142 ss. 8°. — 2,50 m.

L. Lorentz, Die besten deutschen geschichtswerke. zehn listen zur auswahl [K. F. Koehler, Kl. lit. führer bd 3]. Leipzig, K. F. Koehler 1919. 144 ss. 8°. — 2,50 m.

Mon. Germ. hist. Scriptorum rerum Merovingicarum t VII 1: Passiones vitaeque sanctorum aevi Merovingici ed. **B. Krusch** et **W. Levison.** Hannover, Hahn 1919. 440 ss. 4°. — 44 m.

K. Müllenhoff, Deutsche altertumskunde IV bd. neuer verm. abdruck besorgt durch M. Roediger. Berlin, Weidmann 1920. XXIV u. 766 ss. 8°. — 36 m.

Neophilologus. vijfde jaargang, I u. II aflevering. Groningen, Wolters 1919. 192 ss. 8°. — jahrg. von 4 heften 4,90 gld.
Neuphilologische mitteilungen 1919. h. 5—8 (Helsingfors).
A. Neuburger, Die technik des altertums. mit 676 abbildungen. Leipzig, Voigtländer 1919. V u. 569 ss. 8°. — 20 m.
Fr. Neumann, Geschichte des neuhochdeutschen reims von Opitz bis Wieland. studien zur lautgeschichte der nhd. gemeinsprache. Berlin, Weidmann 1920. XVI u. 394 ss. 8. — 18 m.
M. Olsen, Eggjum-stenens indskrift med de ældre runer. Christiania. Dybwad 1919. 125 ss. 4°.
M. Olsen, Norges Indskrifter med de ældre Runer. udgivne for det Norske historiske kildeskriftfond III bd. 2 h. Christiania, Brøgger 1919. 200 ss. 4°.
H. W. Pollak, Phonetische untersuchungen. II Akzent und aktionsart (WSB.) Wien, Hölder. 14 ss. 8°. — 1,50 m.
Voigtländers Quellenbücher Leipzig, R. Voigtländer o. J. kl. 8°.
bd 71. 81. **H. Barge,** Der deutsche bauernkrieg in zeitgenössischen quellenzeugnissen. 146 u. 204 ss. — 1,20 u. 1,50 m.
bd 73. **J. Kühn,** Luther u. der Wormser reichstag. aktenstücke u. briefe. 121 ss. — 1 m.
bd 78. 78a. **Th. Hänlein,** Die beziehung der Germanen zum christentum. 102 u. 97 ss. — 2 m.
bd 79. 80. **H. Bahr,** Quellen zur brandenburgisch-preußischen geschichte. 122 u. 160 ss. — 1 u. 1,20 m.
Språk och Stil XIX h. 1. 2. Uppsala A. B Akademiska bokh. 1919.
Ph. Strauch, Paradisus anime intelligentis (Paradis der fornunftigen sele) [Deutsche texte des mittelalters bd XXX]. Berlin, Weidmann 1919. XL u. 170 ss. gr. 8°. — 14 m.
Ch. Touaillon, Der deutsche frauenroman des 18 jahrhunderts. Wien, W. Braumüller 1918. 664 ss. 8°. — 30 m., gbd. 36 m.
Veröffentlichungen des Oberhessischen museums u. d. Gailschen sammlungen. Gießen, Töpelmann. 4°.
heft 1: **O. Helmke,** Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim. I grabungsbericht 1919. 28 ss. — 3 m.
heft 2: **P. Kunkel,** Vorgeschichtliches aus dem Lumdatale. I. Das hügelgräberfeld am Homberg bei Climbach 1919. VI u. 58 ss. — 6 m.
F. Wahnschaffe, Die syntaktische bedeutung des mittelhochdeutschen enjambements [Palästra 132]. Berlin, Mayer & Müller 1919. VIII u. 215 ss. — 9 m.
Berichte aus dem Knopfmuseum von **H. Waldes.** 1917 heft 3. 4. bericht üb. die museums-eröffnung am 25 sept. 1918. Prag-Vrsovic, verlag d. Knopfmuseums.
Zeitschrift für Deutschkunde 1920, jahrgang 34 der Zeitschrift für den deutschen unterricht begründet von R. Hildebrand u. O. Lyon, herausgegeben von Walther Hofstaetter u. Friedrich Panzer. heft 1, Leipzig, Teubner 1920. — 4 m., jahrg. von 8 heften 24 m.

REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.



